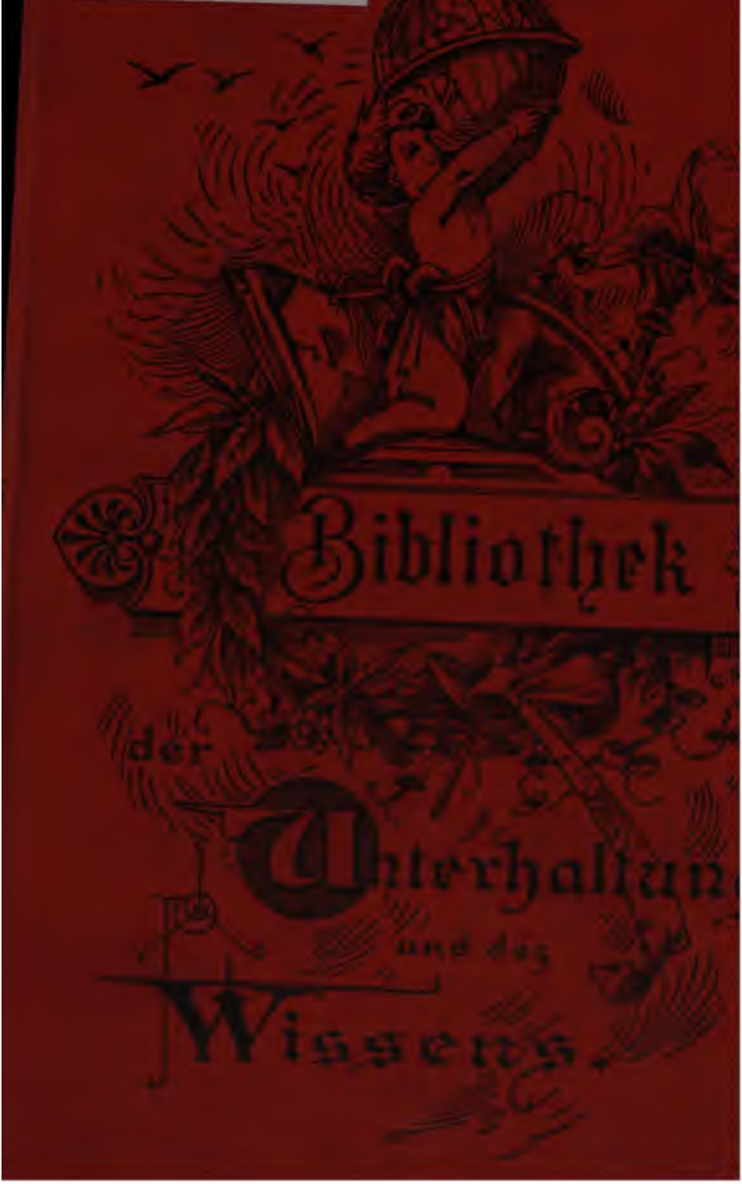
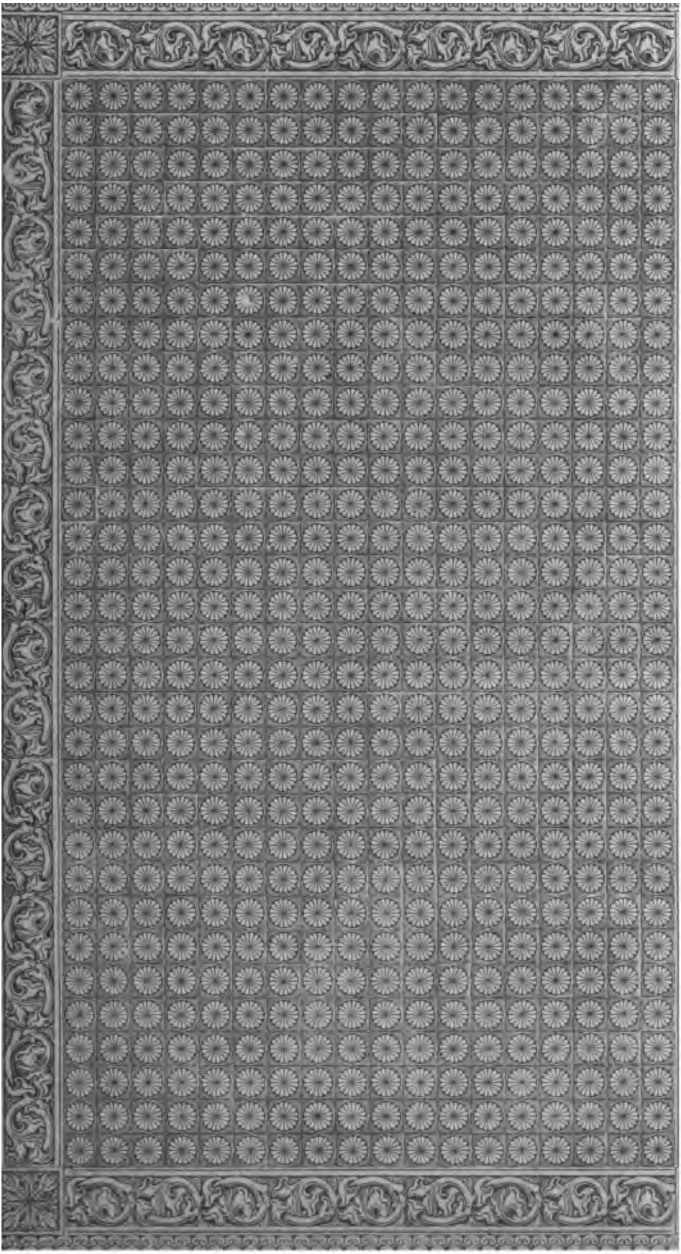
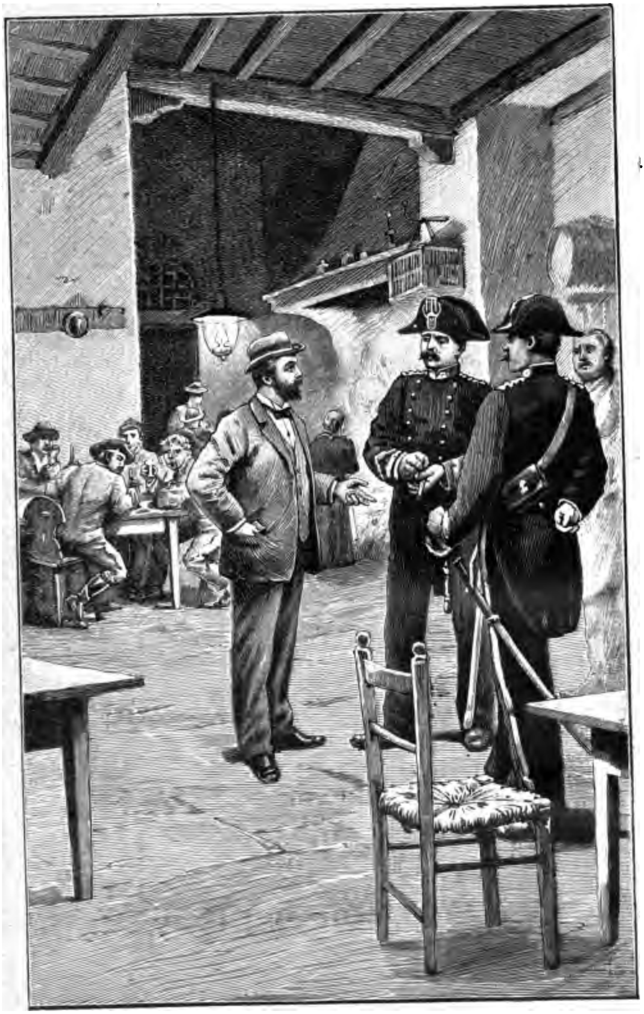

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Erzählung „Mein Schutzengel" von Johannes Wilda. (S. 74)
Originalzeichnung von E. Buffetti.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1898.

Achter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

In den Minen.

Roman von K. Orth.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

In der That stand James am nächsten Morgen vor Maud in seiner ganzen, unwiderstehlichen Schönheit. In einer wohlvorbereiteten kleinen Rede machte er ihr seinen Antrag, und das junge Mädchen ließ ihn ruhig sprechen, bis sein verlegenes Verstummen ihr anzeigte, daß er nun nichts weiter zu sagen wisse.

Dann versetzte sie kühl: „Ich bedaure, daß Sie zu spät kommen, Mr. Andrew! Aber ich habe mich bereits versagt."

Er sah sie bestürzt an. Nie war sein Gesicht weniger geistvoll gewesen, als in diesem Augenblick. „Bereits — versagt?" wiederholte er fassungslos. „Ja — wie ist denn das möglich? Ihr Vater gab mir doch die Versicherung —"

Es war gewiß nicht sein guter Engel gewesen, der ihm geraten hatte, ihres Vaters Erwähnung zu thun, denn er hatte damit die Empfindung des Mitleids, die sich eben in Mauds Herzen für ihn zu regen begonnen hatte, ganz und gar erstickt.

„Mein Vater hat Sie getäuscht," sagte sie mit eisiger

Kälte, „und wenn diese Aufklärung, wie ich vermute, für Sie einigermaßen peinlich sein sollte, so mögen Sie sich bei ihm dafür bedanken. Er gedachte mich zum Opfer eines abscheulichen Betrugs zu machen; aber ich habe diesen Betrug durchschaut, und nur weil ich sehen wollte, wie weit man das Spiel treiben würde, habe ich bis zu diesem Augenblick geschwiegen."

James Andrew war abwechselnd blaß und rot geworden. „Aber ich schwöre Ihnen, Miß Ferguson, daß ich davon nicht ein Wort verstehe. Ich weiß nichts von einem Betruge, den man gegen Sie verübt hat, und Sie würden mir eine unverdiente Beleidigung zufügen, wenn Sie glauben könnten, daß ich irgend welchen Anteil daran gehabt habe."

„Ich habe Sie dessen auch nicht für fähig gehalten, Mr. Andrew, und es thut mir leid, daß Sie in diese unangenehme Lage kommen mußten, nur weil unsere Väter, so kluge Geschäftsleute sie sonst auch sein mögen, sich diesmal in ihren Kalkulationen geirrt hatten. Aus Gründen, die ich nicht kenne und die zu erfahren ich kein Verlangen trage, wünschten sie unsere Verbindung, obwohl sie wußten, daß meine Liebe einem anderen Manne gehört."

Jetzt war James' Eigenliebe so empfindlich getroffen, daß auch er ein lebhaftes Gefühl der Entrüstung in sich aufsteigen spürte. „Wie? Das hätte man gewußt? Und man hätte gewagt, es mir zu verschweigen? — Ah, das ist allerdings eine Beleidigung, die mich zwingt, unverzüglich eine Erklärung von Ihrem Herrn Vater zu fordern. Aber — aber sind Sie Ihrer Sache auch gewiß?"

„Ich ermächtige Sie, meinem Vater jedes Wort zu wiederholen, das ich Ihnen hier gesagt habe. Ist Ihnen das noch nicht Sicherheit genug für meine Wahrhaftigkeit? Oder müssen Sie auch den Namen des Mannes erfahren, den ich liebe, ehe Sie sich entschließen, mir Glauben zu

schenken? Nun wohl, ich habe keinen Grund, ihn zu verschweigen. Er heißt Morgan O'Connor, und ich schwöre, daß ich nie einem anderen meine Hand reichen werde als ihm. Sie dürfen auch das wiederholen, Mr. Andrew — ich wünsche und erwarte sogar, daß Sie es thun."

„Ich werde handeln, Miß Ferguson," versetzte James, sich weltmännisch fassend, „wie meine Ehre und meine Selbstachtung es mir gebieten. Und so schmerzlich auch die Erfahrungen dieser Stunde für mich sein mögen, jedenfalls bleibe ich Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit zu Dank verpflichtet. Es wird mich glücklich machen, wenn Sie mir gestatten, mich künftig wenigstens ihren Freund zu nennen."

Er hatte das ohne Zweifel irgendwo gelesen und hatte es besonders groß und pathetisch gefunden, da es ihm so wohl im Gedächtnis geblieben war. Auf die Antwort kam es ihm nicht sonderlich an. Er war vollkommen zufrieden, als Maud mit einem kleinen Anflug von Sarkasmus sagte, daß sie keinen Grund habe, ihm diese Erlaubnis zu verweigern, und er atmete auf, als er sich eine Minute später endlich auf gute Art draußen befand.

„Meinem Alten werde ich auf der Stelle gründlich meine Meinung sagen," dachte er ingrimmig, während er sich in die Polster des unten wartenden Wagens warf. „Er soll wahrhaftig nicht glauben, daß ich der Mann bin, den man nach Belieben einer so schauderhaften Blamage aussetzen darf. Mit dem Halunken aber, dem Ferguson, mag er dann seinerseits Abrechnung halten."

So sehr Maud auch danach verlangt hatte, die lästige Maske endlich abzuwerfen, ein Gefühl der Genugthuung oder der Befriedigung hatte die Scene mit James in ihrem Herzen nicht zurückgelassen. Es war ihr vielmehr, als seien alle bitteren und schmerzlichen Empfindungen darin

von neuem aufgewühlt worden; schwerer als sonst lastete das Bewußtsein ihrer Verlassenheit auf ihrer Seele, und eine unwiderstehliche Sehnsucht würde sie jetzt zu der Mutter des geliebten Mannes gezogen haben, auch wenn es nicht die bange Sorge um ihr Befinden gewesen wäre, die sie dorthin drängte.

Daß in Frau O'Connors Befinden seit gestern keine Besserung eingetreten war, sah Maud auf den ersten Blick. Erhob sie sich doch nicht einmal wie sonst von ihrem Stuhle, um der jungen Besucherin entgegenzugehen, und vermißte Maud doch sogar in ihren Zügen jenen flüchtigen Schimmer der Freude, den ihr Erscheinen sonst noch immer hervorgerufen hatte.

Mühsam, trübe und wortkarg schleppte sich eine Weile ihre Unterhaltung hin, dann barg die Greisin plötzlich ihr Gesicht in den Händen, und Maud sah an den Bewegungen ihrer Schultern, daß sie weinte. Liebevoll umschlang sie ihren Nacken und schmiegte ihre Wange an das ehrwürdige weiße Haar der Kranken. Aber sie that es schweigend, denn sie fühlte, daß ein Schmerz, der dies felsenstarke Frauengemüt zu überwältigen vermocht hatte, keiner in Worte gekleideten Tröstung zugänglich sei.

Minuten vergingen ihnen so, dann richtete Frau O'Connor sich wieder auf und stöhnte: „Verfluche mich, Maud! Ich verdiene deine Liebe so wenig als dein Mitleid. Denn wenn Morgan nie mehr zurückkehrt, so bin ich es, die ihn gemordet hat.“

„O, liebste Mutter, was für Gedanken sind das! Wie kannst du dich mit so ungerechten Vorwürfen quälen!“ rief Maud erschrocken.

„Sie sind nicht ungerecht, Maud, und sie verfolgen mich Tag und Nacht, seitdem ich dich zum erstenmal bei mir gesehen habe. Bis dahin hatte mein Verlangen nach Rache mich blind gemacht. Vor meiner Seele standen immer nur die

Bilder meines hingeopferten Gatten und meines ermordeten Sohnes. Ich hatte keinen Wunsch mehr auf Erden als den, an ihren Mördern vergolten zu sehen, was ich gelitten. Aber ich bedachte nicht, daß ich eine alte, abgelebte Frau bin an der Schwelle des Grabes, der das Dasein nichts mehr zu gewähren hat. Ohne weiteres setzte ich bei Morgan dieselben Empfindungen voraus wie bei mir, ohne mich daran zu erinnern, daß für ihn ja noch alle Freuden des Lebens im Schoße der Zukunft liegen, und daß ich gar kein Recht habe, zu verlangen, daß er dies alles für Tote opfert. Wohl war es sein eigener Entschluß, das Rächeramt zu übernehmen, aber er hatte ihn in der ersten Aufwallung leidenschaftlichen Schmerzes gefaßt und in einer Stunde der Verzweiflung, da er mit der Hoffnung auf deinen Besitz alles verloren zu haben glaubte, was ihm das Leben lebenswert gemacht. Gewiß wäre er anderen Sinnes geworden, wenn ich ihn zurückgehalten, ihm zugeredet, ihn mit neuer Daseinsfreude erfüllt hätte, wie meine mütterliche Liebe es mir hätte zur Pflicht machen sollen. Aber ich habe ihn noch in seinem ersten, allzu raschen Vorsatz bestärkt, habe ihn aufgestachelt, als ich zu sehen glaubte, daß er wankend wurde — und m e i n Werk ist es, wenn er jetzt sein junges Leben verliert."

Sie hielt inne, von ihrer Bewegung überwältigt, und regungslos, stumm, mit gesenktem Kopf und fest zusammengepreßten Lippen stand Maud an ihrer Seite. In diesem Augenblick fühlte auch sie nichts als tiefen, heftigen Groll gegen die Mutter des Geliebten. Und um nichts in der Welt wäre sie im stande gewesen, der alten Frau ein Wort des Trostes zu sagen.

Frau O'Connor aber wußte diesem Verstummen die rechte Deutung zu geben. „Du schweigst!" sagte sie, „du magst die Verwünschung nicht aussprechen, die sich dir auf die Lippen drängen will. Aber ich höre sie dennoch

— ich höre sie aus der Tiefe deines Herzens klingen. Und es wäre unnatürlich, wenn du noch etwas anderes als Haß gegen mich empfinden könntest nach einem solchen Geständnis. Ach, ich hasse mich ja selbst, seitdem ich Tag für Tag durch deine Gegenwart fühlen muß, um wie viel Glück ich meinen armen Sohn in der unseligen Verblendung meiner furienhaften Rachegier bestohlen habe."

Sie preßte die abgezehrten Hände zusammen, und nachdem sie minutenlang mit leerem Blick vor sich hin gestarrt hatte, fuhr sie mit tonlos gewordener Stimme fort: „Wenn ich ihn zurückrufen könnte, meinen Morgan — wenn ich ein Mittel besäße, seinen Aufenthalt zu erfahren — ach, mit dem Aufgebot meiner letzten Kraft wollte ich mich dahin schleppen und ihn beschwören, auf die Vollendung dieses unglückseligen, schrecklichen Unternehmens zu verzichten. Aber er hat seit mehr als zwei Monaten keine Nachricht mehr an mich gelangen lassen, und der einzige, der mir Auskunft über ihn geben könnte, der Mann, dem er sich auf meine Veranlassung mit Leib und Seele verschrieben hat — er antwortet mir auf keine meiner verzweifelten Fragen. So wird er niemals zurückkehren, und nie wirst du ihn wiedersehen, du armes, armes Kind! Ich weiß es, denn er ist mir in der vorletzten Nacht erschienen, stumm, totenbleich, mit einer furchtbaren Wunde auf der Stirn und einer furchtbaren Anklage gegen mich in den gebrochenen Augen. — Als ich seinen Namen rief, war er verschwunden. Aber ich sehe das schreckliche Bild immer vor mir, bei Tag und bei Nacht, und bis zu meinem letzten Atemzuge werde ich es sehen."

Noch immer war Maud unbeweglich geblieben, aber der schwere Kampf in ihrem Herzen war jetzt zu Ende gekämpft, und das Mitleid mit der unglücklichen, von den Vorwürfen ihres Gewissens so grausam gefolterten Mutter hatte über jede andere Empfindung den Sieg behalten.

Lautlos glitt sie plötzlich neben der Greisin auf den Teppich nieder, umfaßte ihre zitternde Gestalt und küßte sie auf beide Wangen.

„Maud! Mein Kind! — Meine geliebte Tochter! — Ja, kannst du mir denn wirklich verzeihen, was ich an ihm und an dir gethan?"

„Ich habe dir nichts zu verzeihen, Mutter! Aber du wirst mir jetzt alles sagen, nicht wahr? — Und dann werde ich mich aufmachen, ihn zu suchen und ihn dir zurückzubringen. Wo er auch sein mag, ich werde ihn finden!"

Und die schwerkranke Greisin war nicht mehr stark genug, das Gelübde des Schweigens zu halten, das sie ihrem scheidenden Sohne abgelegt hatte.

16.

Als Maud nach vierstündiger Abwesenheit zurückkehrte, geschah, was sie erwartet hatte. Ihr Vater, der offenbar auf ihr Kommen gewartet hatte, trat über die Schwelle ihres Zimmers, noch ehe sie damit fertig geworden war, die Handschuhe auszuziehen. Sein faltiges Gesicht schien gleichmütig und undurchdringlich wie immer, aber in der Art, wie seine hageren, knotigen Finger an der Uhrkette zerrten, verriet sich doch eine nervöse Unruhe, die seinem Wesen sonst sehr fremd war.

Maud war darauf gefaßt, daß er sie mit Vorwürfen wegen ihres Verhaltens gegen James Andrew überschütten würde, denn sie hegte nicht den geringsten Zweifel, daß ihm inzwischen bereits jedes ihrer Worte von vorhin überbracht worden sei. Aber zu ihrem Befremden geschah nichts derartiges.

Ferguson sagte vielmehr in einem Tone, als ob er im Begriff sei, ihr die gleichgültigste Mitteilung von der Welt zu machen: „Ich habe da eine Neuigkeit, die dich interessieren wird. Jener Morgan O'Connor, dem du

seiner hübschen Stimme und vielleicht auch noch anderer guten Eigenschaften wegen eine so lebhafte Teilnahme zuwandtest, hat, wie ich gestern erfahren habe, unten in Pennsylvanien ein jämmerliches Ende genommen."

Wenn es ihm darum zu thun gewesen war, eine wirksame Strafe für seine unbotmäßige Tochter zu ersinnen, so durfte er sich in diesem Augenblick mit Genugthuung sagen, daß es ihm gelungen war, die grausamste zu finden. Ihr Erbleichen, ihr Wanken, das Entsetzen in ihren Augen, die plötzlich größer und dunkler geworden schienen — alles mußte ihm ein Beweis dafür sein, daß der Schlag sie ins innerste Herz getroffen. In der That fühlte sich Maud einer Ohnmacht nahe. Es war, als würde ihr der Boden unter den Füßen weggezogen, und als begönnen die Gegenstände um sie her zu kreisen. Aber sie *wollte* nicht zusammenbrechen, und seltsamerweise war es gerade ein Blick auf ihres Vaters hageres, gelbes, unbewegtes Gesicht, der ihr mit einem Schlage ihre ganze Festigkeit wiedergab.

Nicht die guten Saiten in ihrer Seele freilich waren es, die der Anblick dieses kalten, teilnahmlosen Antlitzes erklingen machte. Was sich bisher vielleicht noch, ihr selber halb unbewußt, an pietätvollen und kindlichen Empfindungen in ihrer Brust lebendig erhalten haben mochte, jetzt war es tot und für immer, unwiederbringlich dahin. Sie sah in dem Manne, der ihr da im vollkommensten Gleichmut gegenüberstand, nur noch einen Feind, den Urheber all ihres Unglücks.

Ihrer selbst nicht mehr mächtig, zerriß sie das letzte Band zwischen sich und ihm, indem sie ihm voll flammenden Zornes zurief: „Das ist nicht wahr! — Du willst mich betrügen, wie du mich und ihn schon einmal betrogen hast. Aber ich glaube dir nicht."

Eine Totenstille folgte ihren Worten. Ferguson stand da, als wäre seine ganze eckige Gestalt aus Holz geschnitten.

Er fuhr weder in strafendem Unwillen auf, noch machte er einen Versuch, sie mit väterlicher Milde zurechtzuweisen. Nachdem er vielleicht eine Minute hatte verstreichen lassen, ohne sich zu rühren, knöpfte er langsam seinen Rock auf und zog einen zusammengefalteten Brief aus der Tasche.

„Ich hatte es mit ihm nicht schlecht im Sinne," sagte er so gelassen, als hätte er ihre Aeußerung gar nicht vernommen. „Ich wußte, daß er ein Phantast ist, und daß er früher oder später an seiner eigenen Narrheit zu Grunde gehen würde, wenn man ihn sich selbst überließe. Darum beauftragte ich ein Detektivebureau, mir in regelmäßigen Zwischenräumen über ihn zu berichten, damit ich zur rechten Zeit helfend eingreifen könne, wenn es sich als notwendig erweisen sollte. Aber er war aus New York verschwunden, und über seinen Verbleib ließ sich nichts weiter ermitteln, als daß er angeblich nach Pennsylvanien gereist sein sollte, um der Beerdigung seines von den Molly-Maguires ermordeten Bruders beizuwohnen. Er war von dort nicht zurückgekehrt, und diese Mitteilung hier, die ich, wie gesagt, erst gestern empfing, erklärt ja nun zur Genüge, weshalb er nicht zurückkehren konnte. Ich lasse sie dir hier, denn für mich hat das Blatt weiter kein Interesse. Solltest du mir nachher noch irgend eine Mitteilung zu machen haben, so wirst du mich immer bereit finden, dich anzuhören."

Er legte das Papier auf den Tisch und verließ das Zimmer. Ungestüm hatte Maud nach dem beschriebenen Blatt gegriffen, aber es verging doch noch eine geraume Weile, ehe sich ihr die Buchstaben, die vor ihren Augen flimmerten und tanzten, zu Worten und Sätzen zusammenfügten. Und nach Minuten erst hatte sie den Inhalt der im trockensten Stil abgefaßten Mitteilung in seiner ganzen Furchtbarkeit ergriffen. Sie lautete:

„Nach der genauen Personalbeschreibung ist der von

Ihnen gesuchte Morgan O'Connor identisch mit einem nicht rekognoszierten Manne, dessen Leiche vor ungefähr vier Wochen unterhalb Pottsville aus dem Schuylkillflusse gezogen und bereits tags darauf an dem Orte ihrer Auffindung begraben worden ist, da der weit vorgeschrittene Verwesungszustand diese Beschleunigung unumgänglich notwendig machte. Das Urteil des Leichenbeschauers über diesen Fall lautete dahin, daß der Tote, bei dem keinerlei Papiere, Schmucksachen oder Wertgegenstände vorgefunden wurden, den besseren Ständen angehört haben müsse und allem Anschein nach das Opfer eines Verbrechens geworden sei, da eine Verletzung an der rechten Wange und eine Schußwunde auf der Stirn festgestellt werden konnten. Wie lange der Körper bereits im Wasser gelegen, vermochten die Aerzte nicht mehr zu schätzen; es konnten aber nach ihrer Meinung seit dem Eintritt des Todes schon mehrere Wochen oder selbst Monate vergangen sein. Die Personalbeschreibung, die dem Bericht der Totenschaujury angefügt ist, lautet: Alter: fünfundzwanzig bis dreißig Jahre; kräftige, wohlgebaute Gestalt; regelmäßiges Gesicht von ausgesprochen irischem Typus; hohe, gewölbte Stirn; braune Augen; lockiges dunkles Haar und Bart von derselben Farbe. — Es dürfte danach kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß O'Connor, der vielleicht der Entrüstung über das an seinem Bruder verübte Verbrechen allzu lauten und unvorsichtigen Ausdruck gegeben hat, sich aus diesem oder irgend einem anderen Grunde ebenfalls den Haß der Molly-Maguires zugezogen hat und von ihnen ermordet worden ist. Weitere Ermittelungen nach dieser Richtung hin anzustellen, dürfte nach unserem Ermessen völlig zwecklos sein, da schon eine zu lange Zeit seit der Verübung des Verbrechens vergangen und es außerdem erfahrungsgemäß so gut wie unmöglich ist, über eine von den Molly-Maguires begangene Mordthat jemals völlige Aufklärung

zu erhalten. Wir betrachten demnach unseren Auftrag als erledigt und werden uns erlauben, Ihnen demnächst unsere Rechnung zu überreichen."

Maud las die Mitteilung dreimal; aber beim dritten Male kam sie nicht mehr zu Ende. Mit einem Aufschrei der Verzweiflung war sie auf den Teppich niedergeglitten.

— — — — — — — — — — — —

Als seine Tochter an der Mittagstafel nicht erschien, schickte Ferguson den Diener hinauf, um sich nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen. Der Mann kam mit der Meldung zurück, das Fräulein fühle sich nicht ganz wohl und wünsche für den Rest des Tages ungestört auf ihrem Zimmer zu bleiben — eine Auskunft, die seinen Gebieter durchaus nicht zu beunruhigen schien, da er weder eine weitere Frage hatte, noch sich veranlaßt sah, selbst zu Maud hinaufzugehen.

Einige Einladungen, die für den Abend bereits ergangen waren, wurden auf seine Anordnung abgesagt, und früher als sonst erlosch an diesem Tage das Licht hinter den Fenstern des Fergusonschen Hauses.

Am nächsten Morgen aber empfing Ferguson mit der Post einen Brief, auf dem er sofort die sicheren und eleganten Schriftzüge seiner Tochter erkannte. Er riß den Umschlag auf und las:

„Wenn diese Zeilen Dir zu Gesicht kommen, bin ich bereits weit von hier entfernt, und keine Gewalt der Erde wird mich nach New York zurückbringen, ehe der Zweck meiner Reise vollkommen erreicht worden ist. Dieser Zweck aber ist, mir über Morgan O'Connors Schicksal Gewißheit zu verschaffen — an seinem Grabe zu weinen, wenn er tot ist, als sein Weib bei ihm zu bleiben, wenn er noch unter den Lebenden weilt. Versuche nicht, mir zu folgen oder mich durch Detektives verfolgen zu lassen; denn ich schwöre, daß ich mich in dem Augenblick töten

werde, da man mich mit Gewalt an der Ausführung meines Vorhabens hindert. Mit Geldmitteln bin ich vorerst hinlänglich versehen, und da ich mich für berechtigt gehalten habe, einen Teil der Schmucksachen mit mir zu nehmen, die ich Deiner Freigebigkeit verdanke, so fürchte ich auch dann nicht im Elend umzukommen, wenn viele Wochen oder Monate vergehen sollten, ehe ich mein Ziel erreicht habe. Vor Eintritt dieses Zeitpunktes wirst Du kaum wieder von mir hören; es sei denn, daß mir vorher etwas zustieße, und daß mitleidige Seelen sich veranlaßt sehen, Dich davon in Kenntnis zu setzen.

Ich weiß, daß ich für mein Unternehmen nicht auf Deinen Segen rechnen kann, und ich erbitte von Deiner väterlichen Liebe nichts weiter, als daß Du ihm keine Hindernisse bereitest. Sie würden mich ja nicht abhalten zu thun, was ich mir vorgesetzt habe; aber sie würden es mir vollends unmöglich machen, jemals wieder zu Dir zurückzukehren als Deine Tochter Maud."

Sobald Ferguson den Brief überflogen hatte, drückte er auf den Knopf des Telegraphen und ließ die Gesellschafterin seiner Tochter zu sich bitten. Mit allen Anzeichen der Aufregung und der Angst trat das ältliche Fräulein wenige Minuten später über die Schwelle, und der vernichtende Blick, mit dem ihr Brotherr sie empfing, brachte sie auch um den letzten armseligen Rest ihrer Fassung.

Stotternd und stammelnd wollte sie sich zu entschuldigen beginnen, ehe noch Ferguson ein Wort an sie gerichtet hatte, aber seine befehlende Handbewegung machte sie verstummen.

„Wann hat meine Tochter das Haus verlassen?" fragte er, ohne seine Stimme lauter zu erheben als sonst, und ohne in Haltung und Mienen irgend welche ungewöhnliche Erregung zu verraten.

„Gestern abend bei Einbruch der Dunkelheit," kam es kaum verständlich von den bebenden Lippen der Gesellschafterin zurück. „Ich weiß wohl, daß es meine Pflicht gewesen wäre, Sie davon sogleich zu unterrichten, um so mehr, als ich ja bemerkt hatte, daß es sich um eine heimliche Entfernung handeln sollte; aber Fräulein Maud hatte mir mit solcher Bestimmtheit befohlen —"

Wieder schnitt ihr Fergusons Hand die Weiterrede ab. „Antworten Sie mir gefälligst nur auf das, was ich Sie frage. Kennen Sie die Gründe, die meine Tochter zu dieser Reise veranlaßt haben? Und ist Ihnen bekannt, wohin sie sich von hier aus begeben wollte?"

„Nein, Mr. Ferguson. Ich weiß von dem einen so wenig wie von dem anderen. Ich —"

„Es ist gut. Ich verlange nichts weiter von Ihnen zu wissen. Da meine Tochter für unbestimmte Zeit abwesend sein wird, kann ich von Ihren Diensten fernerhin keinen Gebrauch machen. Mein Sekretär wird Ihnen Ihr Gehalt für das laufende Halbjahr auszahlen, und ich habe nichts dagegen, wenn Sie mein Haus schon heute verlassen."

Damit wandte er sich den geschäftlichen Korrespondenzen zu, die ihm die Morgenpost zugleich mit dem Briefe seiner Tochter gebracht hatte, und sein Gesicht war genau so ruhig wie an dem Tage, da er hinter dem blumengeschmückten Sarge seines schönen jungen Weibes einhergeschritten war.

17.

„Zum Teufel, M'Donald, wirst du es nicht bald müde sein, hier auf und ab zu rennen wie ein gefangener Wolf? Sage uns lieber, was du vorhast, und laß uns vernünftig über die Sache reden, denn diese Geheimniskrämerei unter guten Freunden ist einfach lächerlich."

George Kerrigan rief diese Worte mit allen Zeichen des Unmuts seinem hageren Gefährten zu. Die drei zu Edward Boyles „Hinrichtung“ abgesandten Vertrauensmänner der Gruppe zu Pottsville befanden sich in einem kleinen, nach dem Hofe hinaus gelegenen Zimmer von Duffys Taverne in Shenandoah, einem Hause, das seinem Aeußeren nach ein ziemlich armseliges Mittelding zwischen einem Gasthofe und einer Branntweinschänke untersten Ranges darstellte. Sie hatten bis gegen den hellen Morgen hin unter einem Haufen lärmender Molly-Maguires im Qualm der Gaststube gesessen, und schon nach kaum dreistündigem Schlummer waren Kerrigan und Dougherty von ihrem Kameraden M'Donald geweckt worden, der seine Kleider gar nicht erst abgelegt hatte und auf seiner Lagerstätte offenbar keine Ruhe fand, da er mit dröhnenden Schritten den kleinen Raum zu durchmessen begann. Während die Gesichter seiner beiden Gefährten ziemlich blaß und übernächtig erschienen, war in seinem knochigen Raubvogelgesicht nicht das kleinste Anzeichen einer Ermüdung wahrzunehmen. Viel eher hätte man glauben können, daß eine Ueberfülle von Kräften, die nach Bethätigung verlangten, ihn so ruhelos umherjage. Mit der Gebärde eines Menschen, der sich danach sehnt, etwas zu packen und zu Boden zu schleudern, reckte er von Zeit zu Zeit seine langen, sehnigen Arme, und wie ein Aechzen der Ungeduld kam es aus seiner Kehle, so oft er die unförmliche silberne Taschenuhr zog, um das Vorrücken des Zeigers zu beobachten.

Fast eine Stunde lang hatten die beiden anderen ihn ungehindert gewähren lassen. Nun aber war George Kerrigan nicht länger im stande gewesen, seinen Unmut über den gestörten Morgenschlummer zu bemeistern. Indem er M'Donald jene ärgerliche Bemerkung zugerufen, hatte auch er sich von seinem Strohsack erhoben und fing

nun an, sich langsam anzukleiden. Da er keine Antwort erhielt, und da sein älterer Genosse die ruhelose Wanderung fortsetzte, wie wenn er nichts gehört hätte, hielt er es nach Verlauf einiger Minuten für angebracht, noch etwas deutlicher zu werden.

„Hältst du uns denn für Schuljungen, M'Donald? Sind wir hierher gekommen, um Aepfel zu mausen, oder ist dies eine Sache auf Leben und Sterben? Ein Narr müßte ich sein, wenn ich auch nur einen einzigen Schritt thäte, ohne zu wissen, wie und warum. Es kommt mir wahrhaftig nicht darauf an, ein paar Kugeln in den Leib zu kriegen, wenn es nicht anders sein kann; aber ich will um meine Meinung gefragt sein und will nicht nach eines anderen Pfeife tanzen wie ein stumpfsinniger Nigger."

Jetzt war Jack M'Donald stehen geblieben. Er maß den Unzufriedenen mit einem funkelnden Blick und wandte sich dann gegen Dougherty, der sich anscheinend ganz behaglich auf seinem Lager streckte.

„Und wie ist deine Ansicht, Dougherty?" fragte er kurz.

„Ich meine, daß Kerrigan im Grunde nicht unrecht hat. Drei Männer haben am Ende doch mehr Verstand als einer, und eine gute Idee wird dadurch nicht schlechter, daß man sie nach allen Seiten hin gehörig überlegt."

Da reckte sich M'Donald hoch auf und trat mit geballten Fäusten auf die beiden zu. „Ich aber sage euch, daß ich mich lieber in Stücke reißen ließe, ehe ich euch auch nur eine Silbe von meinem Plan verriete. Dreimal ist es mißlungen, aber zum viertenmal soll es mir nicht fehlschlagen. Laßt doch sehen, ob auch diesmal wieder etwas dazwischen kommt, wenn außer mir keiner da ist, der den Verräter spielen könnte."

Blitzschnell war George Kerrigan aufgefahren und stand ihm in drohender Haltung gegenüber. „Noch einmal dies Wort und, bei Gott, du sollst an dem Verräter

ersticken. Kommen wir lebendig nach Pottsville zurück, so wirst du mir vor den versammelten Brüdern Genugthuung geben für diesen Schimpf."

„Gieb mir zuvor eine Erklärung, wie es möglich war, daß Boyle dreimal gewarnt werden konnte. Ich denke, daß ich es sein werde, der Rechenschaft verlangt, nicht du."

George Kerrigan stieß einen Wutschrei aus. Mit keuchender Brust und sprühenden Augen standen sie sich gegenüber, jeder von ihnen offenbar bereit, sich im nächsten Moment auf den anderen zu stürzen.

Da aber sprang Dougherty auf und trat zwischen die beiden. „Seid ihr denn von Sinnen, daß ihr Händel anfangen wollt, noch ehe wir etwas ausgerichtet haben? Sollen sich alle hunderttausend Hibernier in den Vereinigten Staaten erzählen dürfen, daß die Gruppe von Pottsville Narren und Raufbolde ausgeschickt habe, als man drei entschlossene und besonnene Männer von ihr verlangte? Wegen der Beschimpfung, die du uns eben zugefügt hast, M'Donald, werden wir uns später und an einem anderen Orte auseinandersetzen. Jetzt ist dazu keine Zeit; denn jetzt gilt es nicht zu streiten, sondern einmütig zu handeln. Bist du so sicher, daß dein neuester Anschlag uns besser und zuverlässiger zum Ziele führen wird, als die vorigen — wohlan, ich werde von der Partie sein, auch ohne deinen Plan zu kennen. Die Verantwortung für die Folgen fällt dann allein auf dich."

Die ruhige Entschiedenheit seines Auftretens übte unverkennbar eine starke Wirkung auf M'Donald sowohl als auf Kerrigan aus. Wenn sie ihn im ersten Moment seiner Einmischung beide mit wütenden Blicken angesehen hatten, so waren, indem er sprach, ihre erhobenen Arme herabgesunken, und auf Kerrigans Gesicht malte sich jetzt eine gewisse unschlüssige Verlegenheit.

„Wer hat ihn zu unserem Hauptmann gemacht," knurrte

er nur noch, „daß wir ihm blindlings gehorchen müßten, ohne zu wissen, was er eigentlich vorhat?"

„Ihr sollt es schon noch zur rechten Zeit erfahren," sagte M'Donald, der wieder mit ungeduldigem Griff seine Uhr aus der Tasche gezerrt hatte. „In einer Stunde, wenn es zu spät ist, Boyle zu warnen, werdet ihr es wissen. Dann soll sich zeigen, wer von uns dreien es ehrlich meint mit seiner Sache, und ich bin der Mann nicht, der —"

Er kam nicht mehr dazu, den begonnenen Satz zu vollenden, denn in diesem Augenblick wurde die Thür des Zimmers heftig aufgerissen, und ein Mann von kleiner, untersetzter Gestalt fuhr wie eine abgeschossene Kanonenkugel herein. Er war ganz außer Atem, das abstoßend häßliche, plattnasige Gesicht unter dem borstigen gelben Haar war von einer dunklen Röte überzogen, und während der ersten Sekunden ließen nur die heftigen Bewegungen seiner Arme darauf schließen, daß er etwas Außerordentliches mitzuteilen wünsche.

„Zum Henker, Duffy, was ist passiert?" unterbrach M'Donald seine eigene Rede. „Hast du den Sheriff mit seinen Konstablern schon im Hause?"

Der Gefragte schüttelte den Kopf. Keuchend und pustend stieß er hervor: „Boyle ist tot. Zwei Kameraden von der Gruppe in Coaldale haben ihn in seinem Hause erschossen."

Die drei Männer sahen einander an, als wäre ihnen etwas Ungeheuerliches, Unfaßbares verkündet worden. M'Donald war der erste, der die lähmende Ueberraschung abschüttelte, indem er in ein grimmiges Gelächter ausbrach: „Er ist tot — hört ihr's? Er ist tot! Sie haben uns nicht dazu gebraucht! Während wir uns hier die Köpfe zerbrachen und schöne Reden hielten, sind zwei richtige Männer einfach hingegangen, ihn zu erschießen.

In seinem Hause — wie ich es heute thun wollte, und wie ich es gleich am ersten Tage gethan hätte, wenn ihr nicht in eurer Feigheit zuerst darauf bedacht gewesen wäret, daß euch ein sicherer Weg zur Flucht offen bleibe. Nun habt ihr den Lohn dafür — nun habt ihr ihn! Ein schönes Stück Arbeit, das wir da gemacht haben — wahrhaftig ein ausgezeichnetes Stück Arbeit."

Er, der sonst so Schweigsame und Verschlossene, hatte in seinem Zorn die Worte hervorgesprudelt, daß niemand im stande gewesen war, ihn zu unterbrechen.

Jetzt aber packte ihn Duffy etwas unsanft am Arm. „So schweige doch und laß mich zu Ende reden! Daß Boyle abgethan wurde, ist gut, und für unsere Sache ist es ganz gleichgültig, wer es gethan hat; aber daß Alexander Campbell von Coaldale im Gefängnis sitzt, ist nicht gut, denn er wurde von verkleideten Polizisten ergriffen, die Boyles Haus umstellt hatten, und unter solchen Umständen können hundert Zeugen ihm kein Alibi schaffen, wenn er vor die Geschworenen kommt."

„Verrat!" knirschte M'Donald, „schändlicher Verrat!" Und wieder streifte ein böser, mißtrauischer Blick seine beiden Gefährten. „Und der andere?"

„Er schoß auf die Polizisten, die ihn verfolgten, und dadurch gelang es ihm, sie sich vom Leibe zu halten, bis andere sich dazwischen warfen und ihm freie Bahn schafften für seine Flucht. Auch ich war unter denen, die auf den Knall der Schüsse hinzuliefen, und obwohl ich keine Ahnung hatte von dem, was geschehen war, begriff ich doch die Situation sofort, als ich den Mann mit dem rauchenden Revolver in der Hand wie einen gehetzten Hasen rennen sah. Eben war er drauf und dran, sich in eine Sackgasse zu verirren, da rief ich ihm das Paßwort zu, und indem ich mir den Anschein gab, als liefe ich selbst wie ein Schweißhund hinter ihm drein, brachte ich ihn mit halb-

lauten Zurufen dahin, wo ich ihn haben wollte, um ihn vor diesen verfluchten Yankees vollends in Sicherheit bringen zu können. Es war eine Hetze, an die ich mein Lebtag denken werde — ich glaube, die halbe Lunge ist mir dabei zum Teufel gegangen. Aber die Hauptsache ist, daß ich ihn doch glücklich hierher brachte, und daß ihn hier keiner finden soll, der etwas Uebles gegen ihn im Sinne hat."

„Eine wackere That," sagte Dougherty im Tone aufrichtigster Anerkennung. „Und wer ist der brave Bursche, der uns so kurz entschlossen zuvorkam?"

„Er hat mir seinen Namen genannt — wartet einen Augenblick, ich werde mich gleich darauf besinnen. Ja so — Hurley heißt er — Thomas Hurley — ein Bursche von kaum zweiundzwanzig Jahren, aber ein ganzer Mann."

„Das will ich meinen," bekräftigte M'Donald nachdrücklich. „Wo ist er, daß ich ihm die Hand drücken kann?"

„Ich setzte ihm in meinem Schlafzimmer eine Flasche Rum vor, damit er sich erst ein wenig erhole. Aber ich denke, nun wird er ungefähr so weit sein, daß er euch die Geschichte selbst erzählen kann. Ich hole ihn."

Er zögerte nicht, diesen Vorsatz auszuführen, und gleich darauf betrat er in Begleitung des Geretteten wieder das Zimmer.

Das Aussehen eines Helden hatte Hurley nun allerdings nicht, denn er war ein schmächtiger, schmalbrüstiger Bursche mit bartlosem, blassem, fast noch knabenhaftem Gesicht. Seine Haltung aber war die eines Mannes, der sich der vollbrachten Großthat vollkommen bewußt ist, und ein widerwärtiges Lächeln umspielte seine dünnen Lippen, die noch blutlos waren von der kaum überstandenen Todesangst.

„Von einem solchen Kinde also haben wir uns be-

schämen lassen, daß wir Zeit unseres Lebens keinem ehrlichen Manne mehr frei in die Augen sehen können," rief M'Donald, indem er die dürftige Gestalt kopfschüttelnd betrachtete. „Nun, gleichviel — gethan ist gethan! Und wenn es noch nach Recht und Billigkeit geht in unserem Orden, müssen dir wenigstens tausend Dollars gezahlt werden, mein Junge!"

Er schüttelte Hurley kräftig die Hand, und Dougherty wie Kerrigan thaten dasselbe. Dann aber verlangten alle Genaueres über den Hergang des großen Ereignisses zu hören, und der junge Mörder ließ sich nicht lange vergebens um einen ausführlichen Bericht über seine Heldenthat bitten.

„Die Gruppe in Coaldale hatte den Direktor Boyle zum Tode verurteilt, weil er ein gefährlicher Feind unserer Sache war. „Die Brüder in Shenandoah werden uns Dank wissen, wenn wir ihnen die Arbeit abnehmen," sagte unser Vorsteher Allister; es kommt eben darauf an, daß wir ein paar tüchtige Leute finden, um das Urteil zu vollstrecken. Da meldete sich mein Freund Campbell, der um zwei Jahre älter ist als ich, und weil wir bis zu diesem Tage noch immer alles gemeinsam unternommen haben, so sagte ich: „Wenn du hingehst, Alexander, so gehe ich auch hin." Und so wurden wir beide gewählt. Wir hatten jeder eine ziemlich sichere Hand; aber wir übten uns doch noch drei Tage lang vom Morgen bis zum Abend im Schießen nach der Scheibe, und dann machten wir uns zu Fuß auf den Weg von Coaldale hierher. Weil wir in Shenandoah keinen Menschen kannten, blieben wir die Nacht in Clarks Gasthof — es war der erste, den wir fanden — und erkundigten uns nach der Wohnung des Direktors Boyle. Nachdem wir dann heute morgen ein paar Gläser Whisky getrunken hatten, gingen wir hin und sagten dem Diener, der uns nicht hineinlassen wollte,

wir hätten Herrn Boyle eine wichtige und dringende Mitteilung zu machen in Bezug auf eine Verschwörung gegen sein Leben."

„Eine ausgezeichnete Idee!" lobte M'Donald, und Duffy fügte lachend hinzu: „Du kannst es weit bringen, mein Junge! Ich will gehängt sein, wenn ich dich nicht in ein paar Jahren als Gruppenvorstand sehe."

„Während wir mit dem Bedienten unterhandelten," fuhr Thomas Hurley, sich noch mehr in die Brust werfend, fort, „kam ein Mann in das Vorzimmer hinaus, den wir nach der Beschreibung gleich für Boyle hielten. Aber der größeren Sicherheit halber ging ich doch auf ihn zu und fragte bescheiden, ob er der Direktor der West-Shenandoah-Grube sei und ob er uns nicht eine kurze Unterredung gewähren wolle. Er sah mich vom Kopf bis zu den Füßen an, ebenso meinen Freünd Campbell, dann sagte er: „Ich bin es. Folgt mir!" und kehrte uns den Rücken, um die Thür in das Nebenzimmer zu öffnen. Das war der richtige Augenblick. Campbell machte mir ein Zeichen, und weil ich der nächste bei dem Manne war, schoß ich zuerst. Er rief nur: „Ah — Schurken!" und fiel vornüber auf das Gesicht. Dann schoß mein Freund zweimal rasch hintereinander auf den am Boden Liegenden, der sich aber schon gar nicht mehr rührte. Meine Kugel muß ihm durch den Kopf gegangen sein, und er war wohl gleich tot. Nun beeilten wir uns natürlich, hinauszukommen. Der Bediente war mit lautem Geschrei davongelaufen; aber in der Thür warfen sich uns zwei Männer entgegen und riefen: „Halt! Im Namen des Gesetzes — ihr seid verhaftet!" Ich schoß auf den, der mich ergreifen wollte, und er prallte zurück. Ob ich ihn getroffen habe, weiß ich nicht, doch konnte ich jedenfalls an ihm vorbei und die Straße gewinnen. Mein Freund Campbell hatte auch schießen wollen, aber der verwünschte

Revolver muß versagt haben. Ich sah noch, wie er mit dem Polizisten zu ringen anfing; aber ich konnte ihm nicht beistehen, denn von rechts und links rannten noch fünf oder sechs andere herbei, die gleich alle mit ihren Knütteln auf ihn loszuschlagen begannen. So mußte ich denn den armen Alexander seinem Schicksal überlassen und auf meine eigene Rettung bedacht sein. Ich lief, was ich konnte, und da ich ja noch vier Schüsse in meinem Revolver hatte, drehte ich mich jedesmal, wenn mir einer gar zu nahe kommen wollte, um und gab Feuer."

„Das weitere haben die Gentlemen bereits gehört," fiel Duffy ihm ins Wort. „Und das Traurige bei der Sache ist, daß sich Campbell in den Klauen des Sheriffs befindet. Wäre das Haus nicht umstellt gewesen, so säße er jetzt fröhlich hier in unserer Mitte, und den hätte ich sehen mögen, der im stande gewesen wäre, ihm seine Beteiligung an der Sache nachzuweisen. Jetzt aber, nachdem er auf frischer That festgenommen worden ist — jetzt gebe ich keine zehn Cents mehr für sein Leben."

„Tod den Verrätern!" stieß M'Donald, der von seinem Verdacht wie von einer fixen Idee verfolgt zu werden schien, zwischen den Zähnen hervor. Kerrigan aber, der sich damit begnügte, ihm einen verächtlichen Blick zuzuwerfen, wandte sich an Hurley mit der Frage: „Glaubst du, daß hier in Shenandoah jemand ist, der Campbell kennt? Oder hältst du ihn für thöricht genug, daß er selbst seinen Namen angeben könnte?"

„Das thut er gewiß nicht. Wir haben lang und breit darüber gesprochen, wie wir uns verhalten würden, wenn die Sache schief gehen sollte. Er wird sich einen falschen Namen beilegen und im übrigen jede Auskunft verweigern."

„Dann ist noch nicht alles verloren," sagte Kerrigan mit finsterer Entschlossenheit. „Wir werden ein paar

Dutzend entschlossene Männer zusammenbringen und heute abend das Gefängnis stürmen."

Der Vorschlag hatte offenbar M'Donalds Beifall, aber noch ehe er seine Zustimmung hatte aussprechen können, kam ihm Duffy zuvor.

„Der Gedanke ist gut; aber es ist leider unmöglich, ihn auszuführen. Würdet ihr das Countygefängnis von Shenandoah kennen, so brauchte ich's euch nicht erst zu sagen. An seinen Mauern können sich ein paar hundert tapfere Männer die Köpfe einrennen, ohne daß auch nur ein einziger dazu kommt, seinen Fuß hineinzusetzen. Und ihr könnt sicher sein, daß es niemals besser bewacht worden ist als heute."

Die anderen schwiegen und blickten ernst vor sich nieder. Da sagte Dougherty wie jemand, der nach reiflichem Nachdenken zu einem Entschluß gekommen ist, in zuversichtlichem Tone: „Wozu brauchen wir ein paar Dutzend Männer für ein Unternehmen, für das ein einziger genug ist? Ich nehme es auf mich, Campbell zu befreien."

„Du?" riefen die vier wie aus einem Munde, und deutlich genug malten sich Unglaube und spöttische Geringschätzung auf ihren Gesichtern.

Dougherty aber, unbeirrt durch diesen beinahe beleidigenden Ausdruck des Zweifels, fuhr gelassen fort: „Ja — ich, wie ich es doch wohl soeben deutlich genug ausgesprochen habe. Und da er doch unter allen Umständen befreit werden muß, so verstehe ich nicht, was euch dabei so sehr in Erstaunen setzen kann."

„Hol mich der Henker!" rief Duffy. „Wenn du dies zuwege bringst, so verdienst du, auf der Stelle zum Countydelegaten gemacht zu werden. Aber — ohne dich beleidigen zu wollen, mein Freund — du nimmst in deinem Eifer für die gute Sache mehr auf dich, als ein Mensch leisten kann. Verstehst du dich denn auf die Kunst, dich

unsichtbar zu machen oder durch Schlüssellöcher zu kriechen? Und kannst du, wenn du auf solchem Wege hineingelangt bist, unseren Freund Campbell auch durch Schlüssellöcher hinausschaffen?“

„Wozu das Geschwätz!“ sagte Dougherty ärgerlich. „Wie ich es fertig bringen werde, ist meine Sache, und ich denke, es kann euch gleich sein. Ich verlange von euch nichts weiter, als das Versprechen, mich gewähren zu lassen und euch jeder Einmischung zu enthalten. Aber ihr sollt mich einen Prahlhans oder meinetwegen auch etwas Schlimmeres nennen, wenn ich mein Wort nicht halte.“

Sein Selbstbewußtsein mußte den anderen imponieren, und keiner von ihnen wagte es, einen weiteren Zweifel an der Ausführbarkeit des von ihm geplanten tollkühnen Unternehmens laut werden zu lassen. Aber als er nun den Ueberrock angelegt hatte und nach seinem Hute griff — denn er hatte sich heute nicht wie ein Grubenarbeiter, sondern wie ein Mann aus den mittleren Ständen gekleidet — sagte Kerrigan mit einem Ausdruck trotziger Entschlossenheit:

„Ich begleite dich. Es giebt keinen Gewaltstreich, den zwei Männer nicht besser ausführen könnten als einer.“

„Und wer sagt dir, daß es sich um einen Gewaltstreich handeln soll? Auch habe ich für den Augenblick selbstverständlich keine andere Absicht als die, zu rekognoszieren und meine Vorbereitungen zu treffen. Dabei aber kann ich keine Begleitung brauchen. Bedarf ich eines Beistandes, so werde ich's euch schon sagen.“

Er ging, und Kerrigan zerknüllte ingrimmig die Mütze zwischen den Händen. Aus den tiefen Falten auf seiner niedrigen Stirn war es zu lesen, daß er nicht gesonnen war, sich mit dieser kurzen Abweisung zufrieden zu geben.

18.

„Und Sie wollen die Verantwortung für alles auf sich nehmen, was daraus entsteht? Bedenken Sie wohl, daß es eine geradezu ungeheuerliche Zumutung ist, einen Mörder entwischen zu lassen. Wie nun, wenn Sie sich in Ihren Berechnungen täuschen, wenn es diesen Molly-Maguires gelingt, ihn in Sicherheit zu bringen, und wir nachher das leere Nachsehen haben? Werde ich mich dann dem Gouverneur gegenüber mit Ihrer Verantwortlichkeit decken können?"

„Sie haben das Schriftstück gelesen, das alle Beamten des Staates Pennsylvanien anweist, sich meinen Absichten gefällig zu zeigen. Ich wiederhole Ihnen, daß hier die wichtigsten Interessen auf dem Spiele stehen. Denn es handelt sich nicht nur um die Bestrafung dieses einen Mörders, der uns nicht mehr entgehen kann, auch wenn wir ihn heute entspringen lassen, sondern darum, daß der Schreckensherrschaft der Molly-Maguires ein Ende gemacht wird. Seien Sie versichert, Mr. Collins, daß ich mir der Tragweite meines Verlangens vollkommen bewußt bin und daß es nach allen Richtungen reiflich überlegt ist."

Die beiden Männer, zwischen denen diese Worte gewechselt wurden, nachdem sie über denselben Gegenstand schon seit mehr denn einer halben Stunde verhandelt hatten, waren John Gowen, der Kapitän der Reading-Kohlenminen- und Eisenbahnpolizei, und Timothy Collins, der Direktor des Gefängnisses in Shenandoah. Sie saßen in der beginnenden Abenddämmerung des Tages, an welchem der unglückliche Boyle zu früher Morgenstunde unter den Kugeln seiner Mörder gefallen war, in dem kleinen Zimmer, das Collins als Bureau diente, bei einander, und dem lebhaft geröteten Gesicht des Polizeibeamten war es anzusehen, wie viel Mühe und eifrige Ueberredungskunst

er bereits aufgewendet hatte, um den anderen zu einem Eingehen auf seine Wünsche zu bewegen.

Und doch hatte er allem Anschein nach dies Ziel noch immer nicht ganz erreicht.

„Sie sagen, der Bursche könne uns nicht entgehen, auch wenn wir ihn heute laufen lassen," begann Collins seine Einwendungen von neuem. „Aber wie wollen Sie mich davon überzeugen? Die Welt ist groß, und wenn man Hunderte von Helfershelfern hat, kann man sich ohne viele Schwierigkeiten auch den Augen des verschlagensten Detektives entziehen."

„Zugegeben, aber es paßt nicht auf unseren Fall, da ich schon jetzt den Versteck kenne, in den sich dieser Campbell verkriechen wird. Man bringt ihn von hier aus zu einem gewissen David Kehoe, einem Molly-Maguire, der eine Schänke im Walde nahe bei Pottsville hält. In der dortigen Gegend kennt ihn niemand, und er wird sich da in völliger Sicherheit glauben. Wir aber können zu jeder beliebigen Stunde unsere Hand auf ihn legen, und Sie dürfen sich überzeugt halten, daß wir rechtzeitig davon unterrichtet sein werden, wenn er etwa die Absicht haben sollte, seinen Aufenthalt mit einem anderen zu vertauschen."

„Und sein Spießgeselle, dessen Namen Sie gleichfalls bereits zu kennen behaupten?"

„Er ist uns nicht weniger sicher; denn da er sich unerkannt glaubt, wird er ohne Zweifel nach seinem Heimatsort Coaldale zurückkehren und dort ruhig weiterleben, als wenn nichts geschehen wäre. In einigen Tagen oder vielleicht auch erst nach einigen Wochen, je nachdem unsere höheren Zwecke es erheischen, werden wir zur nämlichen Stunde beide Burschen verhaften."

„Ja, das klingt alles recht gut und schön. Wenn ich nur zu begreifen vermöchte, was es mit diesen höheren

Zwecken auf sich hat. Sie machen so allerlei Andeutungen, daß irgend ein großer Schlag gegen die Molly-Maguires geführt werden soll; ich aber hege die feste Ueberzeugung, daß es nichts weiter sein wird, als ein Schlag ins Wasser. Ich lebe lange genug im Minenbezirk, mein werter Mr. Gowen, um zu wissen, daß gegen diese Bande mit List so wenig auszurichten ist, als mit Gewalt."

Der Polizeikapitän sah ungeduldig auf seine Uhr. „Wir verlieren die kostbare Zeit mit unnützem Gerede, Mr. Collins! Ausführliche Mitteilungen über das, was wir beabsichtigen, kann ich Ihnen zu meinem Bedauern nicht machen. So viel aber darf ich Ihnen sagen, daß wir schon heute im stande sein würden, die Urheber von mindestens einem halben Dutzend bis jetzt ungesühnter Verbrechen vor die Geschworenen zu stellen und sie durch erdrückendes Beweismaterial ihrer Schuld zu überführen. Aber das ist uns noch nicht genug. Wir wollen vor allem die Häupter des Bundes in unsere Gewalt bringen, jene geheimnisvollen Persönlichkeiten, in deren Händen alle Fäden zusammenlaufen, und die tausendmal gefährlicher sind, als die fanatischen Dummköpfe, die ihre Befehle ausführen. Vielleicht sind wir ihnen schon auf der Spur; aber ein einziger falscher Schritt kann freilich alles verderben, und wenn Sie sich jetzt weigerten, meinen Wünschen in Bezug auf Ihren Gefangenen zu willfahren, so wäre dieser falsche Schritt vermutlich bereits gethan. Statt die Verschwörer in Sicherheit zu wiegen, wie es für unsere Zwecke unumgänglich notwendig ist, würden wir sie zu verdoppelter Vorsicht veranlassen, und alles wäre verlorene Liebesmüh gewesen. Die Verantwortung für das Scheitern unserer Pläne aber, Mr. Collins, fiele dann allein auf Sie."

Er hatte zuletzt in sehr energischem Tone gesprochen, und er bedauerte insgeheim, diesen Ton nicht schon früher

angeschlagen zu haben, da er wahrnahm, eine wie ausgezeichnete Wirkung er auf die Unentschlossenheit des Gefängnisdirektors ausübte. Collins hörte plötzlich auf, zu widerstreben, und sagte mit der Ergebung eines Mannes, der sich schweren Herzens in etwas Unabänderliches fügt: „Well, ich werde also der höheren Pflicht die geringere zum Opfer bringen. Sie sagten vorhin, daß der Plan für die Entweichung dieses Campbell bereits fix und fertig sei. Lassen Sie hören, wie Sie sich die Sache denken."

„Ich habe dafür gesorgt, daß nach Eintritt völliger Dunkelheit, etwa um neun Uhr, vor dem Gefängnis eine Ansammlung von Menschen stattfinden wird, bei der es, wie ich denke, einigermaßen geräuschvoll zugehen soll, da meine Agenten die Leute aufstacheln werden, den Mörder Boyles zu lynchen."

„Eine hübsche Idee — das muß ich sagen. Wie nun, wenn es Ernst damit würde? Unter meinen werten Mitbürgern giebt es Hitzköpfe genug, die sich dergleichen nicht zweimal sagen lassen."

Kapitän Gowen lächelte. „Seien Sie unbesorgt! Wofür wäre ich denn da! In das Gefängnis hinein kommt keiner — dafür verbürge ich mich. Und ich verspreche Ihnen auch, daß es ohne alles Blutvergießen abgehen wird. So ein Haufe von Krakeelern ist leichter zu regieren, als man denkt. Man muß es nur eben richtig anzufangen verstehen. Aber hören Sie weiter! Wir beide werden uns vor Ihren Beamten den Anschein geben, als ob wir den beabsichtigten Sturm auf das Gefängnis sehr ernst nähmen, und wir werden nach längerer Debatte, bei der Sie sich meinetwegen zuerst nach Kräften gegen meinen Vorschlag sträuben können, zu dem Schluß kommen, daß es geraten sei, den Mörder von hier zu entfernen und ihn durch die kleine Hinterpforte unter sicherer Bedeckung nach

dem Gebäude der Polizeiwache zu schaffen, wo ihn niemand vermuten würde."

„Ah, ich verstehe! Und unterwegs soll diese sichere Bedeckung ihn dann laufen lassen? Eine gewagte Geschichte, mein werter Mr. Gowen! Denn wenn Sie etwa glauben, daß diese Leute reinen Mund halten werden, so sind Sie im Irrtum. In seinem ersten Rausch wird einer von ihnen ausplaudern, zu welcher Pflichtwidrigkeit sie durch ihre eigenen Vorgesetzten angehalten worden seien. Und dann werde ich mich nicht weiter wundern, wenn die guten Bürger von Shenandoah statt des entsprungenen Mörders uns selber an den ersten besten Laternenpfahl knüpfen."

„Dergleichen könnte wohl geschehen, wenn wir die unverzeihliche Thorheit begingen, irgend einen unserer Untergebenen ins Vertrauen zu ziehen. Aber davon ist natürlich nicht die Rede. Wir übergeben den Gefangenen vielmehr zwei Polizisten mit der strengen Weisung, ihn sicher an seinem Bestimmungsorte abzuliefern und sich sogleich rücksichtslos ihrer Revolver zu bedienen, wenn er Miene macht, zu entfliehen, oder wenn irgend jemand ihn zu befreien versucht. Außerdem wird der Mörder selbstverständlich mit gefesselten Händen transportiert."

„Ja — aber ich verstehe nicht —"

„Sie werden sogleich verstehen! Die beiden Wächter werden natürlich von mir ausgewählt, und zwar sind es nicht gerade die stärksten und klügsten meiner Leute, die ich dazu bestimmen werde. An einer geeigneten Stelle sollen sie aus dem Hinterhalt überfallen und niedergeworfen werden, ohne daß ihnen an Leib und Leben ein Leid geschieht, und der Gefangene wird spurlos verschwunden sein, noch ehe die guten Leute Zeit gehabt haben, sich von ihrer ersten Ueberraschung zu erholen."

„Wenn die Sache nun aber nicht ganz so glatt ab-

läuft — wenn sie von ihren Revolvern Gebrauch machen und den Mörder samt seinen Befreiern über den Haufen schießen?“

„Damit hat es keine Gefahr. Sie erhalten die Waffen erst unmittelbar vorher aus meinen Händen, und es wird dafür gesorgt sein, daß sie im entscheidenden Augenblick versagen.“

Collins runzelte die Stirn.

„Sie müssen wahrhaftig ausgezeichnete Beziehungen zu den Molly-Maguires unterhalten, Kapitän, daß Sie in der Lage sind, ihnen so liebevoll in die Hände zu arbeiten.“

„In der That, ich habe vortreffliche Beziehungen zu ihnen, Mr. Collins, und mit Hilfe derselben hoffe ich denn auch, ihnen ihr Treiben gründlich zu legen.“

„Nun, meinetwegen denn! Aber ich wollte, Sie hätten mir den Mörder gar nicht erst eingeliefert, und ich wäre mit der ganzen Geschichte verschont geblieben. — Aber was ist das? Ich glaube, der Lärm geht da draußen wahrhaftig schon los.“

Kapitän Gowen zog seine Uhr. „Es wird wohl so sein. Meine Agenten sind pünktlich und verstehen sich auf ihr Geschäft. — Kommen Sie, lieber Freund; es hilft nichts, wir müssen ans Werk. Nur guten Mut, ich bürge für den Erfolg!“

19.

Während des ganzen Tages war Henry Dougherty für seine Gefährten unsichtbar geblieben, und als er jetzt — es war gegen halb zehn Uhr abends — die Thür der Gaststube von Duffys Taverne öffnete, rief ihm M'Donald mit grimmigem Spott entgegen: „Nun, hast du unseren Freund Campbell in der Tasche? Oder hast du inzwischen Zeit genug gefunden, um einzusehen, daß es leichter ist,

große Worte zu machen, als auch nur die allerkleinste That zu vollbringen?"

Dougherty hatte mit raschem Blick das Zimmer überflogen. Er sah, daß außer M'Donald, Kerrigan, Hurley und Duffy noch einige ihm unbekannte Männer anwesend waren, die zwar ohne Zweifel zu den Mitgliedern der Gruppe von Shenandoah zählten, in deren Gegenwart er aber trotzdem seine Mitteilungen nicht machen zu wollen schien, da er M'Donald, ohne seine höhnischen Worte einer Erwiderung wert zu halten, mit den Augen winkte, ihm in ein anstoßendes Hinterzimmer zu folgen. Der Hagere hatte den Wink verstanden, aber mit ihm zugleich erhob sich auch Kerrigan, dessen Antlitz sich bei Doughertys Eintritt wieder auffallend verfinstert hatte, und ohne erst eine besondere Einladung abzuwarten, schritt er hinter M'Donald über die Schwelle der Kammer.

„Du magst deine spöttischen Bemerkungen für eine Gelegenheit aufsparen, wo sie besser am Platze sind, M'Donald," sagte Dougherty, sobald sich die Thür hinter ihnen geschlossen hatte. „Campbell wird noch heute abend frei sein — vorausgesetzt allerdings, daß ich zwei Männer finde, die meinen Anordnungen ohne viele Fragen und Widersprüche nachkommen, und die Mut genug haben, bei einem verwegenen Handstreich ihr Leben zu wagen."

„Der eine von ihnen bin ich," erwiderte M'Donald. „In welcher anderen Absicht wären wir denn nach Shenandoah gekommen, als um unser Leben zu wagen?"

„So ist es," bestätigte Kerrigan. „Es ist albernes Geschwätz, uns erst noch zu fragen, ob wir bereit sind."

„Macht euch denn auf der Stelle fertig, mich zu begleiten. Wir haben keine Minute zu verlieren. Nehmt eure Stöcke mit und natürlich auch eure Revolver. Aber ehe ich euch meinen Plan mitteile, verlange ich euer Ehrenwort, daß ihr von der Schußwaffe nicht früher Gebrauch

machen werdet, als wenn es euch hart ans Leben geht. Denn die Sache muß möglichst geräuschlos abgehen, wenn sie zu einem guten Ende führen soll."

M'Donald zögerte nicht, diesem Verlangen zu entsprechen. „Hier meine Hand darauf! Bin ohnedies kein Freund von unnützem Geknalle und denke, ein paar gute Fäuste sind immer noch zuverlässiger, als so ein tückisches Schießeisen, zumal, wenn man's im Finstern gebrauchen soll."

„Und du, Kerrigan?"

Zögernd und mit merklichem Widerstreben reichte der Gefragte Dougherty die Hand; aber er vermied es, ihm dabei ins Gesicht zu sehen. „Meinetwegen!" brummte er. „Ob sich's auch halten läßt, werden wir ja sehen."

Ohne sich von den anderen zu verabschieden, schritten sie in die Nacht hinaus, und jetzt erst machte Dougherty sie in raschen Worten mit seinem Vorhaben bekannt.

„Es ist mir gelungen, einen Schließer des Gefängnisses zu bestechen, den ich zufällig von früher her kenne," erzählte er. „Dazu, daß er Campbell entwischen ließe, konnte ich ihn freilich nicht bewegen, und es stand auch wohl nicht in seiner Macht. Aber er versprach mir, mich sogleich zu unterrichten, falls sich auf irgend eine Weise für ein paar entschlossene Männer Gelegenheit böte, den Gefangenen zu befreien. Ich drückte mich deshalb während des ganzen Tages in der Nähe des Gefängnisses herum, und der Schließer ist ein ehrlicher Mann, der sein Versprechen gehalten hat. Hört ihr den Lärm und das Gejohle da drüben von der Richtung des Marktes her? Und wißt ihr, was es bedeutet? Die wohlgesinnten Bürger von Shenandoah haben sich vor dem Gefängnis zusammengerottet, in keiner anderen Absicht, als um unseren Freund Campbell zu lynchen. Und wenn er ihnen in die Hände fällt, werden sie sicherlich nicht viele Umstände mit ihm

machen. Darum ist bereits die ganze Polizeimannschaft des Kapitäns Gowen zum Schutze des Gefängnisses herbeigerufen worden, und der Schließer teilte mir soeben mit, daß man willens sei, den Gefangenen heimlich aus dem Hause zu schaffen, wenn es nach Ablauf einer Stunde nicht gelungen sein sollte, den Tumult zu beschwichtigen. Darauf nun habe ich meinen Plan gebaut; denn es giebt keine andere Möglichkeit, Campbell zu befreien. Man wird ihn nach der Polizeiwache bringen, und ich habe eine Stelle gefunden, wo wir uns in den Hinterhalt legen können, ohne von seinen Begleitern früher gesehen zu werden, als bis sie unsere Fäuste im Nacken spüren. — Aber noch einmal: Keinen Schuß, der uns sogleich eine Rotte von Verfolgern auf den Hals jagen würde! Und keine zwecklose Gewaltthat! Ich habe dem Schließer mein Ehrenwort gegeben, daß das Leben seiner Kameraden geschont werden soll."

„Wohl! Wir werden so glimpflich mit ihnen umgehen, als es eben möglich ist," versicherte M'Donald. „Aber wenn die Sache gelingt, hast du ein gutes Stück Arbeit gethan, Bruder Dougherty — und wir werden dann wenigstens nicht mehr wie begossene Pudel nach Pottsville zurückkehren müssen."

Sie hatten sich unterdessen dem Schauplatz des nächtlichen Tumultes genähert. Das Gefängnis von Shenandoah war ein massives, zweistöckiges Gebäude, dessen vorderer, von einer festen Steinmauer abgeschlossener Hof dem geräumigen Marktplatz zugewendet war. Hier hatte sich eine nach Hunderten zählende Menschenmenge angesammelt, deren Erregung offenbar einen hohen Grad erreicht hatte und deren Schreien, Johlen und Pfeifen sich in der nächtigen Dunkelheit schauerlich genug ausnahm.

„Daß man ein paar Bomben unter sie werfen könnte!"

Rockes, und eine Sekunde später krachte der Schuß, den er nach der Stelle hin abgefeuert hatte, wo Dougherty auf dem niedergeworfenen Polizisten kniete.

Mit dem Ausruf: „Verrat! — Ich bin getroffen!“ sprang Dougherty auf die Füße. Aber noch schneller als er hatte M'Donald von seinem Opfer abgelassen. Mit ein paar mächtigen Sätzen hatte er den fliehenden Kerrigan erreicht, und ein furchtbarer Hieb des dicken Knotenstockes, den er mit einem Riemen an seinem Handgelenk befestigt hatte, sauste auf ihn nieder.

Ohne einen Laut von sich zu geben, stürzte der Geschlagene wie ein gefällter Baum zu Boden. Die beiden Polizisten aber, die sich so unerwartet von ihren Angreifern befreit fühlten, rafften sich auf und griffen zu ihren Revolvern. Aus Leibeskräften um Hilfe rufend, wollten sie auf die drei enteilenden Gestalten Feuer geben. Die Hähne knackten, aber es fiel kein Schuß — die Waffen hatten versagt. Zudem hatte der eine das Unglück, über den Körper Kerrigans zu stolpern, und so geschah es, daß die Flüchtlinge in der Finsternis verschwunden waren, ohne daß die Polizisten sich auch nur hätten Rechenschaft darüber geben können, in welche der hier einmündenden Gassen sie sich gewendet.

Alle diese Vorgänge hatten sich innerhalb weniger Sekunden abgespielt. Aber der Knall des Schusses und die Hilferufe der Polizisten lockten doch sehr schnell eine Anzahl von in der Nähe befindlichen Personen herbei. Rasch waren sie von dem Vorgefallenen verständigt, und während sich ein Teil unter der Führung des einen Beamten an die Verfolgung des entsprungenen Gefangenen machte, wandten sich die anderen dem am Boden liegenden Manne zu, von dem bis jetzt niemand zu sagen wußte, welche Rolle er bei dem tollkühnen Ueberfall gespielt haben mochte.

Man rüttelte ihn und leuchtete ihm mit einer Laterne

ins Gesicht. Dadurch kam der von dem Stockschlage nur Betäubte wieder zur Besinnung, und in der ersten Verwirrung, die ihm ein klares Erkennen der Situation unmöglich machte, besiegelte er durch eine verhängnisvolle Thorheit sein Geschick. In den aufgeregten, mit Knütteln und Revolvern bewaffneten Männern, die ihn umgaben, nichts als Feinde sehend, sprang er auf die Füße und machte den tollkühnen Versuch, sich mitten durch den schnell angewachsenen Haufen einen Weg zur Flucht zu bahnen. In der That war es ihm gelungen, die Nächststehenden zur Seite zu schleudern, und andere wichen vor seiner drohend erhobenen Schußwaffe zurück. Da erschallte aus dem Menschenknäuel der Ruf:

„Ein Molly-Maguire! — Einer von Boyles Mördern! — Laßt ihn nicht entwischen wie den anderen. — Nieder mit ihm! — Schlagt ihn tot — den Hund!"

Und der Ruf fand ein hundertfaches Echo. Innerhalb eines einzigen Augenblicks hatte er den ganzen Haufen zu rasender Wut entflammt, und alle diese von der Furcht vor den Molly-Maguires sonst so ganz eingeschüchterten Männer, von denen es sicherlich am hellen Tage kein einziger gewagt haben würde, seine Hand gegen einen Angehörigen des mächtigen Geheimbundes zu erheben, warfen sich jetzt im Schutze der Dunkelheit, wo jeder sich unerkannt glaubte, wie ein Rudel blutgieriger Wölfe auf den einzelnen Feind.

Kerrigan sah, daß er rettungslos verloren war, und mit dem Mute der Verzweiflung wollte er sein Leben so teuer als möglich verkaufen. Er erhob seinen Revolver und schoß blindlings in die auf ihn eindringende Menge. Aber man ließ ihm nicht Zeit, zum zweitenmal abzudrücken. Ein Schlag mit einem Knüttel hatte seinen rechten Arm getroffen, so daß er gelähmt oder gebrochen herabsank, und nun, da er wehrlos geworden war, fielen von allen Seiten hageldicht die Hiebe und Stöße auf ihn nieder.

Der Unglückliche brach in die Kniee und raffte sich wieder auf. Er rief seinen Gegnern etwas zu, das vielleicht ihre Wut beschwichtigen sollte; aber in dem wüsten Toben verstand ihn niemand, und niemand wollte ihn verstehen. Noch einmal versuchte er Widerstand zu leisten; aber es war vergebens. Ein Schlag, der ihn mitten ins Gesicht traf, ließ ihn abermals niederstürzen, und im nächsten Augenblick hatten die Hiebe und Stöße der Rasenden ihr tödliches Werk vollendet.

20.

In dem Gastzimmer von „Sheridan House“ ging es heute verhältnismäßig ruhig zu. Die erste Vorstellung einer wandernden Kunstreitergesellschaft, die ihren Zirkus in Pottsville aufgeschlagen hatte, trug die Schuld daran, da unter den jüngeren von Monaghans Stammgästen keiner der Versuchung hatte widerstehen können, sich diesen seltenen Genuß zu gönnen. Nur eine kleine Anzahl von ernsthaften Männern, die ein behagliches Gespräch beim Glase Whisky solchen Zerstreuungen vorzogen, saß an einem der Holztische, vor dessen Schmalseite Michael Lawler Platz genommen hatte.

Daisy hielt sich, wie immer, hinter dem Schänktische auf; sie saß mit in den Schoß gefalteten Händen auf ihrem Stuhl und lauschte in gespannter Aufmerksamkeit auf die halblaut geführte Unterhaltung der Männer, denen auch ihr Vater sich beigesellt hatte.

Man sprach über das große Ereignis, von dem heute morgen alle Zeitungen Pennsylvaniens voll gewesen waren, nämlich über die Ermordung Boyles und die Ergreifung eines der Thäter. Von dem, was sich weiter in Shenandoah zugetragen hatte, war bisher noch keine Kunde nach Pottsville gelangt, und es war deshalb begreiflich, daß

sich Monaghans Gäste nicht eben in der heitersten Stimmung befanden.

„Einer von den Unserigen kann es nicht sein," meinte der Wirt vom „Sheridan House". „Die Beschreibung paßt so wenig auf M'Donald als auf Kerrigan oder Dougherty. Aber ich kann mir doch wieder nicht denken, daß sie anderen erlaubt haben sollten, ihnen zuvorzukommen."

„Vielleicht doch!" erwiderte Lawler, der noch ernsthafter dreinschaute als sonst. „Aber was hilft es, Betrachtungen anzustellen über Dinge, von denen wir nichts wissen! Sicher ist nur, daß es diesmal eine böse Geschichte werden kann. Ich habe kein Vertrauen in die Standhaftigkeit eines jungen Burschen, der ungeschickt oder feige genug war, sich fangen zu lassen."

„Unter den Molly-Maguires giebt es keinen Verräter!" polterte O'Donnell, der unter allen Anwesenden vom Zustande der Nüchternheit schon wieder am weitesten entfernt war.

Aber Lawler schüttelte finster den Kopf. „Man soll flaumbärtige Jungen nicht mit Unternehmungen betrauen, die, wenn sie schlecht ausgehen, einen ganzen Mann erfordern," sagte er. „Im Gefängnis ist schon mancher mürbe geworden, der sich vorher für einen Helden gehalten hatte. Und keiner ist seiner selbst so sicher, daß er vorher wüßte, was die Todesangst nicht vielleicht aus ihm machen kann. So ein junger Bursche aber hängt zäher am Leben als unsereiner. Wer weiß, ob er sich nicht zum Staatszeugen anbieten wird, wenn er sieht, daß er nur noch auf diese Art dem Tode entgehen kann!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und beinahe alle fuhren von ihren Sitzen empor, als sie des Eintretenden ansichtig wurden.

„Jack M'Donald! — Willkommen, alter Junge! — Du also bist es wenigstens nicht, den sie eingesperrt haben!"

schallte es ihm in lautem Durcheinander entgegen, und jeder wollte der erste sein, dem Ankömmling, der sich sonst nur selten in Monaghans Schänke blicken ließ, die Hand zu drücken.

Der Hagere aber war, wie es schien, kein Freund von derartigen herzlichen Begrüßungen. Er schob unhöflich einige der dargebotenen Hände zurück und ging zum Schänktisch, um bei Johnny ein Glas Whisky zu bestellen.

Eben wollte er es zum Munde führen, als Daisy beide Hände auf seinen Arm legte und mit vor Erregung fast heiserer Stimme fragte: „Sie kommen allein? Wo ist Dougherty?“

„Dougherty? Ich glaubte ihn schon hier zu treffen. Vor einer Stunde habe ich mich in Kehoes Taverne von ihm getrennt. Und wenn er noch nicht da ist, wird er jedenfalls bald kommen.“

Ein tiefer Atemzug — dann kehrte Daisy an ihren Platz zurück. Desto lebhafter und ungestümer aber drangen nun die anderen mit ihren Fragen auf M'Donald ein.

„Zum Henker, glaubt ihr, daß ich ein Dutzend Zungen habe?“ rief er ihnen ärgerlich zu. „Wartet, bis Dougherty da ist! Der versteht sich besser aufs Erzählen als ich.“

Eine solche Geduldprobe zu bestehen aber hatten die aufs äußerste gespannten Männer keine Lust. Und so entlockten sie dem Wortkargen durch ihre Fragen, die er wohl oder übel beantworten mußte, doch nach und nach die Geschichte von Campbells abenteuerlicher Befreiung.

„Dougherty und ich, wir brachten ihn auf Umwegen nach Duffys Taverne, um die Verfolger irre zu führen, die uns ein paarmal verdammt nahe gekommen waren, weil Dougherty seiner Wunde wegen nicht so rasch vorwärts konnte,“ erzählte er. „Da hielten wir ihn bis heute nachmittag versteckt, und jetzt sitzt er oben bei Kehoe.“

„Sie sprachen von einer Verwundung Doughertys,“ mischte sich jetzt zum erstenmal Daisy wieder ein. „Er ist also doch nicht unversehrt zurückgekommen? Und Kerrigan? — Warum haben Sie seiner bis jetzt noch mit keinem Wort erwähnt?“

„Weil ein Hund von einem Verräter nicht verdient, daß ein ehrlicher Mann auch nur seinen Namen nennt. Es thut mir leid um Sie, Daisy; denn ich weiß, daß Sie sich an den Burschen gehängt hatten. Aber darum müssen Sie's doch erfahren, daß er in Shenandoah mit Knütteln totgeschlagen worden ist wie ein toller Hund.“

Ausrufe des Schreckens und der Bestürzung wurden von allen Seiten laut, und enger drängten die Molly-Maguires sich um den Erzähler zusammen. Daisy allein hatte keinen Schrei ausgestoßen und weder durch Wort noch durch Gebärde etwas wie schmerzliche Ueberraschung zu erkennen gegeben.

Aber als sich der erste Tumult gelegt hatte, sagte sie mit klarer, kalter Stimme: „Wenn er tot ist, sollten Sie sich doppelt hüten, sein Andenken zu beschimpfen, M'Donald! Kerrigan mag ein Trinker und Raufbold gewesen sein, meinetwegen auch ein Mörder wie Sie selbst und mancher andere hier im Zimmer — ein Verräter aber war er nicht.“

Alle sahen sie erstaunt an; M'Donald aber ließ ein kurzes, ingrimmiges Lachen vernehmen. „So muß ich weder Ohren noch Augen gehabt haben, als ich zu sehen meinte, daß er seinen Revolver abschoß. Merkwürdig nur, daß Dougherty nachher wirklich ein Stück Fleisch aus der linken Schulter fehlte. Laßt Euch die Wunde von ihm zeigen, wenn ihr an meinen Worten zweifelt! Kerrigan feuerte auf ihn, als er über dem Polizisten auf dem Boden lag.“

„So wird seine Kugel dem Polizisten gegolten haben,“

wandte Monaghan ein. „Ist's doch mitunter, als säße der Teufel selbst in einem solchen Bleiklumpen und lenkte ihn gerade dahin, wohin man ihn am wenigsten haben wollte."

M'Donald schüttelte den Kopf. „Er hatte sein Wort gegeben, daß er überhaupt nicht schießen würde. Denn die Sache mußte in aller Stille abgemacht werden, wenn wir nicht gleich die ganze Meute hinter uns haben wollten. Gerade darum aber muß es diesem Schurken zu thun gewesen sein. Und wie kein anderer als er Boyle gewarnt haben kann, so daß wir unseren Plan dreimal vereitelt sahen und dreimal von unserem Vorhaben abstehen mußten, so war er auch gestern abend nur mit uns gegangen, weil er Campbells Befreiung hintertreiben wollte. Er war ein Verräter, so wahr ich lebe. Und er hat den Lohn empfangen, den er verdiente."

„So glauben Sie wirklich, daß er es mit unseren Feinden gehalten habe?" fragte Daisy. Und als M'Donald im Tone unerschütterlicher Ueberzeugung bejaht hatte, fuhr sie fort: „Aber Sie sagen doch, daß er von denen erschlagen wurde, die Campbell hatten lynchen wollen. Wie sollen wir uns diesen Widerspruch erklären?"

M'Donald setzte das Glas, aus dem er eben getrunken hatte, auf den Tisch zurück und reckte seine hagere Gestalt hoch auf. „Sie mochten in der Finsternis nicht recht wissen, wen sie vor sich hatten. Und ich denke, es wird auch nicht mehr zu viel Leben in ihm gewesen sein, als sie ihn fanden. Denn — damit ihr's wißt: daß er ihnen in die Hände gefallen ist, war mein Werk. Als er seinen Schurkenstreich ausgeführt hatte, schlug ich ihn nieder."

Eine tiefe Stille folgte seinen Worten. Kerrigan, der sie so oft mit seinen Liedern unterhalten hatte, war all diesen Männern ein lieber Genosse gewesen; die Kunde von seinem schrecklichen Ende mußte darum selbst auf ihre

verhärteten Gemüter eine erschütternde Wirkung üben, und die Vorstellung, daß er ein Verräter gewesen sei, wollte offenbar noch keinem recht in den Sinn. Aber nach dieser Erklärung des gefürchteten M'Donald wagte es niemand mehr, seinen heimlichen Zweifeln Ausdruck zu geben.

Desto feierlicher und bedeutsamer klang es durch das allgemeine Schweigen, als Daisy nach Verlauf einiger Sekunden sagte: „Mögen Sie es niemals bereuen, M'Donald, einen Unschuldigen geopfert zu haben! Ich denke, daß es für Ihr Gewissen besser gewesen wäre, Sie hätten ihn seine Sache mit Dougherty allein ausmachen lassen."

Der Hagere zog die Brauen finster zusammen. Er mochte wohl eine scharfe Erwiderung auf den Lippen haben, doch besann er sich eines Besseren und schob dem gleichgültig dreinschauenden Johnny sein Glas zu, um es aufs neue füllen zu lassen.

Lawler fand nun endlich das rechte Wort, um die schwüle Stimmung wieder zu beseitigen. „Wie es damit auch sei, da Kerrigan tot ist, hilft es zu nichts mehr, darüber zu reden. Und wir wollen uns dadurch die Freude nicht verderben lassen über das prächtige Stück Arbeit, das ihr in Shenandoah verrichtet habt. Ich trinke auf deine Gesundheit, M'Donald!"

„Zum Teufel mit meiner Gesundheit!" knurrte der Gefeierte. „Wenn es schon nicht einmal ohne solche Dummheiten abgehen kann, so trinkt auf die Gesundheit unseres Freundes Dougherty. Ohne ihn säße Campbell noch immer hinter Schloß und Riegel, und der Henker von Mauch Chunk hätte Gelegenheit gehabt, seine Geschicklichkeit an ihm zu versuchen."

„Drei Hurras für Dougherty!" brüllte O'Donnell. Und es that der Begeisterung, mit der die anderen in sein heiseres „Hip! Hip! Hurra!" einstimmten, keinen

Abbruch, daß gerade in diesem Augenblick der, dem die Huldigung galt, auf der Schwelle des Gastzimmers erschien.

Er sah bleich und angegriffen aus. Seine Augen waren dunkel umschattet, und unter dem lose übergehängten Rock wurde der Verband sichtbar, den er um Arm und Schulter trug. Lächelnd dankte er mit der gesunden Rechten für die huldigenden Grüße, die ihm entgegenschallten; aber er hatte noch kein Wort sprechen können, als etwas geschah, das ihn selbst offenbar in nicht geringeres Erstaunen versetzte als die übrigen Anwesenden, ja, das ihn für einen Moment geradezu aus der Fassung zu bringen schien.

Mit raschen Schritten hatte Daisy bei seinem Anblick ihren Platz hinter dem Schänktisch verlassen, um ihm durch die ganze Länge des Zimmers entgegenzueilen und sich vor den Augen aller an seine Brust zu werfen. Mit gedämpfter Stimme zwar, doch immerhin laut genug, um auch von den zunächst Stehenden noch gehört zu werden, sagte sie, ihre Wange an seine unverletzte Schulter schmiegend: „Ach, wie ich mich nach dir gesehnt habe! Und wie glücklich ich bin, dich wiederzusehen!“

„Ei — steht es so?“ brummte M'Donald vor sich hin, und sein Nachbar raunte ihm zu: „Mir scheint, sie weiß sich schnell genug über ihren Verlust zu trösten.“

Lawler aber lachte laut auf und erhob sein Glas von neuem. „Das nenn' ich einen Empfang, der unserem Bruder Dougherty besser behagen mag als unser Hurra! Daisy Monaghan und Henry Dougherty — hoch!“

Lachend und gläserklingend stimmte alles ein. Der Eindruck, den die Nachricht von Kerrigans Tod hervorgebracht hatte, war vollständig ausgelöscht. Dougherty aber hatte noch immer kein Wort der Erwiderung auf die zärtliche Begrüßung des Mädchens gefunden. Ihre Lippen waren den seinen so nahe, daß es fast einer Beleidigung

gleichkommen mußte, wenn er es verschmähte, sie zu küssen. Verzehrende Leidenschaft und unbegrenzte Hingebung sprachen aus dem heißen Blick der großen, glänzenden Augen; sie war in diesem Moment wahrlich schön genug, um auch des kältesten Mannes Blut in Flammen zu setzen.

Aber Dougherty that dennoch nicht, was die Situation von ihm zu fordern schien und was jeder zu sehen erwartet hatte. Sein Arm umschlang die üppige Gestalt nicht, und ihr Gesicht blieb von seinen Lippen unberührt.

„Ich danke dir, Daisy!“ sagte er leise. „Für dies wie für alles andere! Und ich werde dir's sicherlich nie vergessen.“

Sie war blutrot geworden bis über die Stirn hinauf; denn dies war gewiß die Antwort nicht, auf die sie nach einem solchen Schritt gerechnet hatte. Aber sie hatte Willenskraft genug, ihre Enttäuschung zu verbergen, und wenn sie auch sogleich von ihm zurücktrat, war doch ein völlig unbefangenes Lächeln auf ihren Lippen, als sie den Gästen ihres Vaters kopfnickend für den von Lawler ausgebrachten Toast dankte.

„Na, da hätte ich denn also ein richtiges Brautpaar im Hause, sofern ich die Sache recht verstehe,“ rief Monaghan, der sich von allen am wenigsten überrascht gezeigt hatte, mit dem unverkennbaren Ausdruck lebhafter Genugthuung. „Gieb mir die Hand, mein Junge! Ich meine, sie hätte am Ende an einen Schlimmeren kommen können, als an dich.“

Dougherty nahm den Händedruck des Wirts ebenso geduldig entgegen, wie er die mehr oder weniger derben Glückwünsche seiner Ordensbrüder über sich ergehen ließ. Aber als er sich dann nach Daisy umsah, nahm er zu seiner Erleichterung wahr, daß sie sich nicht mehr im Zimmer befand. Sie hatte sich unbemerkt fortgestohlen und kehrte nicht zurück.

Ihm aber hatte seit Monaten Mauds holdes Bild nicht mit gleicher Lebhaftigkeit vor der Seele gestanden als in diesem Augenblick, und während er scheinbar ruhig auf alle die stürmischen Fragen der ihn Umdrängenden Antwort gab, beschlich ihn zum erstenmal seit dem Tage, an dem er seine verwegene Rolle zu spielen begonnen hatte, ein banges Zagen, daß es dennoch über seine Kraft gehen könnte, sie bis zu Ende durchzuführen.

21.

Doughertys Wunde war nicht gefährlich, und ihre Heilung nahm einen sehr günstigen Verlauf, doch hatte der ziemlich starke Blutverlust im Verein mit den Anstrengungen der raschen Flucht einen Schwächezustand hervorgerufen, der sich in den nächsten Tagen recht empfindlich bemerkbar machte und ihn nötigte, das Zimmer zu hüten.

Am ersten Tage hatte er stündlich erwartet, Daisy bei sich eintreten zu sehen, und er hatte diesem ersten Zusammentreffen unter vier Augen mit Sorge entgegengesehen. Denn so wenig er um seines großen Unternehmens willen daran denken durfte, dem leidenschaftlichen Mädchen den wahren Zustand seines Herzens zu offenbaren und sie dadurch, daß er ihre Liebe verschmähte, aus seiner Bundesgenossin vielleicht zur haßerfüllten Feindin zu machen, so wenig traute er sich die Fähigkeit zu, sie zu täuschen, indem er den feurigen Liebhaber spielte. Was ihm all diesen Männern gegenüber, die er als Mörder und als die Mitschuldigen von Mördern verabscheute, ein leichtes gewesen war: die kaltblütige Verstellung und das Erheucheln von Empfindungen, von denen sein Herz nichts wußte — einem leidenschaftlich liebenden Mädchen gegenüber würde es ihm nicht gelingen, und er sah sich plötzlich in einem peinigenden Zwiespalt, mit dessen Möglichkeit

er bei all seinen Plänen und Erwägungen bisher nicht gerechnet hatte.

Aber der Zufall kam ihm, für den Augenblick wenigstens, zu Hilfe. Oder vielleicht war es nicht einmal ein Zufall, sondern das natürliche Schamgefühl des Weibes, das sich nach dem gestrigen übereilten Schritt in Daisy geregt und sie bestimmt hatte, für die nächste Zeit seine Gesellschaft zu meiden. Ihr Vater, der Dougherty jetzt ganz mit der Vertraulichkeit eines Familienmitgliedes behandelte, machte ihm nämlich bei seinem ersten Besuche die Mitteilung, daß Daisy in aller Frühe eine schon seit mehreren Wochen geplante und auf eine Dauer von etwa vierzehn Tagen berechnete Reise nach Philadelphia angetreten habe, wo einige nahe Verwandte ihrer verstorbenen Mutter lebten.

„Ich habe ihr zugeredet, die Fahrt noch um ein paar Tage aufzuschieben," sagte er, „weil ich mir dachte, daß du ein bißchen angenehme Unterhaltung gerade jetzt am besten brauchen könntest. Aber mit dem Wettermädel ist ja nichts anzufangen. Was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hat, das führt sie auch aus. Du wirst das wahrscheinlich auch noch manchmal erfahren müssen, wenn sie erst deine Frau ist, und ich kann dir nur im Vertrauen den guten Rat geben, sie etwas besser zu ziehen, als ich sie gezogen habe."

Dougherty hielt es für nötig, sich etwas gekränkt zu stellen; in Wahrheit aber atmete er erleichtert auf; denn für eine Lage, wie es die seinige war, konnte eine Frist von vierzehn Tagen schon einen unschätzbaren Gewinn bedeuten. Da ihn selbst, wie er sagte, das Schreiben zu sehr angriffe, beauftragte er Monaghan täglich, Daisy seine Grüße zu übermitteln, ein Auftrag, den der dicke Schänkwirt stets sehr bereitwillig, wenn auch nicht ohne einige Verlegenheit übernahm, da er in Wahrheit der

Wissenschaft des Schreibens ebensowenig mächtig war, als der schwierigen Kunst des Lesens.

Davon, daß er durch die tollkühne Gefangenenbefreiung in Shenandoah für die Molly-Maguires zu einem Helden geworden war, konnte sich Dougherty während seiner Krankheit hinlänglich überzeugen. Unter den Mitgliedern der Gruppe von Pottsville war kaum einer, der es nicht für seine Pflicht gehalten hätte, ihn zu besuchen und ihm seine Hochachtung zu bezeugen. Am häufigsten erschien Lawler bei dem Patienten, und seine Worte wie seine Mienen verrieten jedesmal deutlich genug, daß es ihm ein wirkliches Herzensbedürfnis gewesen war, Dougherty zu sehen. Natürlich waren es fast immer die Angelegenheiten des Ordens, um die sich ihre Unterhaltung bewegte, und bei der rückhaltlosen Offenheit, mit der sich Lawler gegen den „Helden von Shenandoah" über diese Dinge äußerte, hatte Dougherty wahrlich keinen Grund, die Zeit seiner ihm durch die Zimmerhaft aufgezwungenen Unthätigkeit als eine verlorene anzusehen.

Er war jetzt bis in die kleinsten Einzelheiten über die Organisation des Geheimbundes unterrichtet. Er wußte, daß der sogenannte Staatsdelegat, der mit dem Staatssekretär und dem Staatsschatzmeister die oberste Behörde des Ordens bildete, der eigentliche geistige Urheber und Leiter des Ganzen war. Die Vermittler zwischen dieser höchsten Instanz und den einzelnen Gruppen, von denen sich fast in jedem größeren Ort des Minenbezirks eine befand, bildeten die sogenannten Countydelegaten, und nur diesen waren die Namen jener höchsten Würdenträger, die aus ihrer Mitte erwählt worden waren, bekannt.

Außer den Paßworten, und gleich diesen alle drei Monate wechselnd, wurden von jener Zentralleitung auch die Erkennungszeichen und der Bodymasterstoast, das heißt

die Anrede kundgegeben, deren sich nur die Vorsteher der Gruppen zu ihrer Erkennung untereinander zu bedienen hatten. Das sogenannte Streitwort*) war dazu bestimmt, Zwistigkeiten unter Mitgliedern zu verhindern, die sich außerhalb ihrer Gruppe trafen und einander persönlich unbekannt waren. Fiel, nachdem dies Wort ausgetauscht war, noch ein Schlag, so mußte der, welcher ihn geführt hatte, unnachsichtig aus dem Orden ausgestoßen werden.

Auch das „Gerichtsverfahren" und die Vollstreckung der „Urteile" waren ganz bestimmten und strengen Regeln unterworfen. Hatte ein Mitglied des Ordens Anzeige erstattet, daß es von irgend einer Person beleidigt worden sei, oder daß dieser oder jener als ein Feind des Ordens betrachtet werden müsse, so mußte der Gruppenvorsteher davon zunächst den zuständigen Countydelegaten in Kenntnis setzen, und dieser hatte dann nach seinem Ermessen und nach der Wichtigkeit des Falles entweder die Mitglieder der betreffenden Gruppe oder die Vorsteher aller Gruppen des County zu einer Versammlung einzuberufen. Durch einfache Stimmenmehrheit wurde hier über das von dem Vorsitzenden zu formulierende Urteil entschieden. Lautete dasselbe auf Bestrafung der angeklagten Persönlichkeit, so wurde der Countydelegat oder auch ohne seine Vermittelung der Vorsteher einer anderen Gruppe ersucht, Leute zu stellen, denen die Vollstreckung der Strafe übertragen werden könne, zugleich mit dem feierlichen und bedingungslos bindenden Versprechen, daß man der ersuchten Gruppe in ähnlichem Falle auf dieselbe Weise zu Diensten sein werde.

Dem Ermessen des betreffenden Vorstehers blieb es überlassen, ob er die erforderlichen Leute durch die Wahl

---

*) Quarreling toast.

oder durch das Los bestimmen lassen wolle. Doch war es unverbrüchliches Gesetz, daß jedes Mitglied, welches die Annahme der Wahl ablehnen oder sich nach erfolgter Auslosung weigern sollte, den Auftrag auszuführen, mit schimpflicher Ausstoßung aus dem Orden zu bestrafen sei — eine Maßregel, die nach den gegenwärtig herrschenden Gepflogenheiten ungefähr gleichbedeutend war mit einem Todesurteil.

Soweit die Umstände es gestatteten, wurde darauf gesehen, daß der von den Molly-Maguires Verurteilte den Vollstreckern der Strafe — die ja fast immer die Todesstrafe war — persönlich völlig unbekannt sei, vermutlich, weil man annahm, daß sie alsdann mit größerer Kaltblütigkeit und Ueberlegung zu Werke gehen würden. Doch war es jedem Mitgliede des Bundes gestattet, auf eigene Rechnung, das heißt ohne Befehl seiner Ordensvorgesetzten, eine ihm angethane Beleidigung durch den Tod des Beleidigers zu rächen. Und es hatte in diesem Fall denselben Anspruch auf Schutz und Beistand, wie wenn es sich bei seiner That um die Ausführung eines Ordensbefehls gehandelt hätte.

Denn der Geheimbund vermochte seinen Angehörigen einen sehr mächtigen und wirksamen Schutz zu gewähren. Hatte ein Molly-Maguire das Mißgeschick gehabt, unter dem Verdacht eines Verbrechens verhaftet zu werden, so übernahm der Bund nicht nur die Sorge für seine Angehörigen, sondern er stellte ihm auch die geschicktesten Verteidiger, deren man habhaft werden konnte, und er brachte überdies die Geldsummen auf, deren es bedurfte, um falsche Zeugen für den Beweis eines Alibi zu werben. An Personen, die sich dazu hergaben, fehlte es niemals, denn eines der Nebengesetze des Ordens schrieb ausdrücklich vor, daß kein Molly-Maguire Bedenken tragen dürfe, vor Gericht einen Meineid zu leisten, wenn er damit einen Ordensbruder zu retten vermöge.

Daß die staatlichen Behörden einer auf solcher Grundlage aufgebauten und durch die Bande der strengsten, unerbittlichsten Disziplin zusammengehaltenen Organisation bisher ohnmächtig gegenüber gestanden hatten, konnte keinen Eingeweihten wunder nehmen, und je tiefer der Einblick war, den Dougherty aus Lawlers Mitteilungen gewann, desto deutlicher fühlte er, wie weit er noch von der Erreichung seines Zieles entfernt war. Wohl kannte er die Urheber einiger in jüngster Zeit begangener Verbrechen, aber es war mehr als ungewiß, ob die Beweise, die er für ihre Schuld gesammelt hatte, zu ihrer Ueberführung hinreichen würden. Und selbst wenn es gelang, ihre Verurteilung herbeizuführen, konnte dabei von einer Vernichtung oder auch nur von einer empfindlichen Schädigung des mächtigen Geheimbundes nicht im entferntesten die Rede sein. Die Molly-Maguires hatten dann eben nur einige Helden und Märtyrer mehr, deren Schicksal zu rächen ihr eifrigstes Bestreben sein würde, und ihre Organisation blieb ungefährdet, solange die geheimnisvollen Oberhäupter, deren Namen Lawler nicht verraten konnte, weil er sie selbst nicht kannte, dem Arm des Gesetzes unerreichbar waren. —

Es war am fünften Tage nach Daisys Abreise, als Lawler zur Abendzeit wieder an die Thür von Doughertys Kammer klopfte. Aber diesmal kam er nicht allein, sondern in Begleitung eines älteren, gut gekleideten Mannes, den Dougherty bisher nicht unter den Molly-Maguires von Pottsville gesehen hatte.

„Unser Bruder Hugh Donahue, der sich auf der Durchreise für einige Tage hier aufhält,“ stellte ihn Lawler vor, und dabei schien ein bedeutsames Augenzwinkern seinem jungen Freunde verraten zu sollen, daß es mit dem Besucher eine ganz besondere Bewandtnis habe. Vorerst freilich gelang es Dougherty nicht, diese Bewandt-

nis zu erraten, denn der Mann verhielt sich sehr schweigsam und beschränkte sich fast ganz auf die Rolle des Zuhörers. Und Lawler schien darin nicht nur nichts Auffälliges zu finden, sondern er war auch ganz unverkennbar darauf bedacht, ihm diese passive Thätigkeit zu einer möglichst interessanten zu machen.

Er veranlaßte Dougherty, das Abenteuer von Shenandoah noch einmal ausführlich bis in die kleinsten Einzelheiten zu erzählen, und wo die Bescheidenheit des jungen Mannes seiner Meinung nach das eigene Verdienst gar zu sehr in den Schatten stellen wollte, da sorgte er durch seine eingeworfenen Bemerkungen eifrig dafür, es in die rechte Beleuchtung zu rücken.

Donahue qualmte unterdessen unaufhörlich aus seiner kurzen Holzpfeife und gab nur durch gelegentliche Fragen zu erkennen, daß er dem Gespräch mit Teilnahme folge. Plötzlich aber wandte er sich an Dougherty und sagte: „Sie haben dem Orden durch Campbells Befreiung einen wesentlichen Dienst geleistet, das ist außer Zweifel. Und es wäre nur billig, wenn Sie dafür eine Belohnung erhielten. Nennen Sie mir Ihre Wünsche, und ich werde alles thun, was in meinen Kräften steht, ihnen auf der nächsten Countykonvention in Mahanoy City Erfüllung zu verschaffen."

„Unser Freund Donahue hat nämlich die Ehre, als Delegat des County zu fungieren, zu dem die Gruppe von Pottsville gehört," mischte sich Lawler mit einer gewissen Feierlichkeit erklärend ein. „Ich denke, nachdem er diese Aufforderung an dich gerichtet hat, brauchen wir dir nicht länger ein Geheimnis daraus zu machen."

Hugh Donahue nickte zustimmend und sah Dougherty erwartungsvoll an.

Der aber schüttelte ablehnend den Kopf. „Was ich für den Orden gethan habe, that ich nicht um einer Be-

lohnung willen. Ich habe keinen anderen Wunsch als den, meine Kräfte auch weiterhin in den Dienst unserer guten Sache stellen zu dürfen."

Der Delegat nickte wieder, und nachdem er ein paar besonders mächtige Rauchwolken von sich geblasen hatte, erwiderte er: „Daß Sie ein gescheiter Kopf sind, haben Sie in Shenandoah bewiesen; daß Sie auch Talent zum Redner besitzen, habe ich soeben gehört, und mein Freund Lawler sagte mir, daß Sie mit der Feder ebensogut umzugehen wissen, als mit dem Wort. Wir haben das Amt eines Countysekretärs neu zu besetzen, und Sie haben, wie mir scheint, alle Eigenschaften, deren es dazu bedarf. Freilich sollen die Kandidaten für diesen Vertrauensposten nach der Ordensverfassung eigentlich nur aus den Reihen der Vorsteher genommen werden; aber mit Zustimmung des obersten Leiters ließe sich wohl einmal eine Ausnahme machen. Und es handelt sich für uns darum, möglichst schnell eine geeignete Persönlichkeit zu finden. Würden Sie also bereit sein, die Wahl anzunehmen, wenn sie auf Sie fallen sollte?"

„Unsere Gesetze gäben mir nicht einmal das Recht, sie abzulehnen," sagte Dougherty, der Mühe hatte, seine Genugthuung nicht allzu deutlich zu zeigen. „Die Konvention mag über mich bestimmen. Ich stehe dem Orden zur Verfügung."

„Sehr wohl! Nur wäre dabei noch eines zu bedenken. Die Kassen unseres Ordens sind in diesem Augenblick fast geleert, und so ist die äußerste Sparsamkeit geboten, bis es uns gelungen sein wird, dem Bunde neue und ergiebige Einnahmequellen zu erschließen. Die in den höheren Ordensämtern befindlichen Brüder haben in Anbetracht dessen sämtlich aus freien Stücken auf ihre bisherige Besoldung verzichtet, und ich frage Sie, ob Sie in der Lage sein würden, ein Gleiches zu thun."

„Gewiß!“ erklärte Dougherty ohne Zögern. „Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich aus meiner Thätigkeit für unsere Sache keine persönlichen Vorteile zu ziehen wünsche.“

„Aber Sie bedenken vielleicht nicht, daß die Arbeit eines Countysekretärs Ihre ganze Zeit in Anspruch nehmen und Sie außerdem noch zu mancherlei kostspieligen Reisen nötigen wird.“

„Ich nehme mein Wort deshalb nicht zurück. Wenn ich es will, kann ich jederzeit über sehr beträchtliche Mittel gebieten.“

Donahue nahm zum erstenmal die Pfeife aus dem Munde. Aber auch Lawler machte große Augen. „Zum Teufel, Junge,“ rief er aus, „willst du dir einen schlechten Witz mit uns machen?“

Dougherty erhob sich von seinem Stuhl und ging zu dem kleinen verschließbaren Schrank, in dem er seine Habseligkeiten aufbewahrte.

„Es ist kein Scherz, Lawler,“ sagte er, „und wenn ich eurer Verschwiegenheit gewiß sein darf, meine Freunde, will ich euch auch die Erklärung nicht schuldig bleiben. Aber ich muß dein Wort darauf haben, Lawler — und auch das Ihrige, Mr. Donahue!“

Lawler schlug kräftig in die dargereichte Hand ein, der Delegat aber schüttelte den Kopf.

„Eine überflüssige Vorsicht, wie mich dünkt. Jeder Molly-Maguire hat den Eid der Verschwiegenheit geleistet. Damit, meine ich, ist es genug.“

(Fortsetzung folgt.)

Mein Schutzengel.

Auch eine Räubergeschichte. Von Johannes Wilda.

Mit Illustrationen von C. Buffetti.

(Nachdruck verboten.)

Eh! Eh! Signor Chimico!“

Ich stand eben im Begriff, das eiserne Gitterthor des hoch ummauerten Fabrikhofes zu verlassen, als dieser Ruf ertönte. Ich wendete mich um.

„Nun, Maddalena?“

Die Zwölfjährige hockte da im Schatten der Thorpfeiler.

Erst wenige Tage befand ich mich als Chemiker auf der Zuckerfabrik im Chianathal und überhaupt in Italien, und ich verständigte mich, da es mit meinem Italienisch noch schlechter als mäßig bestellt war, nur mühsam mit dem kleinen Bauernmädchen, das immer zu uns auf den Hof kam und mich besonders in ihr Herz geschlossen zu haben schien.

„Wo wollen Sie so allein hin, Signor Chimico?“ fuhr sie fort, und die prächtigen dunklen Augen schauten ängstlich zu mir empor.

„Wer wird so neugierig sein, Kleine! Spazierengehen — auf die Landstraße, ins Dorf —“

„Aber die großen Dorfhunde, Signore!“

Lächelnd hielt ich ihr meinen Stock unter das Näschen.

„Der hilft Ihnen nichts, Signore! Sie müssen so thun, als ob sie Steine aufnehmen und werfen wollten; das ist das einzige. Aber —“

„Aber?“

Das Kind zog wichtig und besorgt die feinen Augenbrauen in die Höhe. „Gehen Sie wenigstens nicht allein, und auch nicht auf die Straße nach Arezzo. Wissen Sie, was gestern abend passiert ist? Sie haben wieder einen erstochen, die Birbanti.“ Die kleine braune Hand fuhr energisch durch die Luft. „Ermordet — so, genau an dem Kreuz, wo Ripamonti Achille erschossen wurde. Die Carabinieri haben die Mörder nicht gefaßt!“

Ich stutzte, obgleich ich die Schauermär nicht glaubte; wir hätten sie sonst sicher schon erfahren. Ich würde auch wohl ruhig meinen Spaziergang angetreten haben, wenn nicht oben an einem der Fenster unserer Wohnräume in der Fabrik Signor Edoardo erschienen wäre, um mich zurückzurufen.

Im Weggehen wollte ich die Wange des für mich so besorgten Mädchens streicheln; Maddalena aber, die vor jeder Berührung scheu wie ein Wildvogel war, fuhr mit dem Kopfe zurück, rief mir jedoch herzlich nach: „O, ich bin so froh, daß Sie den Hof nicht verlassen, Signore — so froh!“

Signor Edoardo, ein magerer deutscher Junggeselle, Inspektor der Zuckerfabrik und Vertrauensmann des Besitzers, wollte mir nur mitteilen, daß die Apparate, die ich mir in Florenz bestellt hatte, eben eingetroffen seien. So mußte ich in meinen heißen Arbeitsraum, euphemistisch „Chemisches Laboratorium“ genannt, um die Retorten, Abdampfschalen, Reagensgläser und so weiter auszupacken und aufzustellen. Mit dem Studium der Umgegend war es

also an diesem Tage nichts. Uebrigens erzählte mir Signor Edoardo, daß die Mordgeschichte in der Phantasie der erregten



Dorfbewohner dadurch entstanden sei, daß Carabinieri des Distrikts in der That auf Banditen gefahndet hätten.

Gegen Abend hatte es sich empfindlich abgekühlt. Es machte mir Spaß, mit den Aufsehern der Fabrik, Oreste und Achille, vor dem offenen Kamin des Wage- und Wächterhäuschens zu sitzen, das dem Thorhaus gegenüber lag. Lustig prasselten die Flammen der großen trockenen Wurzelkloben, die so hellflackernden Schein über den kleinen, sonst dunklen Raum warfen, und das Gespräch drehte sich auch fast ausschließlich um Räubergeschichten, denen ich mit der gruselnden Wißbegier des Neulings folgte.

Die verschmitzten Italiener erhitzten dabei die empfängliche Phantasie ihres „Signor Chimico" mit offenbarer und doch wirksamer Geflissenheit; namentlich erzählten sie mir viel von einem an der Chiana wohnenden und mir noch unbekannten Alten, der früher einer der gefürchtetsten Briganten der Gegend und lange Jahre Galeerensträfling gewesen sein sollte.

An diesem Abend legte ich meinen höchsten Stolz, meinen deutschen Revolver, die erste Waffe, die ich je besaß, vorsichtig auf mein Nachttischchen.

Nachmittags darauf beschloß ich, trotz Maddalenas Besorgnis, mir endlich die Gegend anzusehen. Signor Edoardo, der immer in gelben schlarrenden Schuhen die Fabrikräume zu durchwandern pflegte, sah, wie ich mit dem Revolver hantierte. „Keinenfalls nehmen Sie das Ding da mit," sagte er. „Aber doch rate ich Ihnen, vor Dunkelheit wieder auf dem Hofe zu sein!"

Schon wegen der Eitelkeit meiner fünfundzwanzig Jahre würde ich nicht auf das Vergnügen, meinen schönen Revolver zum erstenmal spazieren zu führen, verzichtet haben; doch aus Furcht, daß der Inspektor mich für einen Hasenfuß halten könne, wenn ich mich nur bewaffnet fortgetraut haben würde, widersprach ich nicht.

Glücklicherweise hockte mein kleiner Unglücksrabe nicht

wieder am Thore. Unbehelligt schritt ich auf die tags-über noch immer sehr heiße Landstraße hinaus.

Wie nüchtern die Fabrik innerhalb ihrer weißgetünchten Mauern dalag! Das war nun das zauberhafte Land, von dem ich mit so heißem Sehnen geträumt hatte! Ein scheußlicher Landweg, links und rechts Gräben mit trübem Wasser gefüllt; in einförmiger Fläche endlose Zuckerrüben-felder, allerdings das Natürliche in der Nachbarschaft einer Zuckerfabrik, aber doch das Unpoetischeste, was man sehen kann. Nur die von Reben umrankten Bäume, eine Art Rüstern, die ringsum die Felder umsäumten, besserten den Eindruck einigermaßen.

Hie und da zeigte sich frisch bearbeiteter Acker und ein Bauer hinter dem Pfluge; rüstig schritt ich weiter. Da winkte er mir, der prächtig gezackte, über die Ebene ansteigende Apennin, der in diesen Tagen von dem Fenster meines Fabrikzimmers aus der Gegenstand meines heißen Verlangens gewesen war; zumal abends, wenn der nackte Fels in gebrochenem Lichte wie in Purpur und Rosenglut getaucht leuchtete.

Nach einer halben Stunde gelangte ich an die lehmfarbene schmale Chiana, die dem Thale seinen Namen gegeben hat. Wie nun ans jenseitige Ufer des Flüßchens kommen?

Da wurde mir auf die Schulter geklopft. „Buon' giorno, Signor Chimico!“

Ich wandte mich um. Ah, der Landarzt aus dem Dorfe, den ich schon kennen gelernt hatte! Der kleine, freundliche Herr stand breitbeinig da in seinem etwas schäbigen Anzuge, einen gewaltigen Feigenstock, noch ein-mal so lang als er selber, in der Hand und auf der Schulter eine nicht viel kürzere Flinte.

„Guten Tag, Herr Doktor!“

„Na, ein bißchen den Rubikon überschreiten? Sehen Sie sich aber vor, Sie wissen, die Briganten —“

„Ich weiß, ich weiß! Ich habe mich vorgesehen!“ entgegnete ich, indem ich auf meinen Revolver wies.

„Nun, es ist wenigstens gut, daß Sie sich sofort einen Permesso verschafft haben. Sehen Sie, dort im Busch versteckt, liegt das Fährhaus mit der Fähre. Klatschen Sie in die Hände, dann holt man Sie über. Ich empfehle Ihnen aber, vor Dunkelheit wieder über den Fluß zurück zu sein.“

Damit schritt der kleine Herr wieder fürbaß. In der Ferne sah ich noch, wie er seine Flinte von der Schulter riß und — piff, paff! — irgend einen harmlosen gefiederten Sänger vom Baume schoß.

Ich hatte seine Worte nur obenhin verstanden. Wozu sollte ich einen Permesso, einen Erlaubnisschein, haben? Ich dachte in dem Augenblick nicht weiter darüber nach; mein ganzes Sinnen war nur von dem Gedanken erfüllt, vorwärts zu kommen. Die Warnung, die wie die Signor Edoardos lautete, wollte ich schon beherzigen.

Ich klatschte in die Hände. Gleich darauf tauchte aus dem Busch drüben ein nicht besonders vertrauenerweckender alter Bauer auf, der mit einem einzigen Ruck am Seile den Nachen zu der Einsteigestelle diesseits herübergleiten ließ. Ein finsterer Bursche war es; vielleicht der ehemalige Galeerensträfling, von dem die Aufseher mir erzählt hatten?

Auf eine Unterhaltung ließ er sich gar nicht ein, steckte mürrisch den gebotenen Soldo in die Hosentasche und wies mir auf meine Frage stumm die Richtung an, in der ich weiterschreiten solle. Dabei entging mir nicht ein blitzartiger Seitenblick auf meinen Revolverkolben.

„Hoffentlich wird er dir Respekt einflößen, alter Racker, wenn du Lust verspüren solltest, wieder in ehemalige Gewohnheiten zurückzufallen!“ dachte ich.

Singend und pfeifend schritt ich flott vorwärts. Dann

und wann führte die Straße durch Dörfer mit ärmlichen Häusern. Gelegentlich zeigte sich eine herrschaftliche Villa unter fast architektonisch modellierten Pinienkronen, mit vergoldeten Gittern, hinter denen Blumenrabatten leuchteten und majestätische Cypressen sich dunkel in das satte Blau hineinspitzten. Aber überall Zerbröckelung, Rost, Spuren des Verfalles! Ja, der pflichtlos in den Städten hausenden, nur hohen Zins von den Verwaltern heischenden Aristokratie war auch die Jahrhunderte währende Abholzung des Apennins zu danken, so daß jetzt Hitze und Kälte schroff wechseln, und die eisige Tramontana stets die Früchte des reichen Bodens bedroht.

Es ist ganz eigen, so mutterseelenallein in fremdem und auf seine Sicherheitsverhältnisse beargwöhntem Lande zu wandern. Jedes Detail der Landschaft interessierte mich, jeder der mir spärlich begegnenden Menschen schien etwas Besonderes, Anziehendes und Verdächtiges zu haben.

Ich merkte wohl, daß es längst Zeit geworden sei, umzukehren, wollte ich vor Dunkelwerden den Fabrikhof wieder erreichen, allein es zog mich unwiderstehlich vorwärts. Da kam er immer näher und näher, der geheimnisvolle Apennin, dessen malerisch gezackter Rücken im gebrochenen Lichte der untergehenden Sonne wie in Purpur und Rosenduft getaucht erschien. Auf einem dünnbestandenen Eichenhügel lagerte ich mich ins Gras und genoß das schöne Bild vor mir. Um mich her grunzten schwarze, haarige Schweine, die raschelnd das braune Abfalllaub nach Eicheln durchwühlten, und durch die Abendstille klang das Aveläuten zu mir herüber. Ich dachte der Lieben daheim und vergegenwärtigte mir ihre bewundernde Teilnahme, wenn sie mich so heldenhaft bewaffnet in der ungewöhnlichen, romantischen Umgebung hätten sehen können. Und weil mich jetzt wirklich die lange vergeblich ersehnte Stimmung übermannte, im Lande zu weilen, „wo

die Zitronen blüh'n", dachte ich auch liebevoll an seine Bewohner, zumal an die kleine, schwarzäugige Maddalena, die mir so seltsam zugethan war.

Ob man so ein Kind wohl irgendwie nach Deutschland bringen, dort erziehen lassen konnte, und — — Unsinn!

Aber während dieser Träumereien war die Zeit gewaltig verstrichen, und als ich nun plötzlich den lahmen, zerlumpten Schweinehirten von ferne durch die Eichenstämme hinken sah, und das Abendlüftlein kühl daherstrich, fühlte ich unwillkürlich nach meiner Brusttasche und sprang auf beide Beine.

Jetzt hieß es eilen. Ich wendete mich schnell zum Gehen, aber es wurde dunkler und dunkler, und noch hatte ich den Fluß nicht erreicht. Mir wurde warm, ja, ehrlich gestanden, ein wenig ängstlich, zumal ich kaum noch den Weg zu erkennen vermochte und nur „im dunkeln Drange des rechten Weges mir bewußt" instinktiv der Richtung zustrebte, in der ich die Fähre vermutete.

Die sämtlichen Räubergeschichten, mit denen man mir meine Phantasie vollgestopft hatte, durchzogen mein aufgeregtes Hirn. Ob ich der guten, kleinen Maddalena nicht doch lieber Gehör hätte schenken sollen?

Endlich! Da, der schwarze Klumpen in der Finsternis vor mir war zweifellos das Fährhaus! Ich fühlte mich förmlich heran und schlug dann an die Scheiben des Fensterchens, indem ich gleichzeitig den Fährmann wachrief.

Ein Hund begann drinnen zu rasen, und es dauerte eine geraume Weile, bis der Alte, den ich nur an dem Brummen, mit dem er meine Entschuldigung erwiderte, erkannte, heraustrat. Ich merkte, daß der Köter mit herausfuhr; aber nur halb. Er mußte festgebunden sein.

Der Alte ergriff mich bei der Hand, und unsicher tappte ich so durch die Büsche den schlüpferigen Uferhang

hinab und wäre auf ein Haar in das leise gurgelnde Wasser gefallen, wenn mich die führende, kräftige Hand



nicht noch rechtzeitig durch einen Ruck in den schwankenden Nachen befördert hätte.

Ich war gerührt über diese hochherzige Hilfe des von mir innerlich so arg verunglimpften Greises, daß ich ihm am jenseitigen Ufer eine Papierlira in die Finger drückte, welche fürstliche Belohnung aber keineswegs seine Beredsamkeit stärker anzuregen vermochte.

Darauf hörte ich trotz des ununterbrochenen Kläffens drüben, wie der Alte wieder in sein Haus ging, während ich uferaufwärts tappte, weit zuversichtlicher im Gemüte, da mir die Richtung nun klar und das schützende Dach näher war.

Da — mir stand das Herz still, und meine Kehle schnürte sich zu! — was war das? Urplötzlich sah ich mich von etwa einem halben Dutzend Gestalten umringt; deutlich erkannte ich, wie lange Gewehrläufe sich von dem Himmel abhoben. Gewaltsam unterdrückte ich meinen Schrecken; jetzt hieß es, Geistesgegenwart bewahren! Offenbar war ich heimlich beobachtet worden und befand mich auf Gnade oder Ungnade in den Händen von Briganten. Vielleicht war es der fürstlich belohnte Greis gewesen, der tückisch an mir zum Verräter geworden war. O Maddalena!

Nichtsdestoweniger war es nicht Furcht allein, was mich befiel, nein, auch ein gewisser romantischer Reiz regte sich in mir, und dessen Wirkung verdankte ich es wohl, nach einigem Schlucken ein leidlich unbekümmertes „buona sera“ wünschen zu können, worauf ich ruhig weiterschritt, als ob mich die ganze Bande nichts anginge.

Mein Gruß wurde murmelnd erwidert; man vertrat mir auch nicht den Weg, aber lautlos schlossen sich die unheimlichen Gestalten mir an, mir immer dicht auf den Fersen bleibend. Ich wurde einfach eskortiert! Doch wohin? — Noch immer war ich der Führende, was freilich, da es zunächst nur einen einzigen Weg durch die Rübenfelder gab, nicht viel sagen wollte.

Hundert Gedanken zuckten durch mein Hirn. Meine Hand hielt den Revolverkolben; sollte ich schießen? Das wäre unsinnig gewesen. Vielleicht hätte man in der Fabrik die Schießerei gehört; was aber würde mir dies genützt haben, wenn ich inzwischen von einem halben Dutzend Flinten niedergeknallt worden wäre? — Oder sollte ich den Burschen mein für meine Verhältnisse ausnahmsweise recht hübsch gefülltes Portemonnaie mit höflichen Worten überreichen?! Das Leben war immerhin kostbarer als achtzig Franken — mein ganzer Reichtum; und was sollte ihnen wohl am ersteren gelegen sein, wenn sie nur den letzteren hätten? Doch nein, mit dieser Opferfreudigkeit wollte ich lieber noch zurückhalten; man giebt eben nicht gern achtzig Franken her, ehe es einem nicht in der unabweislichsten Form nahegelegt worden ist.

Nun begann einer der Burschen eine Unterhaltung mit mir. Ob Signore sich nicht fürchte, meinte er harmlos.

Keine Spur! Ich sei leider kein reicher Inglese, sondern nur ein armer deutscher Fabrikchemiker, der kein Gegenstand des Neides für begehrliche Mitmenschen sein könne.

Ob mir die Italiener gefielen?

„Ausgezeichnet natürlich! Sono galantuomini — Ehrenmänner!“

„Si Signore! Per Bacco — galantuomini — tutti, tutti!“

„Na, na,“ dachte ich, „alle doch nicht,“ und hielt es für ratsam, ungeachtet dieser mit edlem Feuer gegebenen Versicherung, noch längere Schritte zu machen. Das half mir aber blutwenig, denn die Kerle trabten nun in demselben Tempo. Ich lief, bis mir der Schweiß von der Stirn rann; sie thaten es ebenfalls und schwitzten wahrscheinlich auch. Endlich bemerkte ich zu meiner größten Erleichterung den Lichtschimmer eines Hauses, und dieser

Anblick stärkte meine Lebensgeister derart, daß ich tollkühn stillstand, mir den rinnenden Schweiß abwischte und, den eigentümlichen Kehllaut der Toskaner nachahmend, sagte: „Ecco, una casa — da ist ein Haus!“

„Si Signore, una casa.“

Und plötzlich ward es Licht um mich. Das war ja das kleine Wirtshaus, das am Wege nach unserem Dorfe lag und in dem ein achtungswerter Wirt die Schänkgerechtsame besitzen sollte. Dorthin mußte ich die Kerle locken, dann befand ich mich auf besserem Boden!

„He, meine guten Burschen,“ meinte ich wohlwollend, „ich denke, wir sind alle ein wenig durstig vom Laufen geworden; wie wäre es, wenn wir eins tränken?“

Die Räuber steckten die Köpfe zusammen, und ich machte heimlich meinen Revolver fertig. Wurden sie jetzt ungemütlich, so wollte ich den Wirt alarmieren und mein Leben aufs äußerste verteidigen. Blieben sie gemütlich, und sie berechtigten in diesem Punkte zu den schönsten Hoffnungen, so sollte mich List aus der schlimmen Lage ziehen.

Sie blieben auch gemütlich! Vielleicht, weil der Durst die stärkste aller menschlichen Leidenschaften ist. Sie folgten mir ins Wirtshaus.

Im freundlichen Lampenlicht des niederen Schänkzimmers sah ich erst, wie gefährlich meine Begleiter ausschauten; besonders ihr Hauptmann, offenbar der, der mit mir gesprochen hatte, war ein Rinaldo Rinaldini, wie er im Buche steht.

Ich machte dem ob des späten Besuches offenbar erstaunten, aber mutig dreinblickenden Wirt ein Zeichen, daß ich dringend mit ihm zu reden habe.

„Subito, Signore — sofort, Herr!“ flüsterte er und verschwand wie ein Mann, der die Situation erfaßt hat. Dann tauchte er wieder mit Weinflaschen beladen auf; mit so gewaltig großen strohumflochtenen Weinflaschen,

daß ich nicht mehr daran zweifelte, er wolle die Räuber, um mich zu retten, total betrunken machen.

Meine Herren Gäste wurden nun über die Maßen fidel. Sie ließen mich einmal über das andere leben, was doch sicherlich das befriedigendste ist, was man irgend von Räubern verlangen kann, und im Handumdrehen waren die Flaschen leer. Ich blinzelte dem Wirte zu, um ihm meine Genugthuung für seine thatkräftige Hilfe auszudrücken; mißverständlicherweise veranlaßte ihn dies, eine neue Flaschenbatterie heraufzuholen. Jetzt wurde mir die Sache aber doch etwas zu bunt. Für den Preis hätte ich mich schließlich auch direkt ausplündern lassen können!

Wer weiß, bis zu welchem Gipfelpunkt sich dies Gelage noch gesteigert hätte, wenn nicht mit einemmal das Klirren von Waffen hereingedrungen wäre.

Hurra, ich war gerettet! Jedenfalls durch den weit hinausschallenden Lärm der weinfrohen Banditen angelockt, betraten zwei Carabinieri dröhnend das Zimmer. Die wackeren Männer, ich hätte sie an mein Herz schließen mögen!

Wenn man aber glaubt, daß die Kerle um mich her nun in alle Winde zerstoben oder gar, daß ein blutiger Kampf entstanden sei, so irrt man sich. Nichts dergleichen geschah! Die Carabinieri sprachen nur leise mit dem Wirt, und die Briganten zechten vergnügt weiter, als ob die Boten der heiligen Hermandad Gott weiß wie fern wären! Ja, steckten denn diese verruchten Menschen alle unter einer Decke? Da war das Räuberunwesen im Lande der Zitronen allerdings erklärlich!

Erregt trat ich auf die schnurrbärtigen Herren zu und sprach ihnen meine dringende Bitte um Geleit nach der Fabrik aus.

Mit stechenden Augen musterten sie mich von oben bis

unten; worauf der eine, an meine Brusttasche tippend, dreist fragte: „Was ist das?"

„Nur ein Revolver."

„Darf ich ihn sehen, Signore?"

„Warum denn nicht!"

Die Carabinieri betrachteten die schöne Arbeit mit Interesse; dann erklärte der Neugierige brüsk: „Das Kaliber ist weit über das gesetzliche Maß; ich bedauere, die Waffe konfiszieren zu müssen."

O jeh, war das ein Reinfall!

„Aber erlauben Sie," stotterte ich, „das habe ich ja gar nicht gewußt!"

„Das bedauere ich Ihrethalben, und jetzt, bitte, Ihren Permesso — den Waffenpaß."

„Permesso — Waffenpaß? Nur für einen kleinen Revolver?"

„Sie haben also keinen?"

„Nein."

„Dann muß ich Sie verhaften." *)

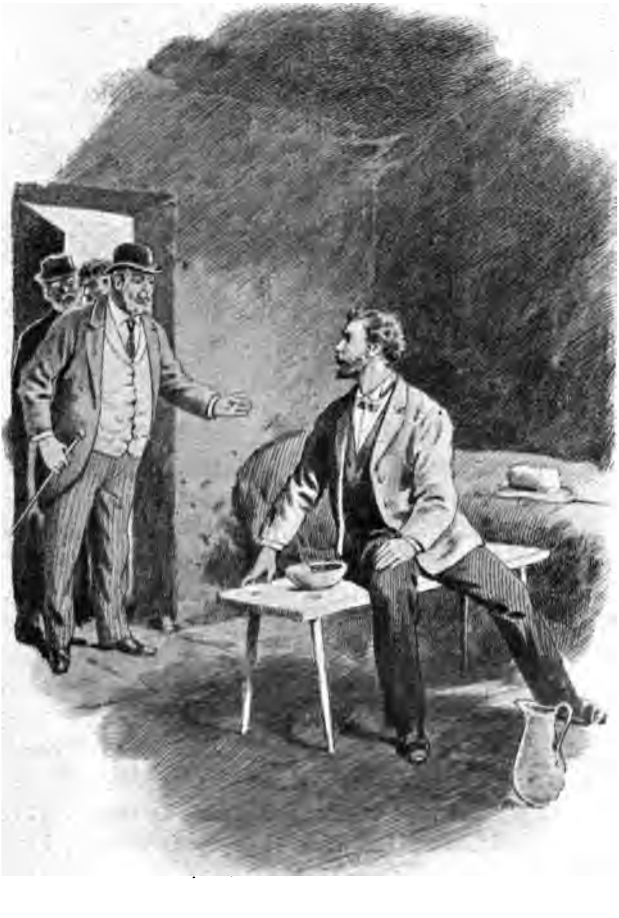
Na, das war denn doch zum Tollwerden!

Die zechenden Räuber ließ die edle Polizei ungeschoren und mich Unschuldswurm behandelte sie wie einen Strauchdieb! Mir lief die Galle über. Ich ließ mich zu Aeußerungen hinreißen, die allerdings von Ehrerbietung vor der italienischen Polizei nicht gerade überflossen. Der Wirt müsse es bezeugen, daß ich ein ganz harmloser Mensch sei; er habe mich ja vor jenen Schuften, jenen Birbanti dort am Tische, retten wollen.

Aber der Wirt beschränkte sich darauf, sich seine Rechnung schleunigst von mir bezahlen zu lassen und im übrigen verlegen die Achseln zu zucken, während die Räuber mir meinen Ausdruck „Birbanti" ersichtlich sehr übelnahmen.

*) Siehe das Titelbild.

So von allen Seiten verlassen, wurde ich von den Carabinieri ohne viel Federlesens auf einen Marterkasten



von Bauernwagen gesetzt, und fort ging's in die Nacht hinein.

Nach zwei Stunden holperten wir über das Pflaster der guten Stadt Arezzo, und zehn Minuten später lag ich verzweifelt auf harter Pritsche in stockdunkler Zelle, die nicht nach den Rosen von Schiras duftete, und hatte genügend Zeit, über die mir jetzt klar gewordenen Warnungen Signor Edoardos und des kleinen Doktors nachzudenken.

Der Morgen brach an, und wieder harrte ich stundenlang. Gab es denn im Heimatlande des Corpus juris nicht Recht und Gesetz mehr? Man mußte mich doch mindestens vor einen Richter bringen. Aus lauter Verzweiflung beschäftigte ich mich mit dem Suppennapf, der mir großmütig hereingeschoben worden war. Die graue Flüssigkeit schmeckte besser als sie aussah; die Schüssel wurde leer, und daran merkte ich, daß meine Gesundheit durch die erschütternden Ereignisse der letzten Nacht doch noch nicht völlig gebrochen sein konnte.

Indem ich so beschäftigt war, mich moralisch und physisch aufzurichten, hörte ich draußen auf dem Gange nahende Schritte. Das Schloß rasselte, meine Thür öffnete sich, und in deren Rahmen, umspielt vom himmlischen Lichte, stand in Begleitung einiger Beamten Signor Edoardo und der Landarzt.

Ich flog ihnen in die treuen Arme und beschwor sie, mich zu befreien.

„Sie sind frei, werter Chimico!“ lächelte Signor Edoardo und gab mir dann kurze Aufklärung. Kaum hatten die Herren von verschiedenen Seiten mein Unglück erfahren, so waren sie in aller Frühe nach Arezzo gefahren, wo der Polizeikommissar sich alsbald bereit erklärte, mich gegen Bürgschaftsleistung meiner beiden Befreier laufen zu lassen.

„Fünfzig Franken wird Ihnen das Waffentragen ohne Permesso allerdings noch kosten, darum kommen Sie nicht

herum," meinte Signor Edoardo zum Schlusse seiner sonst so erfreulichen Mitteilungen.

O weh, das war hart. Trotz der Sonne der Freiheit machte ich eine etwas bekümmerte Miene über diese teuerste Nacht meines Lebens.

„Brauchen Sie etwa Vorschuß auf Ihr Gehalt?" fragte Signor Edoardo, als er mich so leiden sah.

Ich blickte ihm gerührt in die ehrlichen Augen.

„Nein, nein, Herr Inspektor! Zum Glück haben die infamen Räuber mir meine Börse gelassen, wenn schon ihr Durst nicht von schlechten Eltern war."

„Welche Räuber?" erkundigte sich der Inspektor erstaunt.

„Nun die, die eben schuld daran sind, daß ich in diesem Höllenloche gesessen habe! Es ist aber doch auch ein unerhörter Skandal, wie die Behörden selbst mit den Schuften unter einer Decke stecken."

Signor Edoardo und der kleine Doktor sahen mich erstaunt an, und dann sahen sie sich gegenseitig an und begannen so rücksichtslos zu lachen, daß es schon nicht mehr schön war.

„Ja, was ist denn da zu lachen?" rief ich ärgerlich. „Es waren echte, richtige Banditen; Sie hätten sie nur sehen sollen!"

„Bester Chimico," sagte Signor Edoardo, „Sie meinen doch die Leute, die Sie an der Chiana abgeholt haben?"

„Abgeholt? Nun ja, wenn Sie es so..."

„Das waren aber doch keine Räuber!"

„Na, was denn sonst?"

„Friedliche Landleute, lieber Freund."

„Nicht möglich! Sie hatten doch alle Gewehre!"

„Jeder Bauer hier besitzt seine Flinte, um Vögel damit zu schießen."

„Zum Kuckuck, wer hat mir die Kerle denn auf den Hals geschickt?“

„Ich nicht! Mir wär's nicht eingefallen, die ganze Sippe Ihres kleinen Schutzengels für Sie mobil zu machen!“

„Himmel, es war doch nicht etwa —“

„Allerdings!“

O Maddalena!!

Aus der Praxis des Bergsteigens.

Winke und Warnungen von T. Max.

Mit 10 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

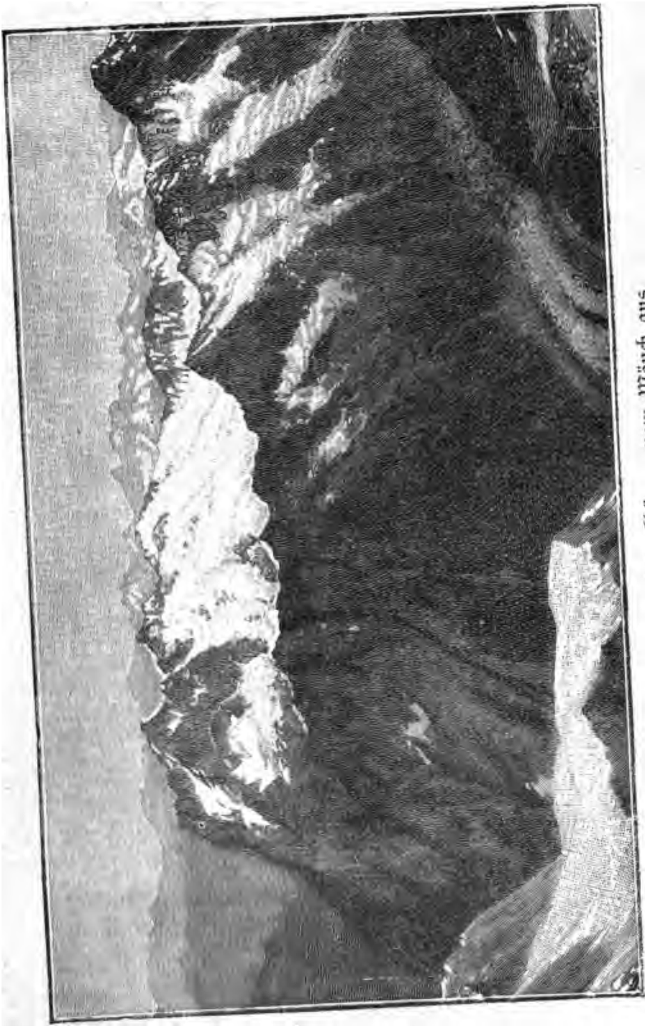
Ersteige die Hochalpen, wenn du willst," sagt Edward Whymper in seinen klassischen „Berg- und Gletscherfahrten", „aber vergiß nie, daß Mut und Kraft ohne Klugheit nichts sind, und daß eine augenblickliche Nachlässigkeit das Glück eines ganzen Lebens zerstören kann. Uebereile dich nie und denke beim Anfang immer, wie das Ende sein kann." Freilich unterscheidet der bekannte englische Bergsteiger selbst zweierlei Gefahren, die im Hochgebirge drohen: objektive, das heißt solche, auf die der Wille des Menschen keinen Einfluß ausübt und die, wie Steinfälle, Eis- und Schneelawinen, Nebel, Sturm, Gewitter u. s. w., von außen her auf ihn einwirken, und subjektive, die ohne aktives Auftreten der Naturkräfte in einem Fehler des Bergsteigers selbst (wie zum Beispiel Sturz durch Ausgleiten u. dergl. mehr) ihren Grund haben.

Ohne Frage sind die dem Hochtouristen drohenden Gefährdungen äußerst mannigfacher Art. Die eben erwähnten objektiven Gefahren bleiben naturgemäß immer bestehen allein erstens sind sie verhältnismäßig doch sehr selten, und zweitens sind wir schließlich ja auch in der Ebene, ja in unseren

eigenen Heim vor irgend einem tückischen Unglück niemals ganz sicher. Die subjektiven Gefahren aber lassen sich ganz außerordentlich durch Uebung, Erfahrung und Um- und Vorsicht einschränken. Mindestens achtzig Prozent der alpinen Unfälle, welche die Zeitungen alljährlich während der Reisezeit zu verzeichnen haben, würden nicht vorkommen, wenn nicht immer wieder sich Leute in thörichtem Unverstand oder frevlem Wagemut an Aufgaben machten, denen sie in gar keiner Weise gewachsen sind, und wenn sie bedächten, daß das Bergsteigen eine Kunst ist, die sich nicht von heute auf morgen erlernen läßt, wenigstens soweit das eigentliche Hochgebirge in Frage kommt.

Deswegen mahnt einer der hervorragendsten Sachverständigen, L. Purtscheller, mit vollem Recht: „Derjenige, der glaubt, daß einige unter günstigen Verhältnissen ausgeführte Besteigungen, die Erkletterung einer spröden Felsspitze oder eine längere Gletscherwanderung ihn bereits zu einem geübten Bergsteiger und gründlichen Kenner des Gebirges gemacht haben, dürfte sich bald vom Gegenteil überzeugen. Die Technik des Bergsteigens, die Kunst, auch unter den schwierigsten Verhältnissen das Zweckentsprechendste zu veranlassen, die Gefahr richtig abzuschätzen, gewisse Erscheinungen auf ihre Folgen zu prüfen, beruht ausschließlich nur auf langjährigen, reichen, praktischen Erfahrungen. Das Wesen der bergsteigerischen Praxis besteht darin, daß wir jene Wege ausmitteln, die uns auf möglichst gefahrlose, die Kräfte schonende Weise ans Ziel bringen, und daß wir jene Stellen zu unserem Fortkommen benutzen, die unter den jeweiligen Verhältnissen die günstigsten sind.“

Im Hochgebirge ist es in erster Linie die scheinbare Gesetzlosigkeit in der Anordnung der Massen, welche die Aufgabe des Bergsteigers so erschwert. Bald hat er wildzerrissene Grate und Klippen zu überwinden, bald lang-



Wetter- und Schreckhörner vom Mönch aus.

gestreckte Rücken und breite Dome zu passieren, mit denen etagenförmig aneinander gereihte Massen und weithin sich ausdehnende Hochflächen, mit Schnee und Eis gefüllte Mulden und Abgründe wechseln. Unter dem fortwährenden Einflusse der mechanischen und chemischen Verwitterung infolge der Einwirkung der Temperatur und der Niederschläge stellt das Gebirge hier ein Gemäuer dar, dort ist es ausgezackt und zerrissen; unförmliche Trümmerhaufen wechseln mit Platten und Schichtenbänken. Wohin wir uns aber auch wenden, überall nehmen die für den menschlichen Fuß unzugänglichen Stellen ein bei weitem größeres Areal ein, als die passierbaren. Das Auge des erfahrenen Hochtouristen muß daher schon aus der Ferne den besten Aufstieg auswählen und aus der Form und Steilheit der Felsen, aus der Neigung und Beschaffenheit der Oberfläche der Firnhänge die beste Trace herausfinden können.

Wie unterschiedlich die Aufgaben sind, die sich dem Hochgebirgswanderer darbieten, und welche Schwierigkeiten er dort oben zu überwinden hat, das lehrt auch den Laien schon die Betrachtung unserer Illustrationen, welche an Ort und Stelle im Berner Oberlande gemachte photographische Aufnahmen wiedergeben. Sie bieten eine durchaus naturgetreue Anschauung der gewaltigen Felsgipfel, Schneehörner und Firnen, aus denen sich das Relief des Hochgebirges in erster Linie zusammensetzt, und gewähren einen hochinteressanten Einblick in jene öde und doch so großartige Welt der Felsen und Firnen, der Gletscher und Schneegipfel.

Auf Seite 81 haben wir die kühn emporstrebende Kette der Wetter- und Schreckhörner vor uns, wie sie sich vom Mönch aus gesehen darstellt; auf Seite 83 eine Ansicht des Mönchgipfels (4105 Meter), dessen massive Kuppe im Verein mit Eiger (3975 Meter) und Jungfrau (4166 Meter) jenes berühmte Gruppenbild ausmacht, das sich den Be-

suchern der Wengernalp unvergeßlich einprägt. Der Mönch wurde von Dr. Porges aus Wien im Jahre 1857 erstmals erstiegen; die Besteigung (siehe das Bild auf Seite 85) erfolgt fast immer von Grindelwald aus und erfordert von der Berglihütte über das Ober-Mönchjoch und den Süd-



Der Mönchgipfel.

ostgrat fünf bis sechs Stunden; auf der Nordseite, von der Guggihütte aus, ist sie viel schwieriger, langwieriger und oft überhaupt nicht ausführbar.

Die Jungfrau dagegen ist am leichtesten von der Südseite aus zu ersteigen, mit Uebernachten in der Konkordiahütte (2847 Meter); erheblich anstrengender ist die Besteigung von

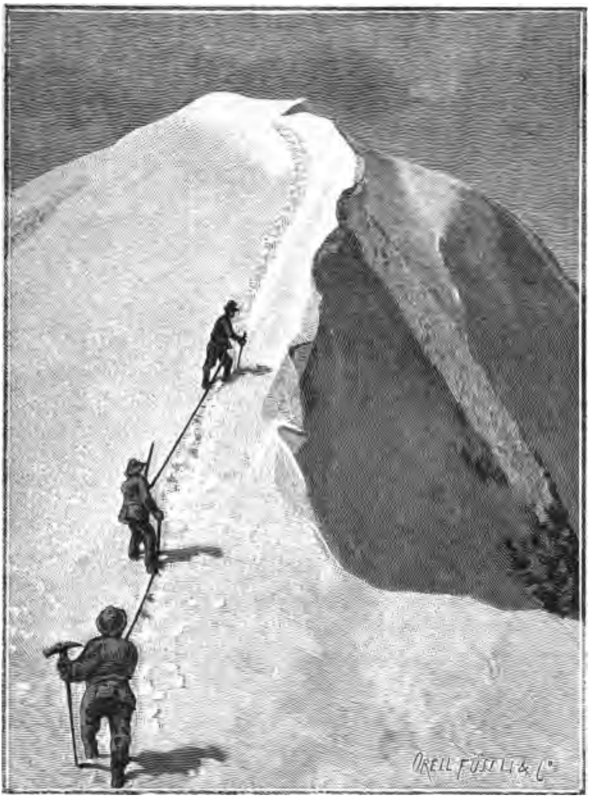
Grindelwald aus, auf der man in der Berglihütte (3299 Meter) übernachtet. Die Südseite des Jungfraugipfels erblicken wir auf dem Bilde auf Seite 87. Links, westlich vom Gipfel, zwischen diesem und dem Rotthalhorn (3946 Meter), schneidet sich der 3857 Meter hohe Rotthalsattel ein. Oberhalb des Schneesattels, etwa am Ende des ersten Drittels des nach der Jungfrauspitze emporstehenden Felsgrates, war der Schauplatz jener traurigen Katastrophe vom 15. Juli 1887, die sechs hoffnungsvollen jungen Männern den jähen Tod brachte. Das Bild auf Seite 88 veranschaulicht die oberste ganz mit Schnee und Firn bedeckte Spitze der Jungfrau in dem Augenblick, da drei kühne Besteiger sie soeben erreicht haben.

Das Bild auf Seite 89 vermittelt eine Ansicht der im wildromantischen Rotthale 2764 Meter hoch gelegene Klubhütte, die man von Lauterbrunnen über die Stufensteinalp in sechs Stunden erreicht. Von hier gelangt man über den Südwestgrat in sechs bis acht Stunden auf die Jungfrauspitze. Der Gletscher zur Linken ist der mächtige Tschingelfirn, die drei in einer Flucht sich hinziehenden Gipfel sind vorn das Gspaltenhorn (3437 Meter), in der Mitte das Morgenhorn (3629 Meter) und rückwärts das Doldenhorn (3647 Meter). Sie gehören alle drei zur Gruppe der Blümlisalpe.

Eine Ansicht der Wetterhörner mit dem im Vordergrund aufragenden Gemshorn gibt das Bild auf Seite 93, während wir auf Seite 95 eine Kletterpartie auf einem Leiterweg veranschaulicht finden, die bei der Ersteigung der Wetterhörner zu überwinden ist. Auf Seite 97 endlich ist eine Gesellschaft dargestellt, die eben im Begriffe ist, die steile Felsmauer an der Westseite der Wilden Frau (3259 Meter) zu erklimmen.

Alle vorstehend erwähnten Touren sind nur für erprobte Bergsteiger. Aber auch für diejenigen unserer Leser, die

sich nicht zu solchen zählen und sich nicht so hoch zu wagen beabsichtigen, dürften einige nähere Angaben und Ratschläge



Eine Ersteigung des Mönchgipfels.

aus der Praxis des Bergsteigens im allgemeinen wohl von Interesse und Nutzen sein.

Herz und Lunge werden unter den Organen unseres Körpers bei jeder größeren Bergbesteigung besonders stark

in Anspruch genommen, einmal durch die erhöhte Muskelthätigkeit und den stärkeren Kräfteverbrauch, und dann infolge der dünnen Luft und der mitunter ganz plötzlichen Temperaturänderungen. Je mehr der Körper daher vorher methodisch durchgearbeitet und abgehärtet, von überflüssigem Fett und Wasser befreit wurde, um so leichter wird er den gesteigerten Ansprüchen an seine Leistungsfähigkeit gewachsen sein. Planmäßig getriebene Leibesübungen, verbunden mit streng geregelter Diät (was die Engländer als „Training" bezeichnen), sollten daher wenigstens jeder größeren Hochgebirgsfahrt vorhergehen. Durch Turnen, Schwimmen, Rudern, Schlittschuhlaufen, längere Fußmärsche bei jeder Witterung, sowie endlich durch vorbereitende leichtere Bergbesteigungen gewinnt der Körper am ehesten die für solche Leistungen erforderliche Kraft, Gewandtheit, Ausdauer und Widerstandsfähigkeit.

Ein sehr wichtiges Kapitel bildet die zweckmäßige Bekleidung und Ausrüstung. Man hüte sich, eine größere Bergfahrt mit ganz neuen Bergschuhen anzutreten. Die Schuhe müssen das Einlegen einer dicken Filzsohle und auch das Tragen von zwei Paar Wollstrümpfen gestatten. Statt der Gamaschen empfiehlt L. Purtscheller, am oberen Schuhrande einen acht bis zehn Centimeter breiten Filz- oder Tuchstreifen sich annähen zu lassen, der gleich den Schuhen mit Häkchen zum Verschnüren versehen ist. Dadurch wird dem Eindringen von Schnee, Sand und kleinen Steinchen durchaus vorgebeugt. Statt der langen Strümpfe thun auch die sogenannten Wadenstutzen aus rauher, starker Wolle gute Dienste; für die Füße selbst dicht gestrickte, womöglich auch gefilzte Wollsocken. Ein Reservepaar nehme man in dem Rucksack aus fester, wasserdichter Leinwand mit, der in den Bergen unbedingt vor dem unpraktischen Tornister den Vorzug verdient.

Als Beinbekleidung werden weite, bequeme Kniehosen



Die Jungfrau von der Südseite aus.

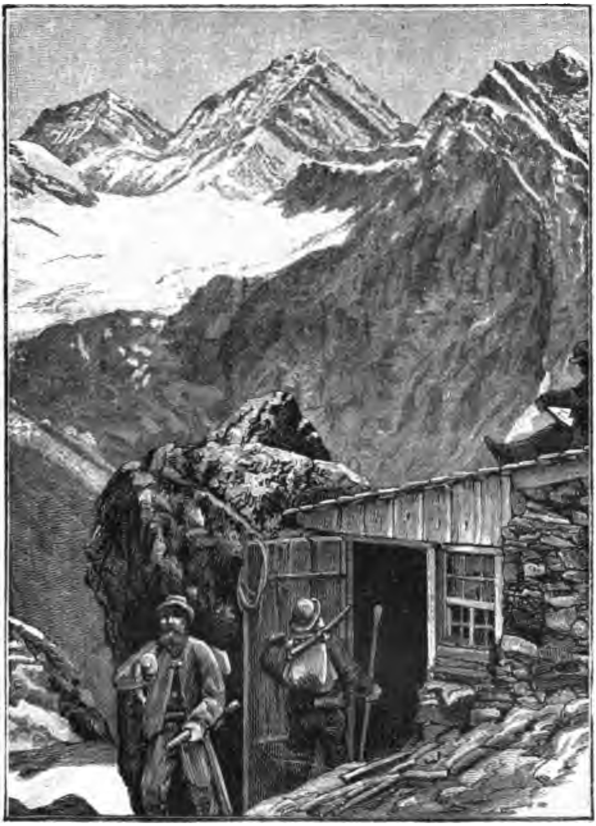
aus Tuch oder Loden empfohlen, die man unterhalb der Kniee zusammenbindet. Handelt es sich um scharfe Felsklettereien, namentlich im Kalkgebirge, dann ist Hirsch- oder Gemsleder das beste Material. Eine Weste ist unnötig, wenn man ein Flanellhemd trägt; auf größeren Touren ist aber das Mitnehmen eines Reservehemdes anzuraten.



Auf dem Gipfel der Jungfrau.

Der aus nicht allzu schwerem Stoff gefertigte Rock habe mehrere weite, zuknöpfbare Taschen, einen breiten, aufstülpbaren Kragen, große Knöpfe und sei bis auf den Hals verschließbar. Ein weicher Filzhut ohne breite, beim Klettern oft lästige Krempe, warme, dichte, bis zur Hälfte des Unterarmes reichende Fausthandschuhe und eine Gletscherbrille vervollständigen die alpine Ausrüstung. Zur Konservierung der Gesichtshaut gegen den Gletscherbrand ist Zinksalbe am besten. Füße beziehungsweise Strümpfe und Socken sind zweckmäßig mit dem auch im deutschen Heere ein-

geführten Fußpulver (3 Teile Salicylsäure, 10 Teile Stärkemehl und 87 Teile pulverisiertem Speckstein) einzustreuen.



Klubhütte im Rotthale.

Als besondere Rüstzeuge sind für jede größere Hochtour der Eispickel (zum Stufenhauen) und das Seil unentbehrlich. Es ist jedoch nie ratsam, mehr als vier Personen

mit demselben Seile zu verbinden; ist die Zahl der Teilnehmer größer, dann sondern sie sich besser in zwei Parteien. Ein Bergstock darf natürlich nicht fehlen, der namentlich beim Abstieg von Wert ist. Auch Steigeisen sind nützlich, da sie ein sicheres Auftreten auf Eis und Firn gestatten, wodurch oftmals das zeitraubende Stufenschlagen entbehrlich gemacht wird. Besondere Dienste leisten sie auf vereisten Felsen.

In Bezug auf die Verproviantierung genüge hier die Bemerkung, daß die Wahl der Nahrung in erster Linie von dem individuellen Geschmack und der Verdauungsfähigkeit des Bergsteigers abhängig zu machen ist. Im übrigen enthalten ja alle Reisehandbücher hierüber die nötigen Winke; nur eine vielerörterte Frage, nämlich die des Alkoholgenusses beim Bergsteigen, sei hier noch kurz berührt. Dr. O. Snell in Hildesheim hat kürzlich in den „Mitteilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins“ eine Aufforderung ergehen lassen, ihm die gemachten Erfahrungen über den Nutzen und Schaden des Alkoholgenusses bei anstrengenden Bergbesteigungen mitteilen zu wollen, worauf auch zahlreiche Zuschriften einliefen. Die Meinungen lauteten vielfach widersprechend; bis auf ganz wenige Ausnahmen wurde aber allgemein bei schwierigen und anstrengenden Bergbesteigungen große Mäßigkeit im Genusse geistiger Getränke für unerläßlich erklärt. Die Mehrheit hielt es sogar für empfehlenswert, jeglichen Alkoholgenuß zu unterlassen, bis alle Schwierigkeiten der Besteigung überwunden seien.

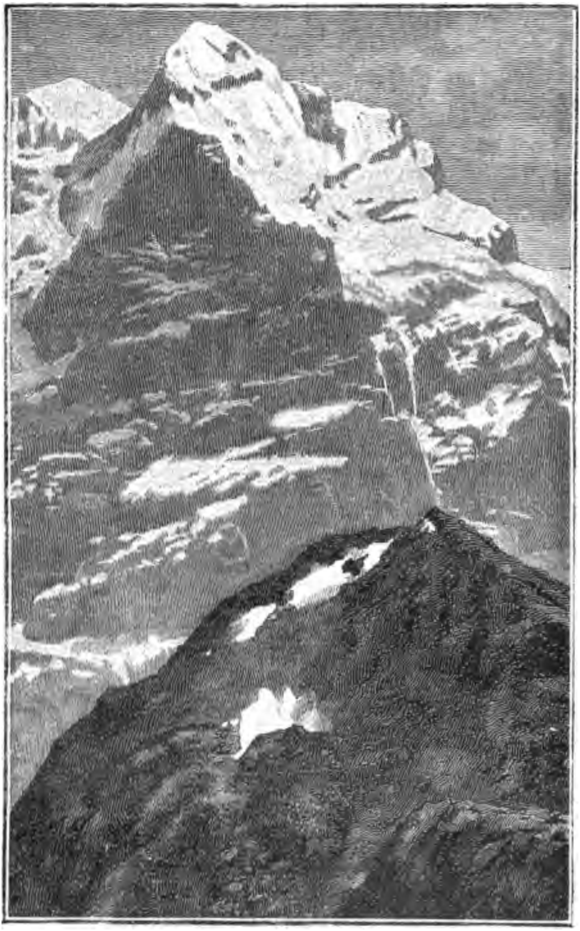
Ueber das Verwerfliche der neuerdings überhandnehmenden Sucht, schwierige Berge ohne Führer zu besteigen, ist schon so viel geschrieben worden, daß wir nicht noch darauf zurückkommen wollen. Namentlich für Neulinge ist ein solches waghalsiges Beginnen geradezu frevelhaft, und seine Folgen lehren nur zu viele Katastrophen der letzten Jahre.



Die Firnzerklüftungen des Grindelwald-Fieschergletschers.

Was nun das Steigen selbst betrifft, so ist das natürlich eine anstrengende und beschwerliche Sache, allein die Erfahrung giebt uns doch mancherlei Mittel an die Hand, jene Mühen zu mildern. In erster Linie soll man darauf halten, zu Beginn einer Tour langsam zu gehen, zumal wenn der Weg steil bergan führt. Je größere Schwierigkeiten zu erwarten sind, und je länger der bevorstehende Marsch, um so mehr halte man an dieser Regel fest, gegen die besonders Reisende aus dem Flachlande oft verstoßen, weil sie dadurch ihre besondere Leistungsfähigkeit kund zu thun wähnen. Zu häufiges Stehenbleiben und Rasten ist ferner zu meiden, da die hierdurch hervorgerufene Unregelmäßigkeit der Bewegung rasche Ermüdung erzeugt.

Die größte Stabilität gewinnt der Körper, wenn die ganze Sohle, nicht nur ein Teil des Fußes, bei jedem Schritt auf den Boden aufgesetzt wird, bei zunehmender Steilheit des Pfades wird es jedoch nicht immer möglich sein, diese Forderung zu erfüllen. An gefährlichen Stellen, wo jeder Fehltritt verhängnisvoll werden kann, thue man keinen Schritt, ohne ihn vorher genau zu überlegen. An steilen Felswänden soll der Körper immer wenigstens mit einem Beine und beiden Armen oder umgekehrt mit einem Arm und beiden Beinen gestützt werden. Die Beschaffenheit der Haltpunkte muß vorher durch das Auge abgeschätzt und durch die tastende Hand oder den Fuß geprüft werden. Sind nur wenige und nicht ganz sicher scheinende Stützpunkte vorhanden, desgleichen wo hohe Felsstufen zu ersteigen sind, wird man sich beim Klettern zweckmäßig der Kniee bedienen. Ihr Aufsetzen erhöht wesentlich unsere Gleichgewichtslage, da der Schwerpunkt unseres Körpers dadurch eine tiefere Lage bekommt. Auf abschüssigem Terrain wird es nicht selten nötig, sich der Hände in ähnlicher Weise zum Fortkommen zu bedienen wie der Füße; im übrigen aber ist es durchaus verkehrt, bei jeder Gelegenheit



Die Wetterhörner mit dem Gemshorn.

niederzusitzen und jede schlechte Passage halb gehend, halb rutschend zu nehmen, wie das Neulinge gern thun.

Ob man beim Abstiege an sehr steilen Stellen besser

das Gesicht oder den Rücken dem Berge zuwenden solle, ist eine Frage, die sich nicht unbedingt entscheiden läßt. Nach dem bereits mehrfach angeführten Gewährsmanne ist ersteres Verhalten unbedingt da am Platze, wo sonst nur gefährliches Ueberkippen eintreten könnte. Es ist freilich der Nachteil damit verknüpft, daß man die Vorsprünge für das Aufsetzen der Füße nicht gut sehen kann; in engen Kaminen zum Beispiel, wo der Rücken gegen die Felsen angedrückt werden kann, empfiehlt sich daher das umgekehrte Verfahren. Entschieden vorzuziehen ist auch der Abstieg mit dem Gesicht nach der Bergseite auf steilen Schneehängen, wobei man sich der ausgetretenen Stufen nach Art der Leiter bedient. Anfänger müssen ihr Augenmerk besonders darauf richten, daß sie den Fuß richtig und tief genug in die Stufen setzen, damit kein Ausgleiten stattfindet und die Stufen für die Nachfolgenden nicht unbrauchbar werden. Gesteigerte Aufmerksamkeit und Vorsicht erheischt das Klettern überall da, wo man durch losgetretene Steine das Leben der Gefährten oder einer nachfolgenden oder unterhalb absteigenden Gesellschaft zu gefährden vermag. Solches ist vor allem in engen Rinnen und Kaminen der Fall, wo ein Ausweichen oft gänzlich ausgeschlossen, sowie beim Ueberklettern von steilen und mit losen Blöcken besäeten Hängen.

Dieser Steinschlag oder Steinfall, das Herabkollern von Felsengeröll, das freilich auch durch das Schmelzen von Schnee oder Eis, sowie durch den Fußtritt einer Ziege oder Gemse in Bewegung gesetzt werden kann, bildet eine der ernstesten von außen kommenden Gefahren im Hochgebirge. Die dem Steinschlag ausgesetzten Stellen sind aber gleich den Punkten, wo auf steilen Gletschern Eisstürze drohen, den Führern wohlbekannt; diese halten darauf, daß sie nach prüfender Umschau jedesmal mit möglichster Schnelligkeit passiert werden.

Ein unglücklicher Absturz erfolgt nicht, wie der Laie anzunehmen geneigt ist, zumeist vom Gestein, sondern er=



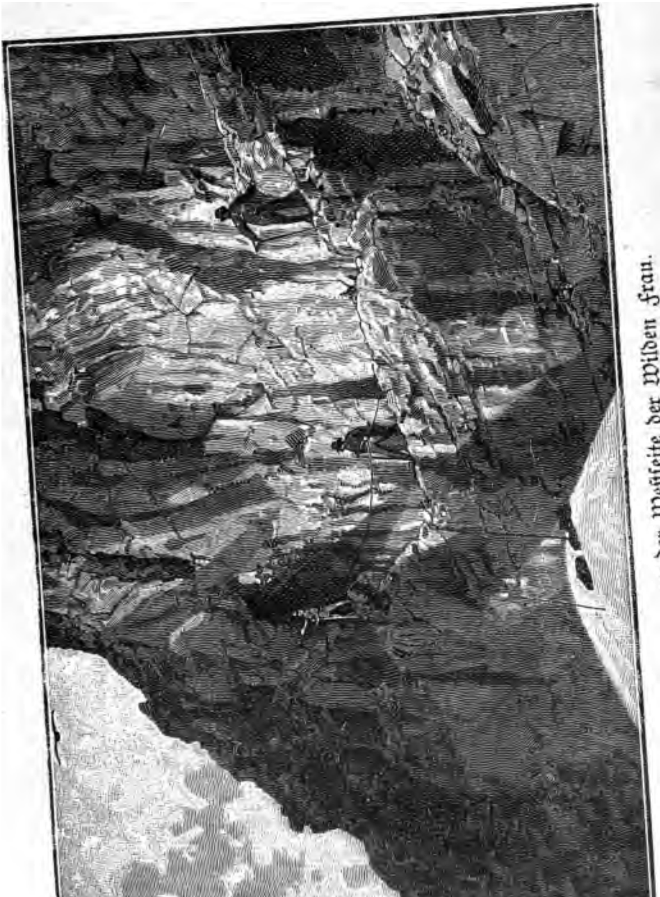
Leiterweg zu den Wetterhörnern.

fahrungsgemäß viel häufiger durch das Nachgeben einer trügerischen „Wächte“, wie man die über einen Rand über=

hängenden Schnee- und Eismassen bezeichnet. Wenn man jedoch nicht zu nahe an die Ränder herantritt, immer erst mit dem Pickel sondiert und gewisse den Führern wohlbekannte Grate meidet, dann wird man auch dieser Art des Absturzes so gut entgehen, wie dem Abfallen beim Klettern, wo jeder tüchtige Führer seinen Herrn halten kann und wird.

Ein furchtbarer Feind des Bergsteigers ist der Schwindel, der mehr von der Prädisposition des einzelnen als von äußeren Umständen abzuhängen scheint. Er kann durch Willenskraft und Gewöhnung sich verlieren, tritt dann aber nicht selten nach der winterlichen Ruhe wieder hervor. Schwierige Hochtouren sollten nur durchaus Schwindelfreie unternehmen. Nicht minder verhängnisvoll kann unter Umständen die Bergkrankheit, eine Verwandte der Seekrankheit, werden, die selbst bei den stärksten Männern die Kräfte und den Willen völlig lähmt und sie gänzlich hilflos macht. Sie stellt sich bei allen Menschen ein, die wochenlang in Höhenregionen über 4000 Meter weilen, wie man zum Beispiel beim Bau von Observatorien, Bahnen u. s. w. hat feststellen können; wenn es sich aber, wie bei Bergbesteigungen von Touristen, nur um einen Aufenthalt von einigen Stunden im Hochgebirge handelt, dann stellt sie sich, wie durch vergleichende Ballonfahrten erwiesen wurde, durchaus nicht etwa infolge des raschen Höhenwechsels oder der Höhe selbst, sondern einzig und allein infolge der durch die Strapazen des Bergsteigens hervorgerufenen körperlichen Erschöpfung ein.

Ganz vermeiden lassen sich Gefahren im Hochgebirge, wie zum Schluß nochmals hervorgehoben sei, nie. Die erprobten Bergführer haben sich jedoch durch jahrzehntelange Beobachtung derart mit den Eigentümlichkeiten ihres besonderen Gebietes vertraut gemacht, daß die Anzahl der Unglücksfälle auf fachgemäß ausgeführten Bergtouren that-



Felsmauer an der Westseite der Wilden Frau.

sächlich eine verhältnismäßig äußerst geringe ist. Aus allem vorstehend Gesagten folgt, daß nur geübte Bergsteiger mit tüchtigen Führern sich ins Hochgebirge wagen dürfen. Der Neuling soll sich nicht einbilden, so ohne weiteres auf die Jungfrau klettern zu können, und wessen Börse die bei großen Touren immerhin nicht unbedeutenden Auslagen für den Führer nicht verträgt, der thut eben besser daran, auf den Alpensport zu verzichten, statt ihm unter Lebensgefahr zu huldigen. Auch hier gilt das weise Wort des alten Römers: „Non omnia possumus omnes“ (Wir können nicht alle alles).

Nyberg Mölln.

Erzählung von W. zur Hehlen.

---

1. (Nachdruck verboten.)

Wir feiern in diesem Jahre ein Jubiläum seltener Art, die fünfzigjährige Wiederkehr der stürmischen Februar- und Märztage von 1848, die im deutschen Volke einen Rausch der Begeisterung für Freiheit und Einheit, für die Wiederaufrichtung eines deutschen Reiches erregten, dessen Erfüllung uns erst das Jahr 1871 bringen sollte. Aber damals glaubte man schon den Augenblick gekommen und träumte nicht nur von der Herrlichkeit des neuen Reiches, sondern auch von der Wiedergewinnung der verlorenen, unter der Fremdherrschaft schmachtenden deutschen Landesteile im Norden und Westen.

Besonders Schleswig-Holstein war es, das die Augen aller deutschen Patrioten auf sich zog. Diese echt deutschen Lande hatten stets der dänischen Herrschaft, unter die sie zur Zeit der Schwäche des alten deutschen Reiches geraten waren, mannhaft widerstrebt und trotz allen Druckes ihre Zugehörigkeit zu Deutschland niemals aufgegeben. Als nun Dänemark Miene machte, die Herzogtümer als Erbeigentum der dänischen Krone zu erklären, und verlangte, daß die schleswig-holsteinischen Stände dies als Recht an-

erkennen sollten, erhob sich die ganze Bevölkerung, um mit den Waffen der endgültigen Einverleibung in Dänemark sich zu widersetzen. Freischaren eilten aus allen Gauen Deutschlands herbei und schlossen sich den Schleswig-Holsteinern an.

— — — — — — — — — — — —

Eine wunderlich aussehende Kriegsmannschaft war es, die an einem schönen Frühlingstage des bewegten Jahres 1848 inmitten der öden jütischen Heidelandschaft Halt gemacht hatte. Daß es sich um einen Soldatenhaufen handelte, konnte keinem Zweifel unterliegen, denn ein Teil der aus etwa hundert Mann bestehenden Truppe war in gleichmäßige Uniformen von preußischem Schnitt gekleidet. In der Uniformierung und Bewaffnung der übrigen aber traten ebenso sonderbare Verschiedenheiten zu Tage, als in Bezug auf ihr Alter wie auf ihre Herkunft. Da schimmerten buntfarbige Studentenmützen neben mächtigen, federngeschmückten Kalabreserhüten; da schleppte der eine mühselig einen schweren Reiterpalasch an seiner Seite, während an der Hüfte des anderen ein Hirschfänger oder ein zierlicher Degen baumelte; da gab es endlich auch Schußwaffen von den mannigfachsten Formen und Systemen.

Und neben schmächtigen Jünglingen, die kaum den Kinderschuhen entwachsen waren, streckten sich im braunen Heidekraut bärtige Männer, die ihres Lebens Mittagshöhe schon überschritten hatten; friedlich gesellt ruhten auf hartem Lager derbknochige Söhne des Volkes mit schwieligen, ausgearbeiteten Fäusten bei zarten, feingliederigen Genossen, denen man auf den ersten Blick ansah, daß sie im Wohlleben aufgewachsen waren.

Eine gemeinsame große Idee, ein einziges feuriges Verlangen hatte sie alle unter derselben Fahne vereinigt. Aus allen Himmelsgegenden waren sie herbeigeeilt, um die

bedrängten deutschen Stammesbrüder in Schleswig-Holstein vom Dänenjoche befreien zu helfen, und in kameradschaftlicher Eintracht hatte bei Schleswig wie bei Oeversee der Student neben dem Handwerker, der flaumbärtige Knabe neben dem gereiften Manne gekämpft. Die „Tüdsk Friiskar“, die deutschen Freischaren, hatten sich trotz ihrer bunten Zusammensetzung und ihrer zum Teil sehr mangelhaften Bewaffnung vortrefflich geschlagen, ihre ehrliche Begeisterung ließ sie todesmutig jede Gefahr bestehen, und wegen so manchen kühnen Handstreichs waren sie von den Feinden ingrimmiger gehaßt, als die preußischen Soldaten, die unter Wrangel Schleswig-Holstein besetzt hielten.

Die Herzogtümer, um deren Befreiung es sich handelte, hatten begreiflicherweise das größte Kontingent zu den Freischaren gestellt. Alle Standesunterschiede hörten auf. Der Grafensohn stand neben dem Tagelöhner und ordnete sich willig dem Kommando des letzteren unter, wenn dieser sein Vorgesetzter wurde. Neben den Schleswig-Holsteinern waren die Berliner am stärksten vertreten. Sie schieden sich in zwei ganz bestimmte Kategorien. Die ersten hießen die „feinen Berliner“. Es waren Leute aus guter Gesellschaft, die teils aus Lust an Abenteuern, teils aus Begeisterung für die Sache in den Krieg gezogen waren, und an deren Betragen nicht das mindeste auszusetzen war. Die andere Kategorie waren die sogenannten „Barrikadenmänner“, wilde Kerle, welche in der That in den Märztagen auf den Barrikaden gefochten hatten. Sie repräsentierten das demokratische Element und waren sehr schwer im Zaume zu halten.

Nächst den Berlinern hatten auch die Rheinländer und Westfalen viele Leute zu den Freischaren gestellt; Hamburg bildete eine eigene, sehr gut organisierte Compagnie; Thüringen, besonders Rudolstadt, das Vogtland, namentlich Greiz und Umgebung, hatten Abteilungen zu den Frei-

scharen geschickt, die zum Teil sehr gut ausgerüstet und bewaffnet waren. Aber auch alle anderen deutschen Staaten und selbst Böhmen hatten Vertreter in den Freischaren. Im ganzen betrugen die Freischärler wohl viertausend Mann, welche sich in sechs verschiedene Corps gegliedert hatten.

Bald zeichnete sich das Corps, welches von dem bayerischen Hauptmann Aldosser geführt wurde, am meisten aus. Es bestand zumeist aus gebildeten Elementen, enthielt sehr viele Studenten und junge, thatkräftige Leute und war überall voran, wo es galt, den Dänen Abbruch zu thun. Dies hatte zur Folge, daß die guten Elemente auch aus anderen Freicorps sich Aldosser anschlossen, und daß ein sehr anständiger Ton in diesem Freicorps herrschte, welcher sich wohlthuend von der „Rüdigkeit" der Berliner Barrikadenleute und anderer etwas verwilderter Freischaren unterschied. Gerade das Corps Aldosser, welches nach dem Abzug der Dänen aus Schleswig-Holstein auf fast fünfzehnhundert Mann angewachsen war, trug dazu bei, den Schreckensruf der „Tüdsk Friiskar" bei den Dänen zu vermehren, Aldosser bekam sogar den Auftrag, alle Freicorps, welche der regulären Armee bei der Verfolgung der Dänen weit vorausgekommen waren, unter seinem Kommando zu vereinigen und dicht am Feinde zu bleiben.

Der Jubel war groß, als die jütische Grenze überschritten wurde; leider aber wurde sie bald gedämpft, denn der Uebergang aus dem schönen Schleswig-Holstein mit seinem reichen Boden, seiner hohen Kultur, seinen intelligenten und patriotischen Bewohnern in das erbärmliche Jütland war denn doch gar zu kraß. Man glaubte sich nicht mehr in Europa, sondern bei den Samojeden und Botokuden zu befinden. Abscheuliche Erdhütten, mit faulem Stroh und Heidekraut gedeckt, mit blinden, vielfach zerbrochenen und verstopften Fenstern, bildeten die ersten jü-

tischen Dörfer, die man betrat. Vor den Thüren spielten Kinder, deren aufgedunsene, mit Ausschlag bedeckte Körper die Deutschen schaudern machten. Infolge der großen Unreinlichkeit, die damals bei der jütischen Bevölkerung herrschte, war dieser Ausschlag im ganzen Lande verbreitet, und selbst die kleinsten Kinder und Säuglinge waren damit behaftet. Ein furchtbarer Schmutz herrschte in den Erdhütten, und man machte gar nicht den Versuch, sie zu betreten und hier Quartier zu nehmen.

Die Jüten waren insgesamt von kleinem, untersetztem Körperbau, alle hellblond und sehr wohl beleibt. Aber es war die Aufgedunsenheit der schlechten Ernährung; denn diese Leute lebten fast ausschließlich von Buchweizenkrütze, Kartoffeln und Speck. Das Brot, das aus Kleie und Mehl gebacken wurde, war schwarz wie Ruß und schwer wie Torf. Die meisten Männer hatten einen blöden, starren Blick, der durch die hellblauen Glasaugen noch schreckhafter wurde. Selbst bei den Frauen und Mädchen fand man weder Anmut noch Schönheit, wenigstens nicht auf dem Lande. Auch im Anzug konnte man die beiden Geschlechter kaum unterscheiden. Kurzverschnittene, verfilzte Haare hatten selbst die Mädchen, lumpenhafte Kleidung, welche der der Männer sehr ähnlich war, und plumpe Holzschuhe ebenfalls. Vergegenwärtigt man sich noch, daß diese Bevölkerung mit dem Vieh zusammen in denselben Räumen Sommers und Winters wohnte und damals noch an keinen Anfang der Schulbildung in Jütland zu denken war, berücksichtigt man ferner, daß die Jüten von fanatischem Haß gegen alles Deutschtum erfüllt waren, so wird man begreifen, wie wenig angenehm es für die deutschen Freischärler war, immer tiefer nach Jütland hineinzumarschieren.

Aber wie gering entwickelt auch das materielle wie geistige Leben der im beständigen Kampfe mit Not und

Entbehrung lebenden Einwohner sein mochte, eine leidenschaftliche Empfindung war, wie gesagt, doch ihnen allen gemeinsam: die Empfindung wütendsten Hasses gegen die Deutschen. Offenen Widerstand zwar wagten sie nirgends, aber einzelne Posten waren doch schon aus dem Hinterhalte überfallen und niedergemacht worden, und das ganze Benehmen der jütischen Dorfbewohner, ihre Gebärden und ihre Blicke ließen deutlich genug erraten, wessen man sich von ihnen zu versehen haben würde, wenn sie etwa infolge unglücklicher Zufälle eines Tages die Stärkeren wären. Schon das Mißtrauen gegen ihre Tücke hätte den Freischärlern verbieten müssen, in den elenden Behausungen Unterkunft zu suchen, auch wenn nicht die Beschaffenheit dieser Quartiere ein längeres Verweilen unmöglich gemacht hätte.

Aber auch das Biwakieren auf der Heide konnte in den kühlen Nächten durchaus nicht unter die Annehmlichkeiten des Soldatenlebens gerechnet werden, und manchen, der im Feuer der Schlacht oder bei einer verwegenen Streife rechtschaffen seinen Mann gestanden hatte, mochte in solchen Nächten wohl gelinde Reue anwandeln, daß er sich voreilig in dies Kriegsabenteuer begeben. . . .

Die kleine Schar, die heute nach anstrengendem Marsch auf der öden Heidefläche Halt gemacht hatte, bildete die Vorhut des in ziemlich bedeutender Entfernung nachfolgenden Aldosserschen Freicorps. Sie stand unter dem Befehl des Lieutenants v. Uelzen, eines sechsunddreißigjährigen, finster blickenden Mannes, von dem man sich erzählte, daß er vor Jahren wegen eines bösen Streites mit einem Vorgesetzten seinen Abschied aus der österreichischen Armee habe nehmen müssen. Zwar hielt er in seinem Zuge strengere Mannszucht, als es sonst bei Freischaren Brauch ist, aber er sorgte auch für seine Leute, und er hatte überdies bei Schleswig so glänzende Beweise seiner

Tapferkeit gegeben, daß er sich schon deshalb hohen Ansehens und allgemeiner Verehrung erfreute.

Ernst und schweigsam, wie es seine Art war, hatte er sich auf einen Stein niedergelassen, die Rückkehr einer voraufgeschickten Rekognoszierungspatrouille erwartend. Seine Leute waren durch das fortgesetzte Kampieren unter freiem Himmel so mitgenommen, daß die Beschaffung eines ordentlichen Quartiers für die folgenden Nächte dringend erforderlich erschien, wenn dem Auftreten ernstlicher Erkrankungen vorgebeugt werden sollte. Und einer von den Freischärlern, der die Gegend vor Jahren einmal durchreist hatte, war der Meinung, daß sich hier irgendwo in der Nähe die Niederlassung eines eingewanderten Deutschen befinden müsse, die ihm damals durch ihren vortrefflichen Zustand aufgefallen sei.

Noch ehe indessen die Patrouille wiederkam, die diese Niederlassung aufsuchen sollte, erschien eine berittene Ordonnanz vom Gros des Aldosserschen Corps und überbrachte dem Lieutenant einen Befehl, der ihn ersichtlich mit einigem Mißvergnügen erfüllte. Seine verdrießliche Miene hellte sich erst wieder um ein Geringes auf, als die vorausgeschickten Freischärler zurückkehrten und ihre Meldung erstatteten.

„Oberjäger Berringer!“ rief er mit tiefer, rauh klingender Kommandostimme, und ein schlank gewachsener junger Mann von höchstens dreiundzwanzig Jahren sprang elastisch aus dem braunen Heidekraut empor, um in straffer dienstlicher Haltung vor seinen Vorgesetzten hinzutreten.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

„Ich habe einen Auftrag für Sie! — Vom Hauptmann Aldosser ist Ordre gekommen, daß wir zunächst nicht weiter vorrücken, sondern da, wo wir sind, Quartier beziehen oder biwakieren sollen. Zu dem letzteren aber möchte ich mich der Leute wegen nur im äußersten Notfall ent-

schließen, und darum sollen Sie für uns Quartier machen. Wie die Patrouille meldete, liegt kaum eine halbe Stunde von hier ein stattliches, gut gehaltenes Gehöft, das allem Anschein nach keinem Jüten, sondern einem eingewanderten Deutschen gehört. Wählen Sie zehn zuverlässige Freiwillige aus und machen Sie sich dahin auf den Weg. Einer von der Rekognoszierungspatrouille kann Sie führen. Verständigen Sie sich mit dem Besitzer und sorgen Sie dafür, daß Unterkunft und Verpflegung bereit sind, wenn wir eintreffen. In einer Stunde werde ich hier den Befehl zum Aufbruch geben, und ich rechne darauf, daß die Mannschaften dann sofort ihre Quartiere beziehen können. Ist der Besitzer wirklich ein Deutscher, so werden Sie von vornherein keine Schwierigkeiten mit ihm haben. Ist er aber ein Däne und zeigt er sich widerhaarig, so müssen Sie ihm eben durch ein bestimmtes und energisches Auftreten in angemessener Weise zum Bewußtsein bringen, daß wir augenblicklich hier die Herren sind — ohne Roheit natürlich; Sie kennen ja meine Ansichten über diesen Punkt. Auch dürfen Sie ihm sogleich erklären, daß er an seinem Eigentum keinen Schaden erleiden, und daß ihm alles auf Heller und Pfennig bezahlt werden wird. Sie haben mich vollkommen verstanden — nicht wahr?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!"

„Noch eins! Wenn der Mann ein Däne ist, mache ich Ihnen zur Pflicht, das Terrain mit doppelter Vorsicht zu rekognoszieren und sich genau über die Zahl der auf dem Gehöft befindlichen Leute wie über alle sonst noch in Betracht kommenden Verhältnisse zu unterrichten. Sorgen Sie jedenfalls dafür, daß unter Ihren Freiwilligen einer ist, der die dänische Sprache einigermaßen beherrscht. Wir haben in unserer Mannschaft ja eine ganze Anzahl solcher Leute. Und nun gehen Sie. Ich wünsche, daß Sie in fünf Minuten mit Ihren Quartiermachern marschfertig sind."

Es war jedenfalls ein Beweis besonderen Vertrauens, den Herr v. Uelzen mit diesem Auftrage dem jungen Freischärler gegeben, und Bruno Berringer wußte, daß er ihn so zu verstehen habe. Unmittelbar vor der Staatsprüfung, die er sicherlich mit Ehren bestanden hätte, war der junge Kandidat der Medizin in einer feurigen patriotischen Aufwallung den freiwilligen Kämpfern beigetreten, die das meerumschlungene Schleswig-Holstein dem deutschen Bruderstamme zurückgewinnen wollten. Er hatte das Glück gehabt, in die Abteilung des Hauptmanns Aldosser und in den Zug des Lieutenants v. Uelzen eingereiht zu werden, wo es für einen tapferen und eifrigen Soldaten mehr Gelegenheit gab, sich auszuzeichnen, als an irgend einer anderen Stelle. Und er hatte sich sowohl durch sein Verhalten im Gefecht, wie durch die Umsicht, die er bei schwierigen Patrouillengängen und Requisitionen bewiesen, bald in ebenso hohem Maße die Achtung seiner Kameraden wie die Gunst seiner Vorgesetzten gewonnen. Nach der Schlacht bei Schleswig war er zum Oberjäger befördert worden, und wo Herr v. Uelzen eines besonders zuverlässigen und geschickten Mannes bedurfte, da fiel seine Wahl sicherlich auf keinen anderen als auf Bruno Berringer.

Noch ehe die fünf Minuten um waren, konnte letzterer sich mit seiner kleinen Schar von Freiwilligen marschfertig melden. Geführt von einem der vorhin zur Aufklärung ausgeschickten Freischärler, schritten sie erst noch eine Weile auf der öden, unwirtlichen Heidefläche dahin, die den flachen Rücken einer die ganze jütische Halbinsel durchziehenden Bodenerhebung bildet, dann wandten sie sich nach rechts, und Bruno Berringer stieß einen Ruf freudiger Ueberraschung aus, als sich ihm plötzlich der Ausblick in eine liebliche, üppig grüne Thalsenkung eröffnete, die wie durch ein Wunder inmitten der eintönigen, unfruchtbaren Land-

schaft hervorgezaubert schien. Ein munterer Wasserlauf durchströmte das sanft abfallende, von bewaldeten Hügelwänden eingefaßte Thal, und wie er ohne Zweifel als die Ursache der reicheren Vegetation anzusehen war, so hatte er sich auch unter dem Gebot des erfinderischen Menschengeistes zur Verrichtung nutzbringender Arbeit hergeben müssen. Seine hurtigen Wellen drehten das Schaufelrad einer Mühle, die das Hauptgebäude und den Mittelpunkt einer stattlichen Niederlassung bildete. Zum erstenmal, seitdem sie die Grenze überschritten hatten, sahen die Freischärler hier wieder ein anheimelndes Bild behaglicher Wohlhabenheit vor sich, und die Hoffnung auf ein gutes Nachtlager unter Dach und Fach versetzte sie in eine freudige Stimmung.

Nach einem letzten, beschleunigten Marsch von etwa zehn Minuten hatten sie sich dem Mühlengebäude bis auf hundert Schritte genähert, und Berringer befahl seiner kleinen Kriegerschar, Halt zu machen, als er einen älteren, gut gekleideten Mann, vermutlich den Besitzer des Gehöftes, auf sich zukommen sah. Da sich jener nicht eben beeilte, hatte der junge Oberjäger Muße genug, ihn aufmerksam zu betrachten, und wenn er sich selber auch wohl kaum für einen feinen Menschenkenner hielt, so war doch der Eindruck, den er von dem Näherkommenden empfing, ein durchaus günstiger.

Der Mann war etwa fünfzig Jahre alt, und schon seine hohe, sehnige Gestalt unterschied ihn vorteilhaft von dem kümmerlichen Menschenschlag, dessen man in der letzten Zeit ausschließlich ansichtig geworden war. Sein hageres, scharf geschnittenes Gesicht verriet eine hochentwickelte Intelligenz und zugleich eine große Willensstärke, die besonders in dem massigen, stark hervortretenden Kinn und dem schmalen, fest geschlossenen Munde zum Ausdruck kam. Die etwas tiefliegenden blauen Augen waren mit

festem, klarem Blick auf Berringer gerichtet, und es war in ihnen nichts von jener tückischen, haßerfüllten Feindseligkeit, mit denen bisher noch alle jütischen Landleute die Annäherung ihrer deutschen Gegner beobachtet hatten.

In ruhiger, selbstbewußter Haltung war er vor den Oberjäger hingetreten. Höflich, doch ohne demütige Unterwürfigkeit lüftete er seine Mütze und fragte in fließendem, wenn auch etwas fremdartig betontem Deutsch: „Ich bin Jens Sörensen, der Eigentümer dieser Mühle. Wünschen die Herren zu mir?“

Berringer hatte den Gruß militärisch erwidert, und in gemessenem, wenn auch keineswegs unfreundlichem Tone sagte er: „Als Quartiermacher einer größeren Abteilung, die mir auf dem Fuße folgen wird, frage ich Sie, Herr Sörensen, ob Sie auf Ihrem Gehöft Unterkunft für etwa hundert Mann herrichten können — und zwar auf der Stelle?“

Für einen Moment glaubte der Oberjäger ein eigentümliches Aufblitzen in Jens Sörensens blauen Augen zu gewahren; aber das mochte auch eine Täuschung gewesen sein, denn die Entgegnung, die gleichzeitig erfolgte, klang genau so gelassen wie die erste Anrede.

„Hundert Mann? Das sind freilich viel mehr Leute, als ich jemals auf Nyberg Mölln beherbergt habe. Aber wenn die Herren nicht zu anspruchsvoll sind und vorlieb nehmen wollen mit dem, was ich bieten kann, so wird es sich vielleicht einrichten lassen. Und am Ende kommen Sie ja als Sieger! Es würde mir doch wohl wenig helfen, wenn ich Ihnen das verlangte Quartier verweigern wollte.“

Etwas wie ein Anflug von gutmütigem Humor war in seinen letzten Worten gewesen, und auch über das Gesicht des jungen Mannes ging nun ein Lächeln, während er erwiderte:

„Ich hätte in der That zu meinem Bedauern keine

Rücksicht auf eine solche Weigerung nehmen dürfen. Aber es ist mir jedenfalls lieber, wenn wir uns freundschaftlich verständigen. Nach Ihrem Namen zu urteilen, Herr Sörensen, sind Sie ja ein Däne; aber das vortreffliche Aussehen Ihrer Besitzung wie Ihr fließendes Deutsch lassen mich doch beinahe wieder daran zweifeln."

Der Eigentümer von Nyberg Mölln schüttelte den Kopf. „Ihre erste Vermutung, mein Herr, war die richtige — ich bin ein Däne. Aber ich bin während meiner Wanderzeit ein paar Jahre im Mecklenburgischen gewesen, und meine Frau war eine Deutsche aus den Herzogtümern. Das wird Ihnen den Widerspruch erklären. Und nun kommen Sie, ich will Ihnen die Quartiere für Ihre Leute zeigen." —

Als eine Stunde später Lieutenant v. Uelzen mit seinen Freischärlern eintraf, war in der That alles zur Aufnahme der erschöpften und hungernden Mannschaften bereit. Eine Scheune, ein Wagenschuppen und ein unbenutztes Stallgebäude waren durch reichliche Strohaufschüttung in Schlafräume verwandelt worden, die den wackeren Kämpfern nach einer Anzahl unter freiem Himmel verbrachten Nächten als ein ganz prächtiges Quartier erschienen. Und für Herrn v. Uelzen wie für den Oberjäger hatte Jens Sörensen zwei Zimmer in der Mühle selbst zur Verfügung gestellt, nicht ohne dabei seinem höflichen Bedauern Ausdruck zu geben, daß seine beschränkten Wohnungsverhältnisse ihm nicht gestatteten, den Herren eine bessere Aufnahme zu gewähren.

Lieutenant v. Uelzen, der sich viel zurückhaltender zeigte als sein jugendlicher Oberjäger, hatte nur wenige Worte mit Jens Sörensen gewechselt. Unter Berringers Führung besichtigte er eingehend das ganze Gehöft, ordnete selbst die Verteilung der Leute in die einzelnen Räume an und organisierte durch einige kurze Befehle den Posten-

dienst, der viel umfassender war, als es den ruhebedürftigen Freischärlern wünschenswert und notwendig scheinen wollte. Dann erst wandte er sich wieder an Sörensen, der während der ganzen Zeit in seiner Nähe geblieben war, ohne nur für einen Augenblick aus seiner gleichmütig gelassenen Haltung zu fallen.

„Sind Sie in der Lage, gegen angemessene Bezahlung auch die Verpflegung der Mannschaften zu übernehmen?"

„Was wir hier auf Nyberg Mölln an Lebensmitteln haben, dürfte für heute wohl ausreichen. Und ich will mich verpflichten, gegen Entschädigung auch weiterhin das Erforderliche anzuschaffen, vorausgesetzt, daß die Einquartierung nicht zu lange währt."

„Darüber kann ich Ihnen jetzt noch keine Auskunft geben. — Sie sind Däne?"

„Ja."

„Nun, so wird es nicht überflüssig sein, wenn ich Sie mit allem Nachdruck darauf aufmerksam mache, daß ich Ihnen für die Sicherheit Ihrer Person und Ihres Eigentums nur so lange einstehe, als hier keinerlei feindselige Handlungen gegen uns verübt werden. Bei dem geringsten derartigen Versuch, mag es sich nun um offenen Widerstand oder um irgend welche hinterlistige Angriffe handeln, werde ich Sie zuerst verantwortlich machen, und Sie wissen, daß man in Kriegszeiten in solchem Fall auf sehr summarische Art zu verfahren pflegt."

Jens Sörensen rückte an seiner Mütze. „Ich stelle mich und meinen Besitz unter Ihren Schutz, Herr Lieutenant! Für meine Leute hier kann ich mich verbürgen, und in weitem Umkreis giebt es nur ein paar armselige Dörfer, deren Bewohner nicht so leicht etwas gegen eine starke Truppenabteilung unternehmen könnten, auch wenn sie den besten Willen hätten, ihrem Vaterlande nützlich zu sein."

„Um so besser, wenn sie vernünftig genug sind, das einzusehen,“ erwiderte Herr v. Uelzen kurz. Dann wandte er Jens Sörensen den Rücken und winkte Berringer, ihm in sein bescheiden ausgestattetes, aber freundliches und geräumiges Zimmer zu folgen.

„Sie haben, wie ich hoffe, genau rekognosziert, Oberjäger! Wie viel Leute befinden sich auf dem Gehöft?“

„Außer Jens Sörensen noch zwei bejahrte Mühlknappen, zwei jüngere Knechte und fünf oder sechs Mägde.“

„Hat denn der Mann keine Familie?“

„Soviel ich gehört habe, ist seine Frau schon seit Jahren tot, seine beiden Söhne befinden sich im Auslande und seine Tochter in Kopenhagen, wohin er sie wahrscheinlich vor den Gefahren des Krieges in Sicherheit gebracht hat.“

„Woher wissen Sie das alles?“

„Sörensen selbst hat es mir erzählt.“

„Und Sie hegen kein Mißtrauen gegen den Menschen? Es ist Ihnen nichts Verdächtiges an ihm aufgefallen?“

„Nein, Herr Lieutenant! Er scheint sich die augenblickliche Bedrängnis seines Vaterlandes nicht eben sehr zu Herzen zu nehmen, und das einzige, was ich befürchte, ist, er wird aus dieser Einquartierung soviel Gewinn als möglich für sich herauszuschlagen suchen.“

„Es wäre gut für ihn, wenn er keine andere Absichten hätte, als diese. Mir will der Mann sehr wenig gefallen. Für einen Dänen hat er uns viel zu freundlich empfangen, und seine Gleichgültigkeit sieht ganz aus wie Schauspielerei. Noch einmal also, Oberjäger: Halten Sie die Augen offen, und sorgen Sie dafür, daß die Leute beim Wachtdienst nicht lässig werden. Wenn die Dänen inne werden, daß sie eigentlich viel zu früh vor uns Reißaus genommen haben, und wenn sie erfahren, daß eine so kleine feindliche Abteilung in dieser abgelegenen Mühle liegt, dürften sie schwerlich lange zögern, uns einen Besuch abzustatten.

Wir müssen also zu jeder Stunde des Tages und der Nacht bereit sein, die Herren gebührend zu empfangen. — Und nun sehen Sie zu, daß den Mannschaften ihr Recht wird. Sie haben sich eine ordentliche Mahlzeit durch die Strapazen dieser letzten Wochen rechtschaffen verdient."

2.

Die deutschen Freischärler fühlten sich auf Nyberg Mölln wie im Schlaraffenlande. War schon die Verpflegung am ersten Tage eine recht gute gewesen, so wußte Jens Sörensen am nächsten durch die inzwischen herbeigeschafften neuen Vorräte selbst die kühnsten Hoffnungen seiner ungebetenen Gäste zu übertreffen. Es war nahezu unbegreiflich, wie er in dieser trostlosen Gegend so schnell nicht nur lebendes Schlachtvieh, sondern auch sehr ansehnliche Mengen von Schinken und Würsten, von Kaffee, Spirituosen und gutem Backwerk hatte auftreiben können, während man an den vorhergegangen Tagen Mühe genug gehabt hatte, sich auch nur das zur Stillung des wütendsten Hungers notwendige Quantum von Buchweizengrütze und abscheulichem, schwarzem, torfähnlichem Brote zu verschaffen.

Den Lieutenant v. Uelzen und den Oberjäger Berringer beköstigte Sörensen an seinem eigenen Tische, und wenn es auch nicht gerade Leckerbissen waren, die er ihnen vorsetzte, so durften sie doch mit der gediegenen, mehr holsteinischen als jütischen Küche ihres Wirtes vollauf zufrieden sein. Und ebensowenig hatten sie Veranlassung, sich über sein Benehmen zu beklagen. Er erwies sich als ein sehr unterhaltender, gescheiter Mann, der mehr gesehen und gelernt hatte, als es von einem Menschen seines Standes zu erwarten gewesen wäre. Und mit geradezu bewunderungswürdigem Takt wußte er alles zu vermeiden, was seinen Gesprächen mit den beiden Männern, denen

er doch nur gezwungen Gastfreundschaft erwies, eine peinliche Wendung hätte geben können.

Ob das Mißtrauen des Herrn v. Uelzen gegen den Besitzer von Nyberg Mölln dadurch beseitigt worden war, hatte Bruno Berringer noch nicht erfahren; denn der Lieutenant hatte nicht davon gesprochen, und die militärische Disziplin verbot ihm, eine derartige Frage zu thun. Er selbst aber war jetzt fest überzeugt, daß sein Vorgesetzter dem Manne unrecht that, wenn er ihn eines verräterischen Anschlages fähig glaubte. Dieser Jens Sörensen war ohne allen Zweifel ein viel zu guter Geschäftsmann, um zugleich ein begeisterter und aufopferungsfähiger Patriot zu sein.

In einem Punkte freilich mußte er den Oberjäger auf seine ersten Fragen doch falsch berichtet haben. Er hatte gesagt, daß es außer ihm selbst nur noch vier männliche Personen auf dem Gehöfte gebe. Am zweiten Tage aber überzeugte sich Berringer bereits, daß noch ein fünfter da war, den er gestern nicht gesehen hatte, ein häßlicher, untersetzter Bursche in der Mitte der Zwanzig und von ausgeprägt jütischem Typus. Er war wie ein Landarbeiter gekleidet und lungerte anscheinend müßig auf dem Hofe herum. Die Blicke aber, die er dabei jedem ihm begegnenden Freischärler nachsandte, waren von so wenig freundlicher Art, daß Berringer sich veranlaßt sah, Jens Sörensen in ziemlich strengem Tone zu fragen, wer der Mensch sei und weshalb man ihm gestern seine Anwesenheit verschwiegen habe.

Der Besitzer von Nyberg Mölln verzog die Lippen zu einem etwas spöttischen Lächeln. „Es war nicht der Mühe wert, von ihm zu reden, und ich stehe dafür ein, daß Sie sich vor ihm nicht zu fürchten brauchen. Es ist Niels Johannsen, ein entfernter Verwandter von mir und ein armer Teufel, der gelegentlich einmal auf ein paar Tage

oder Wochen Unterschlupf bei mir sucht, wenn sie ihn sonst nirgends mehr haben wollen. Er ist nämlich zuweilen nicht ganz richtig im Kopfe, sonst aber der harmloseste Mensch unter der Sonne."

Die Erklärung war in einem so ruhigen und biederen Tone gegeben worden, daß der Oberjäger in ihre Wahrhaftigkeit nicht den leisesten Zweifel setzte, und daß dieser Johannsen, der wirklich das Aussehen eines sehr beschränkten Burschen hatte, für ihn fortan mehr zu einem Gegenstande des Mitleids als des Mißtrauens wurde. —

Jens Sörensens Wohnung, von der er zwei Zimmer an die Einquartierung abgetreten hatte, lag in einem kleinen Seitenflügel des Mühlengebäudes. Auch an der anderen Seite befand sich ein ähnlicher, noch kleinerer Anbau, aber der Müller hatte bei dem ersten Gange durch das Gehöft mit großer Bestimmtheit erklärt, daß auch nicht das kleinste Winkelchen darin unbenutzt und verfügbar sei. Berringer hatte nun sowohl Jens Sörensen selbst wie auch den Johannsen wiederholt in der kleinen Thür verschwinden sehen, die aus dem wohlgepflegten, mit mehreren hübschen Fliederlauben besetzten Garten in jenen Anbau führte, und als er gegen Abend etwas gelangweilt durch das Gehöft hinschlenderte, trieb ihn eine plötzliche Regung der Neugier, ebenfalls durch das offenstehende Pförtchen einzutreten. Er sah eine schmale, steil ansteigende Treppe vor sich und machte, als er sie erklommen hatte, abermals die Wahrnehmung, daß der Quartiergeber nicht ganz aufrichtig gewesen war, denn oben entdeckte er eine schmale, bis auf einen aufgestapelten Haufen alter Säcke völlig leere Kammer, die als Schlafraum für eine Person mehr als ausreichend war. Weil er drüben sein kleines, niedriges Zimmer noch mit mehreren Kameraden teilen mußte, war er denn auch auf der Stelle entschlossen, schon für diese Nacht hierher überzusiedeln, und er führte seine Ab-

sicht, zu deren Verwirklichung es ja keiner besonderen Vorkehrungen bedurfte, aus, ohne daß er es für nötig gehalten hätte, Sörensen davon in Kenntnis zu setzen. Die leeren Säcke gaben eine Lagerstätte ab, weich genug für einen im Felde stehenden Soldaten, und da er einen Teil der vorigen Nacht den Pflichten des Dienstes hatte opfern müssen, brauchte der junge Mediziner, nachdem er sich behaglich auf sein improvisiertes Bett niedergestreckt hatte, den Schlummer nicht lange vergeblich zu erwarten.

Er mochte wohl schon ein paar Stunden geschlafen haben, als ihn der Klang von Menschenstimmen, der aus unmittelbarer Nähe an sein Ohr schlug, erweckte. Im ersten Moment war es ihm, als müßten die Sprechenden sich in seiner Kammer befinden; dann aber überzeugte er sich bald, daß das Geräusch durch die sehr dünne, wahrscheinlich nur aus Brettern bestehende Wand zu ihm drang. Und nachdem er sich mit einiger Anstrengung völlig ermuntert hatte, unterschied er deutlich drei verschiedene Stimmen, zwei männliche, von denen die eine unzweifelhaft diejenige Jens Sörensens war, und eine weibliche von ungemein weichem und melodischem Klange. Es konnte seiner Meinung nach nur ein sehr jugendliches Wesen sein, dem sie angehörte. Die Unterhaltung da nebenan wurde in dänischer Sprache geführt, und Bruno Berringer verstand keine Silbe davon, aber das nächtliche Gespräch erweckte nichtsdestoweniger von Minute zu Minute mehr seine Teilnahme und Wißbegierde. Wer in aller Welt konnten die beiden Personen sein, mit denen sich Jens Sörensen um diese Zeit zu einem Plauderstündchen vereinigte, während doch sein Wohn- und Schlafzimmer auf der anderen Seite des Hauses lag? Und wovon konnten sie um Mitternacht miteinander zu reden haben, das sie in so lebhafte Erregung versetzte? Denn die Unter-

haltung wurde keineswegs ruhig, sondern unverkennbar mit wachsender Leidenschaftlichkeit geführt.

Zuerst war es das weibliche Wesen, das in eindringlichem und flehendem Tone sprach; dann aber fiel immer häufiger eine schnarrende, unangenehm rauhe Männerstimme ein, und ihre Aeußerungen, denen das Mädchen anscheinend beharrlich widersprach, steigerten sich rasch zu einem heftigen und drohenden Klange. Nun tönte aufs neue der tiefe Baß Jens Sörensens dazwischen, und es schien nicht, als ob er die Partei des Mädchens nehme, denn Bruno Berringer vernahm deutlich, wie eine Erwiderung der weiblichen Stimme in stürmisches, leidenschaftliches Schluchzen überging.

Da aber gestattete ihm sein ritterlicher Sinn nicht länger, den unthätigen Lauscher zu machen. Er schlug mit der Faust kräftig gegen die dünne Holzwand und rief in einem nicht eben liebenswürdigen Ton, ob es da nebenan vielleicht endlich Ruhe geben werde.

Die Wirkung dieser energischen Frage war eine geradezu zauberhafte, denn sie hatte eine wahre Totenstille im Gefolge, und wie nahe auch der junge Freiwillige sein Ohr der trennenden Bretterwand bringen mochte, er konnte doch keinen Laut aus dem Nebenraum mehr erhaschen. Allmählich wurde er des Horchens überdrüssig, die Müdigkeit kam wieder über ihn, und dann, als der Schlaf seine Sinne zu umnebeln begann, hatte er die dunkle Empfindung, daß das ganze vermeintliche Erlebnis doch vielleicht nur ein ausnehmend lebhafter Traum gewesen sei.

Etwas von diesem Zweifel regte sich auch noch in ihm, als er am nächsten Morgen durch das wohlbekannte Hornsignal geweckt wurde. Jedenfalls aber war er entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen und sich ohne viel überflüssige Rücksichtnahme zu vergewissern, ob es auf Nyberg Mölln irgend welche lichtscheue Geheimnisse gab.

Rasch kleidete er sich an und eilte die Treppe hinab. Doch er hatte kaum ein paar Schritte gethan, als wie aus der Erde gewachsen Jens Sörensens lange Gestalt mit der gewohnten ruhigen Miene und dem leisen ironischen Zucken an den Mundwinkeln vor ihm stand.

„Guten Morgen, Herr Oberjäger! Es freut mich, daß der Zufall Sie mir schon so früh in den Weg führt, denn ich kann mich nun sogleich wegen der Störung Ihrer Nachtruhe bei Ihnen entschuldigen. Hätte ich gewußt, daß Sie neben der Mägdekammer Quartier genommen haben, so würde ich dem Mädchen die verdiente Strafpredigt erst heute früh gehalten haben."

So biedermännisch auch seine Sprache wie sein Aussehen waren, diesmal vermochte er Berringers Argwohn doch nicht sogleich zu verscheuchen.

„So?! Um Mitternacht also pflegen Sie Ihre Mägde auszuschelten, Herr Sörensen? Und wer, wenn es erlaubt ist zu fragen, war denn der andere, der Ihnen darin beistehen mußte?"

Der Müller machte ein sehr erstauntes Gesicht. „Ich weiß nicht, was Sie meinen, Herr Oberjäger! Außer den beiden Mägden war nur ich in der Kammer — sonst niemand."

„Die schnarrende Stimme, die neben der Ihrigen auf das arme Mädchen einschrie, sollte also eine Weiberstimme gewesen sein? Ich will Ihnen nicht zu nahe treten; aber ganz leicht wird es mir gerade nicht, daran zu glauben."

„Was Sie glauben oder nicht glauben wollen, Herr Oberjäger, steht bei Ihnen," lautete die kühle Entgegnung. „Es ist nicht meine Art, den Leuten etwas vorzulügen; aber ich bin es auch nicht gewöhnt, mich gegen solchen Verdacht zu verteidigen. Guten Morgen!"

Damit wandte er sich kurz ab und ging seines Weges. Auf Bruno Berringer aber hatte das sichere und selbst-

bewußte Auftreten des Mannes doch so verblüffend gewirkt, daß er an der Richtigkeit seiner vermeinten Wahrnehmungen wieder vollständig irre geworden war und beschloß, vorläufig zu niemand davon zu sprechen, um sich nicht der Gefahr der Lächerlichkeit auszusetzen. Auch gab es während dieses Tages dienstlich so viel zu thun, daß das kleine nächtliche Erlebnis seinen Gedanken bald vollständig entschwand. Lieutenant v. Uelzen vermehrte nicht nur die Zahl der rings um das Gehöft aufgestellten Posten, sondern er schickte auch wiederholt Patrouillen aus, die das vorliegende Gelände in möglichst weitem Umfange abstreifen sollten, und jedesmal war es Berringer, der dazu kommandiert wurde. Am Nachmittag erschien dann eine Abteilung preußischer Husaren, die dem Anführer des vorgeschobenen Freischarenpostens außer einer Geldsumme und einem ansehnlichen Munitionsvorrat auch den Befehl überbrachten, fürs erste noch in seiner jetzigen Stellung zu bleiben, da die Hauptarmee der Verpflegungsschwierigkeiten wegen nur sehr langsam nachrücken könne.

Die Mannschaft nahm die Kunde von diesem Befehl mit heller Freude auf, denn die Leute fühlten sich auf Nyberg Mölln sehr behaglich, und ohne die dienstlichen Plackereien, die nach der Ansicht der meisten weit über das Maß des Notwendigen hinausgingen, würde es sicherlich immer nur vergnügte Gesichter gegeben haben. Auch Berringer, der nach den Anstrengungen des Tages rechtschaffen müde war, meinte in der Stille seines Herzens, daß es des Guten etwas zu viel sei, als er noch um zehn Uhr abends die Ordre erhielt, die auf dem bewaldeten Höhenzuge aufgestellten Doppelposten zu visitieren. Aber er gehorchte ohne Murren und kehrte eine Stunde später mit dem angenehmen Bewußtsein erfüllter Pflicht in das Gehöft zurück.

Dort lag offenbar alles schon im tiefsten Schlafe, und

die sternenklare, aber mondlose Nacht hüllte dichte Schleier um die schweigende Landschaft. Der Oberjäger war eben im Begriff, sich der kleinen Eingangspforte des Anbaues zuzuwenden, als er ganz in seiner Nähe einen halbunterdrückten Aufschrei aus weiblichem Munde zu vernehmen glaubte. Er blieb lauschend stehen, und nun hörte er deutlich aus einer der Fliederlauben des Gartens gedämpfte, aber leidenschaftlich erregte Menschenstimmen, und unmittelbar darauf zugleich mit einem abermaligen Angstruf ein Geräusch, wie wenn zwei Menschen miteinander rängen.

Bruno Berringer war kaum zehn Schritte von jener Laube entfernt, darum brauchte er nur den Bruchteil einer Minute, um über Blumenbeete und Strauchwerk hinweg mit vier oder fünf mächtigen Sätzen dahin zu gelangen. Trotz der herrschenden Dunkelheit sah er, daß er die seltsamen Laute richtig beurteilt hatte, denn er gewahrte in dem unsicheren Dämmerlicht die untersetzte Gestalt eines Mannes, der ein weibliches Wesen vor sich in die Kniee niedergedrückt hatte und offenbar im Begriff stand, es noch weiter zu mißhandeln. Die Angegriffene verteidigte sich wohl nach Kräften; aber sie war jedenfalls der schwächere Teil, und außerdem hatte sie allem Anscheine nach aus irgend einem Grunde nicht den Mut, laut um Hilfe zu rufen.

Dessen bedurfte es nun freilich nicht mehr, denn mit einem Sprunge war der Oberjäger in der Laube, hatte den brutalen Gesellen, der nichts von seiner Annäherung wahrgenommen, am Halse gepackt und ihn kräftig zur Seite geschleudert. Ein heiserer Aufschrei höchster Wut kam aus der Kehle des Ueberraschten, und im ersten blinden Ingrimm stürzte er, sich eilig aufraffend, mit erhobenem Arm auf den unerwarteten Gegner zu. Jetzt erst erkannte Bruno Berringer in dem häßlichen, wutverzerrten

Antlitz des Menschen das Gesicht jenes Niels Johannsen, der nach Sörensens Erklärung eines der harmlosesten Geschöpfe unter der Sonne sein sollte, und wenn er auch die in sinnlosem Zorn hervorgesprudelten dänischen Worte nicht verstand, die der Bursche ihm entgegenschleuderte, so unterlag es für ihn doch nicht mehr dem geringsten Zweifel, daß diese schnarrende, unangenehme Stimme die nämliche sei, die er in der vergangenen Nacht hinter der Bretterwand seiner Kammer vernommen hatte.

„Sieh dich vor, Danske!“ rief er ihm warnend zu. Da jener aber trotzdem im nämlichen Moment zum Schlage ausholte, versetzte er ihm, ohne langes Besinnen seinem Angriff zuvorkommend, einen Faustहieb ins Gesicht, der kräftig genug war, um den Getroffenen heulend zurücktaumeln zu lassen. Und diese nachdrückliche Abwehr mußte dem Menschen mit einemmal alle Lust zu weiterem Kampfe verleidet haben, denn mit einem halblauten, unverständlichen Ausruf, der indessen ohne Zweifel nichts weniger als ein Segenswunsch war, wandte er sich zur Flucht, um schon nach wenigen Sekunden in der nächtlichen Dunkelheit zu verschwinden.

Bruno Berringer dachte nicht daran, ihn zu verfolgen, aber das Mädchen, das in seinem Erstaunen oder seinem Schrecken über die unerwartete Wendung der Dinge noch gar nicht dazu gekommen war, sich von den Knieen zu erheben, mußte wohl eine derartige Absicht bei ihm vermuten, denn sie erfaßte mit beiden Händen seinen Arm und sagte in demselben weichen, flehenden Ton, dem der Oberjäger schon während der letzten Nacht mit so viel Wohlgefallen gelauscht hatte: „O, mein Herr, ich bitte Sie, fügen Sie ihm kein Leid zu! Denn ich allein würde schließlich dafür zu büßen haben.“

Berringer war natürlich gewaltig überrascht, sich nicht nur in tadellosem Deutsch, sondern auch in einer Aus-

drucksweise angeredet zu hören, die sicherlich nicht die einer Dienstmagd war. Nicht nur, um ihr beim Aufstehen behilflich zu sein, sondern vor allem in dem gewiß verzeihlichen Verlangen, einen Blick auf ihr Gesicht zu werfen, beugte er sich über die Knieende herab. Und er hatte Mühe, einen Ausruf des Erstaunens zu unterdrücken, als er sah, wie schön und von wie bestrickendem Liebreiz dies jugendliche Mädchenantlitz war.

„Beruhigen Sie sich, mein Fräulein," sagte er, ganz verwirrt durch seine unerwartete Entdeckung. „Ich werde sicherlich nichts thun, was Ihnen Schaden bringen könnte. Aber wie in aller Welt kommen Sie hierher — Sie, eine Deutsche? Und wie durfte dieser elende jütische Idiot es wagen, seine Hand gegen Sie zu erheben?"

Die Erinnerung an die Roheit jenes Burschen erfüllte ihn jetzt, nachdem er das liebliche Gesicht der Mißhandelten gesehen, mit doppeltem Grimm, und er bedauerte in der Stille seines Herzens sehr lebhaft, dem Nichtswürdigen nur eine so gelinde Lektion erteilt zu haben.

Aber seine Ueberraschung wuchs, als die Gefragte mit leiser Stimme und in sichtlicher Beschämung erwiderte: „Er mochte wohl glauben, daß er ein Recht besäße, mich zu strafen. Und ich flehe Sie an, mein Herr: bringen Sie nicht weiter in mich, Ihnen den Grund dafür zu sagen."

„Das ist wahrhaftig seltsam. Und soll ich vielleicht auch nicht erfahren, wer Sie sind?"

Sie zögerte ein wenig mit der Antwort; dann sagte sie: „Es hätte wohl keinen Zweck, wenn ich es Ihnen verschweigen wollte, nachdem Sie mich doch einmal gesehen haben. Ich heiße Marie Sievers und bin Jens Sörensens Nichte."

„Das ist unmöglich!" rief Berringer ungläubig. „Sie sind keine deutschredende Dänin, sondern eine Deutsche

von Geburt. Dafür sind Ihre Aussprache und Ihre Art sich auszudrücken unwiderlegliche Beweise."

„Ich sagte Ihnen die Wahrheit, mein Herr! Ich bin eine Deutsche und doch ist Jens Sörensen mein Oheim; denn er hatte die Schwester meines Vaters zur Frau. Seit dem Tode meiner Eltern — seit mehr als vier Jahren schon — lebe ich in seinem Hause."

„Aber wie kam es dann, daß bisher keiner von uns Sie gesehen hat, und daß Sörensen uns Ihre Anwesenheit verschwieg? Fürchtete er, es würde Ihnen von der deutschen Einquartierung ein Leid geschehen, daß er sich genötigt glaubte, Sie zu verstecken?"

„Ich weiß nicht, ob er diesen Grund dafür hat oder einen anderen. Jedenfalls hat er mir streng verboten, mich zu zeigen, solange die deutschen Soldaten hier sind. Und wenn nicht Niels gefürchtet hätte, daß man uns in meiner Kammer wieder belauschen könnte wie in der letzten Nacht, so würde ich mich auch gewiß nicht ins Freie gewagt haben."

„Sie also waren es, die man in der verwichenen Nacht schalt und schmähte? Was aber haben Sie denn verbrochen, daß man Sie fortgesetzt so schlecht behandelt?"

Die Gefragte schlug die Hände vor das Gesicht, und ihre Schultern bebten in verhaltenem Schluchzen. „Nichts habe ich verbrochen — nichts! — O, es ist schrecklich, mein Herr! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie elend, wie namenlos unglücklich ich bin."

Der verzweifelte Ton ihrer Klage drang dem jungen Freischärler bis ins innerste Herz, und mehr als bloßes Mitleid klang aus seinen Worten, da er sagte: „So erlauben Sie mir, Sie aus den Händen Ihrer Peiniger zu befreien! Ich werde ein deutsches Wort mit Herrn Sörensen reden, und dieser Niels Johannsen mag sich vor

mir in acht nehmen, wenn ihm daran liegt, daß sein harter dänischer Schädel unversehrt bleibt. Ich werde —"

Aber er kam nicht weiter, denn wieder fühlte er, wie zwei kleine, weiche Mädchenhände angstvoll seinen Arm umklammerten, und die zitternde, thränenerstickte Stimme fiel ihm in die Rede: „Nein — nein — nein! Es würde ja mein Schicksal nur noch grausamer machen, wenn Sie etwas derartiges thäten. Mir kann niemand helfen, und Sie können es gewiß am allerwenigsten. Meinen Sie es wirklich gut mit mir, so betrachten Sie dies Erlebnis wie einen Traum! Verraten Sie meinem Oheim nicht, daß ich mit Ihnen gesprochen habe, und lassen Sie keinen Ihrer Kameraden etwas von meinem Dasein erfahren!"

„Aber es ist beinahe unmöglich, was Sie da von mir verlangen. Schon die soldatische Pflicht gebietet mir, meinem Lieutenant von dem Vorgefallenen Meldung zu erstatten."

Sie ließ mutlos die Hände sinken, und ihr Köpfchen neigte sich tief auf die Brust herab. „Dann ist alles für mich verloren. Ich hatte gehofft, nachdem Sie sich so ritterlich gegen mich benommen, würden Sie mir auch die Erfüllung dieser Bitte nicht verweigern."

Ihr Kummer rührte den jungen Oberjäger wie ihn kaum jemals das Leid eines anderen menschlichen Wesens gerührt hatte. Und er war außer stande, ihr seine Ergriffenheit zu verbergen.

„Ich will ja mit Freuden alles für Sie thun, was ich vermag, mein liebes Fräulein! Aber ist es denn wirklich unmöglich, daß Sie mir Ihr volles Vertrauen schenken? Auf die eine oder die andere Weise würde ich Ihnen ja doch vielleicht beistehen können, auch wenn es Ihnen in diesem Augenblick undenkbar scheint."

Sie machte eine verneinende Bewegung, die in ihrer schmerzlichen Bestimmtheit deutlicher sprach als Worte.

„Ich danke Ihnen von Herzen für die gute Absicht; aber Sie können mir nicht helfen — glauben Sie es mir, Sie können nicht! Und wenn Sie mich nun doch verraten wollen, so wünschte ich, Niels Johannsen hätte mich tot geschlagen, ehe Sie kamen."

Bruno Berringer kämpfte wohl noch ein wenig mit sich selbst; aber dieser Kampf war nicht mehr von langer Dauer. „Nun wohl," sagte er, „da dies durchaus das einzige sein soll, was ich für Sie zu thun vermag, so werde ich Ihren Wunsch erfüllen und werde schweigen — allerdings unter der Voraussetzung, daß Sie mir vollkommen wahrheitsgemäß auf eine Frage antworten. Hält Ihr Oheim außer Ihnen vielleicht noch andere Personen auf Nyberg Mölln verborgen?"

„Nein."

„Sie sind bereit, das zu beschwören?"

„Ich schwöre es, mein Herr!"

„So soll denn durch mich niemand etwas von unserer Begegnung erfahren, obwohl ich Ihnen nicht verhehlen kann, daß ich dies Versprechen nur mit schwerem Herzen gebe. Aber wird denn nicht jener Johannsen Ihrem Oheim erzählen, was hier geschah?"

„Das ist allerdings wahrscheinlich. Aber er weiß ja nicht, daß wir nach seiner Flucht miteinander gesprochen haben, und es wird nur von Ihnen abhängen, ob Jens Sörensen meiner Versicherung Glauben schenkt, daß es nicht der Fall gewesen sei."

„Ich werde nichts thun, Sie Lügen zu strafen, mein Fräulein. Wenn man indessen fortfährt, Sie schlecht zu behandeln, und wenn Sie doch vielleicht eines Beistandes bedürfen, dann werden Sie sich, wie ich hoffe, an keinen anderen wenden als an mich. Wann auch immer Sie mich rufen — ich werde jederzeit bereit sein, Sie zu schützen."

Bevor er noch ihre Absicht erraten hatte, und ehe er

deshalb im stande gewesen war, es zu hindern, hatte sie sich auf seine Hand herabgeneigt, um sie flüchtig mit ihren Lippen zu berühren. „Ich danke Ihnen, mein Herr! Ich werde nie vergessen, wie gut Sie heute gegen mich waren. Und nun lassen Sie mich fort. Nachdem er seinen ersten Schrecken überwunden hat, könnte Niels leicht zurückkehren, uns zu belauschen.“

Bruno Berringer war in Versuchung, noch eine Frage an sie zu richten, eine Frage, die ihm heiß auf dem Herzen brannte. Weshalb fürchtete sie gerade diesen wüsten Burschen so sehr, und was gab dem Erbärmlichen ein Recht, sie ungestraft wie eine Sklavin zu mißhandeln? War es denkbar, daß sie in einem engeren Verhältnis zu einander standen als in dem von bloßen Hausgenossen? Konnte dies liebliche, zarte Geschöpf vielleicht gar bestimmt sein, für sein ganzes künftiges Leben an den rohen Gesellen geschmiedet zu werden, dessen widerwärtiges Gesicht in jedem Zuge Roheit, Tücke und Bosheit zu verraten schien? Es war eine Vorstellung, die das Blut des jungen Kriegers stürmischer aufwallen und seine Pulse rascher klopfen machte. Und doch fand er den Mut nicht, die Frage zu thun, die ihm Gewißheit darüber verschafft hätte. Ein kurzer Abschiedsgruß war alles, was er als Erwiderung auf Mariens letzte Worte über die Lippen brachte. Dann sah er ihre schlanke Gestalt in der Dunkelheit verschwinden, und das schwache Geräusch einer vorsichtig geschlossenen Thür, das etwa zwei Minuten später sein lauschendes Ohr erreichte, bewies ihm, daß sie unangefochten in das Innere des Hauses gelangt war.

Ihm aber war alle Müdigkeit vergangen, und lange noch saß er mit über der Brust gekreuzten Armen auf einer Bank im Garten, die Augen zum sternenbesäten Nachthimmel emporgerichtet und das Herz voll bisher ungekannter, schmerzlich-süßer Empfindungen.

3.

Bruno Berringer hatte das Versprechen gehalten, das er Marie Sievers gegeben. Er hatte weder zu seinem Vorgesetzten noch zu einem seiner Kameraden von dem nächtlichen Abenteuer gesprochen; er hatte Niels Johannsen, als er ihm am nächsten Tage auf dem Hofe begegnet war, keines Blickes gewürdigt und sich ehrlich bemüht, in seinem Verkehr mit Sörensen den Unbefangenen zu spielen. Namentlich das letztere war ihm keineswegs leicht geworden, und er hatte sein ganzes schauspielerisches Talent aufbieten müssen, um eine harmlos gläubige Miene zu erheucheln, als der Besitzer von Nyberg Mölln, nachdem er ihn eine Weile mißtrauisch beobachtet, aus freien Stücken auf den Vorfall zu sprechen gekommen war.

„Es ist da, wie mir Johannsen eingestanden hat, eine ärgerliche Geschichte zwischen Ihnen und ihm passiert," hatte der Müller gesagt, indem er den Oberjäger beiseite genommen, „und ich würde es sehr bedauern, wenn unser bisheriges Einvernehmen dadurch beeinträchtigt werden sollte. Der Bursche ist sonst durchaus gutartig; nur bei seinen Liebesabenteuern läßt er sich nicht gern einen anderen ins Gehege kommen, und am Ende ist ihm das auch nicht so sehr zu verübeln. Hätten Sie sich die Magd, mit der er da, wie er sagt, eine kleine Aussprache hatte, etwas genauer angesehen, so würden Sie schwerlich Verlangen getragen haben, ihren Ritter zu machen."

Ohne den Sprechenden anzusehen, fühlte Bruno Berringer doch, wie argwöhnisch seine durchdringenden Augen auf ihn gerichtet waren, und wie groß für ihn die Gefahr sei, den schlauen Müller aus einem unbedachten Wort oder einer schlecht bewachten Miene alles erraten zu lassen. Aber er nahm sich zusammen und erwiderte barsch: „Ich habe von der Person in der Dunkelheit allerdings nicht

viel sehen können, und als ich sie anreden wollte, war sie verschwunden. Aber sorgen Sie dafür, daß solche Auftritte sich nicht wiederholen, solange wir hier auf Ihrem Hofe sind. Nur aus Rücksicht auf Sie habe ich dem Lieutenant nichts davon gemeldet. Das nächste Mal aber würde ich mich schwerlich veranlaßt sehen, solche Rücksicht zu üben."

Jens Sörensen versicherte, daß er seinem Verwandten gehörig den Kopf gewaschen habe. Für den Augenblick wenigstens war sein Mißtrauen beseitigt, und der Oberjäger wich an diesem wie an dem nächsten Tage jedem nochmaligen Gespräch unter vier Augen geflissentlich aus. Seine Gedanken aber beschäftigten sich unausgesetzt mit dem anmutigen Wesen, das er in den Händen dieser Menschen wußte, ohne doch das Geringste zur Besserung seiner traurigen Lage thun zu können. Sobald es unauffällig geschehen konnte, spürte er überall umher, immer in der Hoffnung, sie zu sehen oder doch irgend einen Beweis ihrer Anwesenheit zu erhalten. Aber er hoffte umsonst, und wenn Marie überhaupt noch auf Nyberg Mölln war, mußte ihr Versteck jedenfalls sehr gut gewählt sein, da er sich so vergeblich abmühte, ihn zu erraten. In dem Zimmer neben seiner Schlafkammer weilte sie sicherlich nicht mehr, denn dort blieb es jetzt während der Nacht wie am Tage totenstill. So durfte er kaum eine Hoffnung hegen, ihr vor dem Abmarsch noch einmal zu begegnen, und doch schien es ihm ganz undenkbar, daß er auf Nimmerwiederkehr von hier fortgehen solle, ohne das holdselige Geschöpf wiedergesehen zu haben.

Nun neigte auch der zweite Tag nach jenem nächtlichen Begebnis sich seinem Ende zu, und die abendliche Dunkelheit warf ihre Schatten in das stille, liebliche Thal von Nyberg Mölln. Mißmutig und in allerlei trübe Gedanken verloren, stieg Bruno Berringer die schmale Treppe zu

seiner Schlafkammer empor, wo er einen Brief an die Seinigen in der Heimat zu schreiben gedachte. Da fühlte er sich leicht an der Schulter berührt, und in demselben Moment suchte auch schon eine kleine weiche Hand die seine.

„Lesen Sie!“ flüsterte eine zaghafte Stimme, deren süßer Klang ihn mit Entzücken erfüllte, dicht an seinem Ohr. „Und beherzigen Sie die Warnung. Aber verraten Sie nicht, von wem sie gekommen ist.“

Sie hatte ihm ein zusammengefaltetes Papier in die Hand gedrückt, und dann, als er in der dichten Finsternis, die hier drinnen herrschte, eine ungestüme Bewegung machte, um sie festzuhalten, weil er heute unter allen Umständen jene neulich unausgesprochen gebliebene Frage an sie richten wollte, fügte sie ihren ersten Worten mit dem Ausdruck flehendster Bitte hinzu: „Still, sprechen Sie nichts und halten Sie mich nicht auf! Es könnte Ihnen und mir zum Verderben gereichen.“

Er hörte einen leichten Schritt und das Rascheln eines Frauengewandes. Marie hatte sich wieder entfernt; denn als er trotz des Verbotes leise ihren Namen nannte, kam ihm keine Antwort mehr zurück. Er trat in seine Schlafkammer, und bei dem Lichte einer rasch entzündeten Kerze entfaltete er den mit einem Wachssiegel verschlossenen Zettel, den sie ihm gegeben hatte.

Er enthielt nur wenige, offenbar mit verstellter Hand geschriebene Worte, und diese lauteten: „Seien Sie heute Nacht auf Ihrer Hut, denn Ihnen und Ihren Kameraden droht von Norden her große Gefahr.“

Ratlos starrte der Oberjäger auf die seltsame Warnung, die ohne Zweifel sehr ernst gemeint war, und mit der er doch für den Augenblick nichts anzufangen wußte. Denn er selbst hatte ja nicht die Macht, irgend welche Anordnungen zu treffen, und wie sollte er seinen Vorgesetzten dazu veranlassen, wenn er ihm doch die Herkunft des

Zettels nicht verraten durfte. Aber es mußte etwas geschehen und zwar ohne Zeitverlust; darüber war er sich von vornherein vollständig klar, und im äußersten Fall mußten die Pflichten, die er als Soldat zu erfüllen hatte, allen anderen vorangehen. So faßte er denn nach kurzem Kampfe seinen Entschluß — einen Entschluß, der ihm, wie er hoffte, gestatten sollte, Mariens Geheimnis zu bewahren, ohne darüber mit seinem Gewissen in heftigen Zwiespalt zu geraten.

Wenige Minuten später stand er drüben in dem anderen Anbau vor dem Lieutenant v. Uelzen, der eben mit der Abfassung eines Berichtes beschäftigt war, und meldete unter Ueberreichung des bedeutsamen Zettels, daß er denselben soeben in seiner Kammer gefunden habe. Auch der Offizier blickte längere Zeit schweigend auf das Blatt, und Berringer wartete mit klopfendem Herzen, niedergedrückt durch das Bewußtsein seiner Unwahrhaftigkeit und außerdem von der bangen Sorge erfüllt, daß Herr v. Uelzen die Warnung für einen schlechten Scherz nehmen und ihr deshalb keine Bedeutung beimessen könne.

Aber in dieser Befürchtung wenigstens hatte er sich getäuscht. Mit einer finsteren Falte zwischen den Brauen wandte sich ihm der Lieutenant zu: „Hegen Sie irgend eine Vermutung hinsichtlich der Person, die diesen Zettel geschrieben haben könnte?"

Es war gut, daß der Oberjäger im Schatten stand und sein Vorgesetzter darum die dunkle Röte nicht sehen konnte, die ihm heiß in die Wangen stieg, während er ohne Zögern und mit fester Stimme erwiderte: „Nein, Herr Lieutenant."

„Sie haben also nicht daran gedacht, daß er vielleicht von Jens Sörensen selbst herrührt? Soviel ich weiß, ist der Müller doch der einzige hier auf Nyberg Mölln, der einen deutschen Satz zu schreiben weiß."

Berringer erzitterte bei der Vorstellung, daß Herr v. Uelzen auf den Einfall kommen könne, Sörensen wegen seiner vermeintlichen Urheberschaft ins Verhör zu nehmen. Denn daß sich des Müllers Verdacht dann sogleich gegen seine Nichte richten müsse, war ja außer allem Zweifel, darum sagte er mit vielleicht etwas unüberlegtem Eifer: „Nein, ich habe noch nicht daran gedacht, Herr Lieutenant. Aber selbst wenn Jens Sörensen der Schreiber des Zettels wäre, dürfte es sich wohl empfehlen, ihn nichts von solchem Argwohn merken zu lassen. Denn da die Warnung auf eine so geheimnisvolle Weise erfolgt ist, hätte er sicherlich Gründe, alles zu leugnen."

Der Lieutenant blickte etwas verwundert auf. Er war nicht gewöhnt, sich von seinen Untergebenen Ratschläge erteilen zu lassen, und nur die besondere Vorliebe, die er für Bruno Berringer hegte, mochte ihn abhalten, das durch ein zurückweisendes Wort zum Ausdruck zu bringen. So beschränkte er sich darauf, eine noch strengere Miene anzunehmen und in kurzem Befehlston zu sagen: „Sämtliche Oberjäger sollen sofort hier antreten. Und ohne Aufsehen! Die Leute hier auf dem Gehöft brauchen nicht zu merken, daß wir für diese Nacht außergewöhnliche Maßnahmen treffen."

Berringer ließ es an dem nötigen Eifer bei der Ausführung dieses Befehls nicht mangeln, und die fünf Oberjäger fanden sich wohl noch früher in dem Zimmer des Lieutenants ein, als dieser es hatte erwarten können. Seine Absicht ging nun keineswegs dahin, einen Kriegsrat mit ihnen abzuhalten, sondern seine Entschließungen waren bereits getroffen, und mit ruhiger Bestimmtheit, wie seine Leute es an ihm gewöhnt waren, erteilte er die zur Ausführung notwendigen Befehle.

Danach sollte während dieser Nacht nur etwa der dritte Teil der Mannschaften in den Quartieren auf dem Mühlen-

gehöft bleiben; aber auch diese Leute durften sich nicht anders als in vollem Anzuge niederlegen, um beim ersten Alarm kampfbereit zu sein. Die übrigen sollten in kleinen Trupps möglichst unauffällig ausrücken und sich an einem bestimmten Punkte auf dem Höhenzuge sammeln, der das Thal nach Norden hin begrenzte. Von dort her drohte ja nach dem Inhalt des geheimnisvollen Zettels die Gefahr, und von dort her konnte sie nach Lage der Dinge auch nur kommen. Da wollte Herr v. Uelzen dann seine weiteren Anordnungen treffen.

Die Oberjäger erklärten, daß sie die Weisungen ihres Vorgesetzten verstanden hätten, und zogen sich zurück. Bruno Berringer allein mußte noch bleiben.

„Ihnen übertrage ich die Bewachung des Gehöfts," sagte der Lieutenant. „Sie werden durch die Einrichtung eines entsprechenden Postendienstes und durch eigene Wachsamkeit dafür Sorge tragen, daß niemand herein- und besonders auch niemand hinauskommt. Lassen Sie ohne weiteres auf jeden schießen, der nicht beim Anruf stehen bleibt. Wenn Sie hören, daß sich oben auf der Höhe ein Feuergefecht entwickelt, so lassen Sie alarmieren und die Leute marschfertig unter Gewehr treten. Doch dürfen Sie uns nicht früher nachrücken, als Sie ausdrücklichen Befehl dazu erhalten."

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!"

„Ich würde diesen Sörensen, den ich für einen Verräter halte, schon jetzt verhaften und in sicheren Gewahrsam nehmen lassen, wenn ich nicht das feste Vertrauen zu Ihnen hätte, daß Sie ihn nicht entwischen lassen werden. Die Ereignisse dieser Nacht werden uns ja vermutlich darüber belehren, wie wir morgen mit ihm und mit der übrigen Gesellschaft hier zu verfahren haben."

Bruno Berringer wünschte von Herzen, daß sein Vorgesetzter einen anderen als gerade ihn mit diesem Auftrag

betraut haben möchte; aber gegen die gemessene Ordre gab es natürlich kein Widerstreben, und er war fest entschlossen, unter allen Umständen seine Pflicht zu thun.

In aller Stille wurden die Befehle des Herrn v. Uelzen vollzogen. Binnen kurzem hatten mehr als zwei Dritteile der Mannschaft das Gehöft verlassen, ohne daß dabei ein einziges lautes Kommandowort vernehmlich geworden wäre. Die Zurückgebliebenen hatten sich völlig angekleidet auf die Streu niedergeworfen, mit Ausnahme der Posten, die Verringer so aufgestellt hatte, daß nach seiner Ueberzeugung in der That niemand das Gehöft ungesehen betreten oder verlassen konnte.

Die Nacht war unterdessen hereingebrochen, und die eingesessenen Bewohner von Nyberg Mölln mußten sich wohl sämtlich zur Ruhe begeben haben, da aus keinem Fenster mehr ein Lichtschimmer in die Dunkelheit hinausfiel. Der junge Oberjäger hatte sich auf eine Bank vor dem Mühlengebäude niedergelassen und blickte unverwandt zu der nördlichen Thalwand hinauf, deren Wellenlinien sich kaum erkennbar an dem finsteren Nachthimmel abzeichneten. Es war ihm, als müsse sich da drüben während der nächsten Stunden sein ganzes Lebensschicksal entscheiden, und eine trübe, schwermütige Empfindung, die gewiß nicht der Furcht vor einem feindlichen Angriffe ihre Entstehung verdankte, beklemmte seine Brust. Er hätte kein Bedürfnis nach Schlaf gefühlt, auch wenn es ihm gestattet gewesen wäre, sich dem Schlummer zu überlassen; aber die Minuten angstvoller Spannung schlichen ihm mit unerträglicher Langsamkeit dahin, und nie in seinem Leben hatte er den anbrechenden Tag inbrünstiger herbeigesehnt, als heute.

Da war's ihm, als vernehme er ein Rascheln an der Hauswand nicht weit von seinem Platze. Er horchte mit gespannter Aufmerksamkeit und griff zugleich nach dem

neben ihm lehnenden Gewehr. Ein paar Sekunden lang blieb es still; dann aber wurde das Geräusch abermals vernehmlich und diesmal aus größerer Nähe als zuvor. Deutlich glaubte er jetzt den Klang vorsichtiger Menschenschritte zu erkennen, und nun, da er sich behutsam vorbeugte, unterschied er auch die schattenhaften Umrisse zweier Gestalten, die, eng an die Hausmauer gedrückt, daherschlichen und offenbar willens waren, das freie Thal zu gewinnen. Von seiner Anwesenheit ahnten sie augenscheinlich nichts, und Berringer ließ sie noch um ein Stück weiter auf sich zukommen, ehe er aufsprang und ihnen mit erhobener Stimme zurief: „Wer da? halt — oder ich schieße!"

Ein schwacher Aufschrei aus weiblichem Munde war die einzige Antwort, die er erhielt. Die Angerufenen waren ersichtlich in der ersten Bestürzung wie angewurzelt stehen geblieben. Als nun aber der Oberjäger sein „Wer da?" noch einmal erschallen ließ, trat aus dem Schutze der Hauswand hervor eine lange, hagere Gestalt auf ihn zu, die er trotz der Dunkelheit sogleich als diejenige Jens Sörensens erkannte.

„Gut Freund, Herr Oberjäger!" klang es ihm gelassen entgegen. „Ich denke doch, es wird mir gestattet sein, mich auf meinem eigenen Grund und Boden nach Belieben zu ergehen."

„Nicht in dieser Nacht, Herr Sörensen. Ich muß Sie vielmehr auffordern, unverzüglich in das Haus zurückzukehren und es vor Tagesanbruch nicht wieder zu verlassen."

Der Müller ließ ein kurzes, rauhes Lachen vernehmen. „Das ist ein sonderbarer Befehl. Wer giebt Ihnen das Recht, mich auf solche Art zum Gefangenen zu machen?"

„Der Wille meines Vorgesetzten. Ich handle nur, wie es mir zur Pflicht gemacht worden ist."

Wenn auch Sörensens Begleiterin sich so eng an die Mauer schmiegte, daß sie für den Oberjäger nahezu unsichtbar blieb, so war er doch gewiß, daß es nur Marie sein könne, und einzig um ihretwillen zwang er sich, dem Dänen ruhig und höflich Rede zu stehen auf seine herausfordernden Fragen.

Der Müller aber wurde dadurch allem Anschein nach nur um so trotziger gemacht. „Und wenn ich nicht gesonnen bin, mich solcher Willkür zu fügen?" sagte er. „Ich bin ein freier Mann, und ich habe mir nichts zu schulden kommen lassen, das Ihren Vorgesetzten berechtigte, mich so zu behandeln."

„Das zu untersuchen, ist meine Sache nicht. Wir leben im Kriege, Herr Sörensen, und Sie wissen gut genug, daß da andere Gesetze gelten, als zu Friedenszeiten. Erschweren Sie mir also nicht ohne Not die Erfüllung meines Auftrages und ziehen Sie sich in das Haus zurück."

„Hat Ihnen Ihr Lieutenant ausdrücklich gesagt, daß sein Befehl auch für mich Geltung haben soll?"

„Er gilt für jeden ohne Ausnahme. Und nur mit Gefahr Ihres Lebens dürfen Sie sich ihm widersetzen."

„Nun, so wollen wir doch sehen, wer von uns beiden zuerst — Ah, Tod und Teufel, Dirne, das sollst du mir bezahlen!"

Er hatte bei seinen ersten Worten eine rasche Bewegung gegen die Hauswand hin gemacht, wie wenn er einen dort befindlichen Gegenstand, vielleicht eine vorhin niedergelegte Waffe, ergreifen wollte. Und die ingrimmige Verwünschung, die er dann ausgestoßen, mochte ein Beweis dafür sein, daß er das Gesuchte nicht mehr gefunden. Der ganze Vorgang hatte sich mit Blitzesschnelle abgespielt, viel zu schnell, als daß Bruno Berringer ihn sogleich in seiner ganzen Bedeutung hätte begreifen sollen. Und als

er nun nach Verlauf weniger Sekunden zu dem Entschluß gekommen war, den Müller, der offenbar einen Anschlag auf ihn beabsichtigt hatte, für seinen Gefangenen zu erklären, da ereignete sich etwas, das ihn für den Moment wohl an der Ausführung seines Vorhabens hindern mußte.

Ein Donnern und Knattern, über dessen Bedeutung der junge Freischärler nicht im Ungewissen sein konnte, dröhnte lang nachhallend über das stille, schlummernde Thal dahin, und der ersten Gewehrsalve folgte fast unmittelbar eine zweite, deren Echo wie das Gepolter stürzender Felsmassen von der gegenüberliegenden Hügelwand widertönte. Da oben war es also wirklich zu einem Gefecht gekommen, und Mariens Warnung hatte sich als eine wohlberechtigte erwiesen.

Nun gab es für den Oberjäger dringendere Pflichten als die, sich um Jens Sörensen zu kümmern. In kürzester Zeit war alles alarmiert, was sich von Freischärlern noch auf Nyberg Mölln befand, und die Aussicht auf den unmittelbar bevorstehenden Kampf ließ die aus dem tiefsten Schlummer geweckten Leute sehr schnell alle Schlaftrunkenheit abschütteln. In Reih und Glied, das Gewehr im Arm, standen sie nach Verlauf weniger Minuten vollkommen marschfertig da, und mit Ungeduld harrten sie gleich ihrem jungen Führer des Befehls, der sie gegen den Feind rufen sollte.

4.

In einer kurzen, kernigen Ansprache hatte Lieutenant v. Uelzen auf dem Sammelplatze seinen Freischärlern mitgeteilt, daß man auf einen nächtlichen Angriff, vielleicht von einer an Zahl weit überlegenen feindlichen Abteilung, gefaßt sein müsse, und daß er mit Zuversicht erwarte, jeder einzelne werde, wie bisher so auch heute, im vollsten Maße seine Schuldigkeit thun. Dann hatte er die Wachen

durch frische Mannschaften ablösen lassen und hatte zwei Oberjäger mit je sechs Mann noch weiter nach Nordwesten und nach Norden als Rekognoszierungsabteilungen vorgeschickt mit dem Befehl, sich sofort zurückzuziehen, sobald sie etwas von einer Annäherung des Feindes gewahrten. Die anderen durften sich, das Gewehr zur Seite, auf den grasigen Boden niederstrecken; aber obwohl die Geduld der Leute noch auf ziemlich harte Probe gestellt wurde, war doch kaum einer unter ihnen, dem die erwartungsvolle Erregung gestattet hätte, die Augen zum Schlummer zu schließen.

Bald nach Mitternacht kamen rasch nacheinander Meldungen, daß thatsächlich ein Trupp von mindestens zweihundert Mann sich langsam und vorsichtig dem Standort der Freischärler zu nähern suche. Es seien jedoch in keinem Fall reguläre Soldaten, sondern wahrscheinlich bewaffnete Bauern.

„So hatte ich es vermutet," sagte Herr v. Uelzen. „Nun, wir wollen ihnen einen Empfang bereiten, der sie, wie ich denke, einigermaßen überraschen soll."

Die ausgestellten Posten wurden rasch und geräuschlos zurückgezogen und die Mannschaften zu einer viergliederigen Salve formiert. Unter tiefstem Schweigen wartete man noch einige Minuten, bis der nahende Haufe deutlich als dunkle, formlose Masse sichtbar war. Dann kommandierte der Lieutenant mit schallender Stimme: „Feuer!" und ließ der ersten Salve unmittelbar eine zweite folgen, deren knatternder Donner in mehrfachem Echo widerhallte. Blitzschnell wurde von neuem geladen, und die Freischärler waren bereit, einem etwaigen Angriff zu begegnen.

Aber sie warteten umsonst. Vor ihnen blieb alles still. Nach Verlauf von ungefähr zwanzig Minuten schickte Herr v. Uelzen mehrere Patrouillen nach vorn, und wenn dieselben auch von der feindlichen Heeresmacht trotz alles

Suchens nichts mehr sahen und hörten, so brachte doch eine von ihnen zur nicht geringen Freude der Kameraden einen Gefangenen mit, einen verwundeten Jüten, dem eine Kugel den Fuß durchbohrt hatte, und der unvorsichtig genug gewesen war, sich den Freischärlern durch sein klägliches Stöhnen zu verraten.

Der Mann zitterte am ganzen Leibe, und die Angst ließ seine Zähne hierbei zusammenschlagen, denn er glaubte nicht anders, als daß ihm nun sofort das Lebenslicht ausgeblasen werden würde. Herr v. Uelzen aber hatte viel geringeres Interesse an der Bestrafung des armen Teufels, als an einer Aufklärung über das seltsame, nach seinem unerwarteten Verlauf doppelt rätselhafte Ereignis dieser Nacht. So nahm er ihn denn mit Hilfe eines der dänischen Sprache kundigen Freischärlers, der den Dolmetscher machte, alsbald scharf ins Verhör, und was er da erfuhr, bildete im großen und ganzen nur eine Bestätigung und Ergänzung dessen, was er vermutet hatte.

Jens Sörensen, der gastfreundliche Besitzer von Nyberg Mölln, war der eigentliche Urheber des so kläglich gescheiterten Anschlages. Als fanatischer dänischer Patriot hatte er von der ersten Stunde an, da er die verhaßten Deutschen bei sich hatte aufnehmen müssen, den glühenden Wunsch gehegt, sie zu vernichten, und es lag nicht an ihm, wenn diesem Wunsche die Erfüllung versagt geblieben war. Während er angeblich unterwegs gewesen war, um den nötigen Proviant für seine Einquartierung zu beschaffen, hatte er in Tistrup, dem nächstgelegenen größeren Dorfe, und in einigen anderen Niederlassungen des Umkreises von Nyberg Mölln unablässig dazu aufgefordert, mit dem Aufgebot aller waffenfähigen Männer in beträchtlicher Ueberzahl die Freischärler nächtlicherweile zu überfallen und sie ohne Erbarmen niederzumachen. Eine sehr wirksame Unterstützung hatte er dabei in dem Bauern Niels

Johannsen gefunden, eines für jütische Begriffe sehr wohlhabenden Mannes, der sich in seinem Wohnorte Tistrup besonderen Ansehens erfreute, und von dem man wußte, daß es in seiner Absicht lag, Sörensens Nichte zu heiraten. Dieser Johannsen hatte sich fast beständig auf Nyberg Mölln aufgehalten, um die von den Deutschen zu ihrer Sicherheit getroffenen Vorkehrungen auszuspionieren und danach den Plan des Angriffs zu gestalten. Bei der vermeintlichen Ahnungslosigkeit der Freischärler hatte man es für ein Leichtes gehalten, in der finsteren Nacht ihre Posten zu überrumpeln und das kleine Häuflein auf dem Mühlengehöft aufzureiben, ehe es sich noch hinlänglich von dem ersten Schrecken erholt hatte, um einen nennenswerten Widerstand zu leisten.

Um nicht vorzeitig Verdacht zu erregen, sollte Jens Sörensen bis zu später Abendstunde ruhig wie sonst auf Nyberg Mölln bleiben und sich erst nach Mitternacht im Schutze der Finsternis entfernen, um sich mit den anrückenden Bauern zu vereinigen und bei der beabsichtigten Metzelei ihren Anführer zu machen. Niels Johannsen hatte das Gehöft bald nach Eintritt der Dunkelheit verlassen und war nach Tistrup geeilt, um sich an die Spitze des von allen Seiten zusammengeströmten und auf die mannigfaltigste Art bewaffneten Haufens zu stellen. Der Gefangene erklärte, daß er bis zu dem Augenblick, wo sie zu ihrer grenzenlosen Bestürzung von der zweifachen Salve empfangen worden waren, hart an seiner Seite gewesen sei und daß er ihn mit einem Aufschrei habe zusammenbrechen sehen. Was dann weiter aus ihm geworden sei, ob er sich irgendwohin ins Dickicht geschleppt habe oder von den in wahnsinniger Angst Entfliehenden mitgenommen worden sei, vermochte er nicht zu sagen.

Auf diese Erzählung hin, die in allen ihren Teilen das Gepräge der Wahrheit trug, beorderte Herr v. Uelzen

einen Oberjäger mit sechs Mann, die den Gefangenen nach Nyberg Mölln hinunterschaffen und zugleich sämtliche Bewohner des Gehöfts, vor allem Herrn Jens Sörensen selbst, in sicheren Gewahrsam nehmen sollten.

Für die Ausführung dieses letzteren Auftrages aber war es leider zu spät. Denn wie eifrig man auch das ganze Gehöft und seine nähere Umgebung bis in das letzte, versteckteste Winkelchen hinein absuchen mochte, von dem verräterischen Besitzer fand sich keine Spur. Herr v. Uelzen aber setzte, als er die Meldung von Sörensens gelungener Flucht erhielt, seine finsterste Miene auf und erteilte dem Oberjäger Berringer für die bewiesene Fahrlässigkeit einen strengen Verweis.

„Ich will Ihnen indessen Gelegenheit geben, die Scharte wieder auszuwetzen," fügte er, als er in das niedergeschlagene und bekümmerte Gesicht des jungen Mannes blickte, etwas milderen Tones hinzu. „Da ich nicht gesonnen bin, diesen Sörensen straflos ausgehen zu lassen, sondern es vielmehr für notwendig halte, daß zur Warnung für seine Landsleute ein Exempel an ihm statuiert werde, beauftrage ich Sie, um fünf Uhr morgens mit einem Kommando von fünfundzwanzig Mann nach Tistrup zu marschieren, wohin er sich ohne Zweifel geflüchtet haben wird. Machen Sie ihn unter allen Umständen ausfindig und schaffen Sie ihn hierher. Weigern sich die Kerle, ihn auszuliefern, so nehmen Sie ein halbes Dutzend von ihnen gefangen und machen Sie ihnen klar, daß sie allesamt ohne Gnade erschossen werden, wenn wir diesen Sörensen nicht in unsere Hand bekommen. Das wird schon helfen. Versuchen sie aber gar offenen Widerstand, so gehen Sie rücksichtslos vor. Wir wollen dem Gesindel ein für allemal die Lust verleiden, auf meuchlerische Unternehmungen auszugehen."

Schweren Herzens zog Bruno Berringer zur festgesetzten

Zeit an der Spitze seiner kleinen Schar in den sonnigen Frühlingsmorgen hinein. Denn er war voll banger Sorge um Marie, von der seine Gedanken sich nicht mehr loszumachen vermochten. Wußte er doch kaum, ob er sich wünschen sollte, sie wiederzusehen, jetzt, wo er kam, um ihren nächsten Verwandten und vielleicht auch den Mann, zu dessen Gattin sie bestimmt gewesen war, einer strengen Bestrafung, wahrscheinlich dem Tode, zu überliefern. Während seine Leute fröhlich und guter Dinge dem bevorstehenden Abenteuer entgegensahen, schritt er schweigsam und düster dahin.

Einer der Knechte aus Nyberg Mölln war gezwungen worden, den Führer der Abteilung zu machen, und nach dreiviertelstündigem Marsche über die öde Alheede sahen sie den plumpen, niedrigen Turm eines schmucklosen Kirchleins vor sich aufragen.

„Da ist Tistrup!“ sagte der Knecht, und in beschleunigtem Tempo, fast im Laufschritt, ging es vorwärts gegen das Dorf, das zwar größer, aber darum nicht minder armselig erschien als die, welche man bisher auf dem Marsche durch die Halbinsel angetroffen. Ehe noch die Bewohner etwas von ihrer Annäherung wahrgenommen, waren die wackeren Freischärler bereits mitten unter ihnen; aber ihre Ueberraschung konnte kaum größer sein, als die, welche der unvermutete Anblick einer gar seltsamen Scene den deutschen Kriegern bereitete.

Hart neben dem schlichten Kirchlein lag ein einstöckiges, aus Fachwerk errichtetes Haus, das etwas sauberer und freundlicher erschien als die übrigen Hütten des Dorfes. Und um dieses Haus drängte sich mit wüstem Geschrei eine aufgeregte Menge von Männern und Weibern, die ersichtlich von den feindseligsten Absichten gegen die Insassen des Gebäudes erfüllt war. Denn aus ihrer Mitte flogen schwere, kopfgroße Steine gegen Mauern und Fenster,

welche letztere bereits ziemlich zertrümmert waren, und einige Männer waren eben im Begriff, mit Hilfe eines mächtigen Balkens die anscheinend von innen verrammelte Hausthür einzustoßen.

Die Ankunft der Soldaten veränderte nun freilich mit einem Schlage wie durch Zauberei das ganze Bild, denn voller Entsetzen stoben die Leute nach allen Richtungen auseinander.

„Wir wollen doch sehen, was das zu bedeuten hat!" sagte Berringer, indem er sich dem so übel zugerichteten Hause zuwandte. Da wurde die Eingangsthür desselben von innen geöffnet, und mit aschfahlem Gesicht trat ihm ein Mann in geistlichem Gewande entgegen.

„Dem Himmel sei Dank, der Sie zur rechten Zeit hergeführt hat, uns zu retten," redete er in deutscher Sprache den erstaunten Oberjäger an. „Nicht lange mehr würden die schwachen Bretter dem Ansturm jener Verblendeten widerstanden haben."

„Aber sind denn diese Bauern ganz und gar verrückt, daß sie sich sogar an ihrem eigenen Seelsorger vergreifen wollen? Ich irre doch wohl nicht, mein Herr, wenn ich in Ihnen den Prediger von Tistrup vermute?"

Der Geistliche bejahte und fügte hinzu: „Nicht mir galt die Wut der Unseligen, sondern den beiden beklagenswerten Menschen, die in meinem Hause eine Zuflucht gesucht hatten, als ihre erbitterten Landsleute sie zu steinigen drohten. Ich hatte mich umsonst bemüht, die Aufgeregten zu beschwichtigen, und da mir mein Amt zur Pflicht macht, die Verfolgten zu schützen, so hätte ich nun wohl auch mit ihnen leiden müssen."

Eine herzbeklemmende Ahnung hatte sich bei diesen Worten des Predigers in Bruno Berringers Seele geregt. „Wer sind die beiden, denen die Wütenden nach dem Leben trachteten?" fragte er hastig. „Und was haben sie verbrochen?"

„Es ist Jens Sörensen von Nyberg Mölln und seine Nichte. Man beschuldigt sie des Verrats an der Sache des Vaterlandes und —“

Aber der Oberjäger hörte ihn gar nicht weiter an. Mit einem kurzen Kommandowort wandte er sich nach seiner Mannschaft um, dann schob er den Prediger beiseite und trat in das Haus. „Wo sind sie? Führen Sie mich zu ihnen. Gerade Herr Jens Sörensen ist es, den ich suche.“

„Sie werden ihn in einem traurigen Zustande finden, mein Herr. Just in dem Augenblick, da er die Schwelle meines Hauses erreichte, traf ihn ein Steinwurf an die Schläfe. Ich fürchte, für ihn kam Ihre Hilfe zu spät.“

Er öffnete die Thür eines kleinen Gemaches, und tief erschüttert von dem Anblick, der sich ihm bot, blieb der Oberjäger stehen. Auf einem Strohsack an der Erde lag Jens Sörensen mit verbundenem Kopfe und mit dem Gesicht eines Sterbenden; neben ihm aber kniete Marie mit einem Ausdruck tiefsten Schmerzes in den lieblichen Zügen. Als sie des Eintretenden ansichtig wurde, strömte eine dunkle Blutwelle über ihr Gesicht; aber als er die Lippen öffnete, um sie anzureden, erhob sie in abwehrendem Flehen die Hände.

„Sprechen Sie jetzt nichts!“ bat sie leise. „Gönnen Sie ihm Ruhe! Er hat in der letzten Viertelstunde so furchtbar gelitten, und nun ist er eben im Begriff, ein wenig einzuschlafen.“

Der Oberjäger verharrte regungslos; der Geistliche aber, der sofort erkannt hatte, daß dies Einschlafen nichts anderes war als ein Hinüberschlummern in die Ewigkeit, näherte sich geräuschlos dem einfachen Lager des Verwundeten und kniete an der anderen Seite desselben nieder. Jens Sörensen wandte kaum merklich den Kopf, als er das Murmeln des Sterbegebetes neben sich vernahm. Seine

Lippen bewegten sich, als wolle er noch etwas sagen; aber seine Kraft reichte dazu nicht mehr aus, und mit einemmal ging ein seltsames Zucken und Recken durch seine hagere Gestalt. Noch ein kurzes, irres Umhertasten der Finger, ein zweimaliges dumpfes Röcheln, und er hatte vollendet.

Der Prediger drückte ihm die Augen zu und sprach halblaute Worte des Segens. Marie aber, die erst jetzt begriff, was geschehen war, schluchzte laut auf und barg das Gesicht in den Händen.

„O, mein Gott, nun bin ich ganz allein und verlassen! Warum haben sie mich nicht auch erschlagen? Was soll denn jetzt aus mir werden?"

Da näherte sich ihr Bruno Berringer und sagte in dem wärmsten Ton, dessen seine jugendliche Stimme fähig war: „Sie werden nicht allein und verlassen sein, Marie, denn Sie stehen unter meinem Schutz. Und jetzt werden Sie es mir, wie ich hoffe, nicht länger verwehren, Ihnen den Beistand eines Freundes zu leisten."

Sie erwiderte nichts; aber sie schlug die schönen, in Thränen schwimmenden Augen zu ihm auf, und da wußte er auch ohne Worte, daß sie es ihm künftig nicht mehr verwehren würde.

— — — — — — — — — — — —

Aus Mariens Munde erhielt der junge Freischärler bald nachher die Erklärung für alles, was ihm an dem Verlauf der letzten Ereignisse bisher noch dunkel und rätselhaft geblieben war. Er erfuhr, daß sie beim Ausbruch des Krieges zugleich mit ihrer Base Dagmar Sörensen hatte nach Kopenhagen geschickt werden sollen; daß sich aber Niels Johannsen dieser Absicht ihres Oheims widersetzt hatte, indem er zugleich um ihre Hand geworben. Es war nicht Zuneigung, sondern vielmehr Furcht und Widerwillen gewesen, was sie für Johannsen empfunden;

aber er war wohlhabend, und Jens Sörensen, der in seiner Familie nie einen Widerspruch duldete, zwang sie ohne Rücksicht auf ihre Bitten und Thränen, sich mit Niels zu verloben. Als sich dann eines Tages die ersten Deutschen der Mühle näherten, befahl Sörensen seiner Nichte, sich in einer abgelegenen Kammer zu verbergen und sich nicht eher zu zeigen, als er es ihr gestatten würde. In dieser Kammer, dem einzigen Raume, wo sie nicht fürchteten, von einem ihrer ungebetenen Gäste belauscht zu werden, hielten die beiden Männer dann auch ihre erste Beratung ab über die beste Art, die Freischärler zu vernichten. Und als Marie, entsetzt über ihr schreckliches Vorhaben, Einspruch dagegen erhob, begann für sie eine Zeit schrecklicher Leiden, da ihr Oheim wie ihr Verlobter sie durch Drohungen, Schmähungen, ja selbst durch körperliche Mißhandlungen einzuschüchtern und gefügig zu machen versuchten.

Trotzdem hatte sie sich nicht abhalten lassen, den Oberjäger zu warnen, vollkommen darauf gefaßt, daß man sie furchtbar bestrafen würde, wenn man ihren Verrat entdeckte. Von ihrem Oheim dazu gezwungen, hatte sie ihn auf seiner nächtlichen Flucht aus dem Gehöft begleitet, und sie hatte in der That mit raschem Griff sich seiner scharfgeladenen Büchse bemächtigt, als sie erkannte, daß es seine Absicht war, sich durch einen wohlgezielten Schuß freie Bahn zu verschaffen. Während der Unruhe der Alarmierung, die auf die beiden Gewehrsalven folgte, waren sie dann unbehelligt von Nyberg Mölln entkommen und hatten sich nach Tistrup gewendet. Noch unterwegs waren sie mit den fliehenden Bauern zusammengetroffen, die den schwerverwundeten Niels Johannsen mit sich schleppten. Sie hatte es für ihre Pflicht gehalten, bei dem Verlobten zu bleiben, um ihn zu pflegen.

Nach einer entsetzlichen Nacht hatte er ihr an diesem Morgen das Eingeständnis ihrer Handlungsweise ab-

gerungen, und seine Mutter, die von jeher einen wütenden Haß gegen die junge Deutsche gehegt, hatte daraufhin das ganze Dorf gegen die Verräterin aufgehetzt. Ein Versuch Jens Sörensens, seine Nichte gegen die Raserei einiger Megären zu schützen, hatte zur Folge gehabt, daß sich die allgemeine Entrüstung auch gegen ihn kehrte. Man war froh, einen Sündenbock gefunden zu haben, an dem man den Ingrimm über die erlittene Schlappe auslassen konnte, und selbst die Flucht in das Predigerhaus würde Marie schwerlich gerettet haben, wenn nicht die Freischärler gerade im Augenblick der höchsten Not auf dem Schauplatz erschienen wären. —

Da Jens Sörensen sowohl dem Kriegsgericht wie aller anderen irdischen Gerichtsbarkeit für immer entrückt war, konnte Bruno Berringer den auf ihn bezüglichen Teil seines Auftrages nicht mehr zur Ausführung bringen. Aber auch von einer Verhaftung des zweiten Rädelsführers mußte er wohl Abstand nehmen, denn ein Besuch in Niels Johannsens Hause überzeugte ihn, daß die Lebensstunden des durch die Brust Geschossenen ebenfalls gezählt seien. So fertigte er eine Ordonnanz mit ausführlichem Bericht nach Nyberg Mölln ab und erbat weitere Befehle. Die Antwort, die nach zwei Stunden eintraf, bestand in der Ordre, sofort zurückzukehren. Natürlich durfte Marie nicht in den Händen der fanatischen Dänen bleiben, und nachdem ihr der Geistliche gelobt hatte, für ein würdiges Begräbnis ihres toten Oheims Sorge zu tragen, wanderte sie mit den Freischärlern nach der Mühle zurück. Doch auch da war ihres Bleibens nicht lange, denn inzwischen hatte Hauptmann Aldosser der vorgeschobenen Abteilung den Befehl zugehen lassen, sich wieder mit ihm zu vereinigen, und Nyberg Mölln wurde deshalb schon am folgenden Tage geräumt.

Herr v. Uelzen, dem Berringer alles gebeichtet hatte

— seine innige Liebe für die Nichte des verräterischen Müllers nicht ausgenommen — sorgte dafür, daß Marie zunächst bei einer ihm befreundeten Familie in Hadersleben untergebracht wurde, und von dort reiste sie wenige Tage später zu den Eltern des Oberjägers, die gegen eine Verbindung des liebenswürdigen jungen Mädchens mit ihrem Sohne nichts mehr einzuwenden hatten, nachdem sich Marie in längerem Beisammensein durch ihre Anmut und ihre ausgezeichneten Charaktereigenschaften auch ihre innige Zuneigung gewonnen. —

Die so hoffnungsfroh begonnene schleswig-holsteinische Bewegung endete, weil Deutschland keine Kriegsflotte hatte, und England und Rußland für Dänemark Partei nahmen, auf das kläglichste. Trotz ihrer Siege räumten die Preußen nach dem Friedensschluß im Juli 1850 die Herzogtümer und überließen die Einwohner den dänischen Vergewaltigungen. Vergebens versuchten die Schleswig-Holsteiner selbst und die Freischaren noch Widerstand; erst dem Jahre 1864 war es vorbehalten, den deutschen Brüdern im hohen Norden die endgültige Befreiung vom Dänenjoch zu bringen.

Mikroskopische Wunder.

Naturwissenschaftliche Skizze von E. P. Hopp.

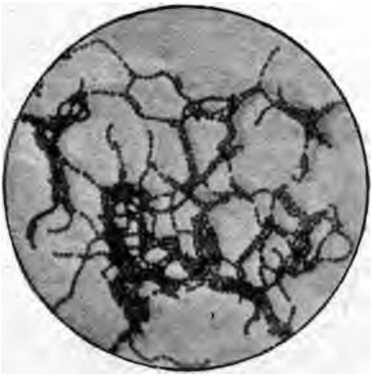
Mit 16 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Gelehrte Forscher haben ausgerechnet, daß im Vergleich zu den größten Tieren, die auf der Erde leben, und den kleinsten Lebewesen, von deren Dasein uns erst das Vergrößerungsglas Kunde giebt, die mittlere Stellung unserer Stubenfliege zukommt; sie ist, im Durchschnitt genommen, ihrer Größe nach das Normalwesen.

Man kann aus dieser Thatsache entnehmen, wie unendlich winzig die kleinsten Organismen sein müssen, die man bis jetzt gefunden hat, die Mikroben und Bakterien. In noch viel größerem Maße, als bisher angenommen wurde, ist die Luft, die wir atmen, das Wasser, das wir trinken, die Speise, die wir zu uns nehmen, und die Kleidung, die wir tragen, mit kleinsten Lebewesen erfüllt oder von ihnen bedeckt. Das Geld, das wir in der Tasche tragen, sei es nun Papier- oder Silbergeld, birgt an seiner Oberfläche nicht selten schier unzählige lebensfähige Organismen, die unter Umständen unserer Gesundheit gefährlich werden können. Das billige Frucht- oder Vanilleeis, das im Sommer von Straßenhändlern in unseren großen Städten verkauft wird, enthält nach den Angaben und Untersuchungen einer wissenschaftlichen Autorität oft Millionen Mikroben, von

denen manche recht unliebenswürdige Eigenschaften besitzen. Zu diesen Entdeckungen hat uns einzig das Mikroskop verholfen, das uns eine neue, wunderbare Welt enthüllt.



Erysipelasmikroben.

So hat man zum Beispiel neben Partikelchen von Tabak, Kohle, Stroh, Leinwand und allen möglichen anderen Stoffen in diesem billigen Eise auch Erysipelasmikroben entdeckt, die bekanntlich den Rotlauf oder die Rose erzeugen. Und wenn man ein winziges Stückchen der Lunge eines Londoners unter dem Mikroskop betrachtet, so zeigt es sich völlig mit Kohlenstaub durchsetzt, eine Wirkung des Rauches, den die Bewohner der industriellen Großstädte unausgesetzt einatmen.



Aus der Lunge eines Londoners.

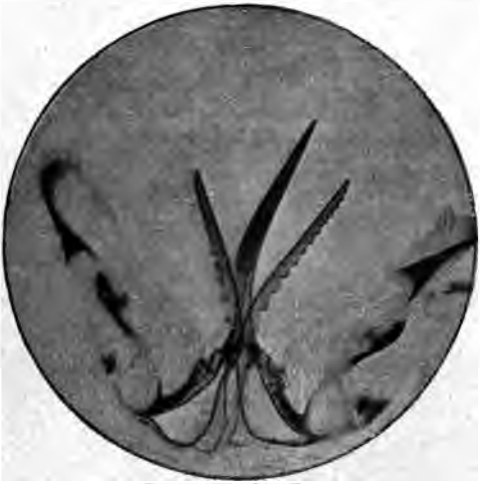
In den letzten Jahren hat das Mikroskop in der That immer mehr an Wichtigkeit gewonnen; Botanik und Zoologie verdanken ihm den größten Teil ihrer neueren Erfolge, und auch für die Mineralogie und Gesteinslehre hat durch die neu einge-

führte Benutzung des Mikroskops eine neue Epoche begonnen. Die mikroskopische Beobachtung hat sogar neue Wissenschaften begründet, zum Beispiel die Histologie (Gewebelehre), die uns den feineren Bau des Tier- und Pflanzenkörpers entschleiert, und die Cellularpathologie. Aus diesen Wissenschaften, sowie aus der neueren Beobachtung der Bakterien hat die Medizin bereits eine tiefere Kenntnis der Krankheiten und der Mittel, sie zu heilen und zu verhüten, gewonnen. Physik und Chemie sind durch das Mikroskop gefördert worden; die Technik bedient sich desselben zur Untersuchung von Naturprodukten, Nahrungsmitteln und Fabrikaten. Die mikroskopische Fleischschau schließt das trichinenhaltige Fleisch vom Verbrauch aus; ohne diese wäre es als Nahrungsmittel verwendet worden. Die Benutzung des Mikroskops bietet sonach für alle möglichen Fälle des gewöhnlichen Lebens praktische Vorteile und enthüllt uns viele Dinge und Thatsachen, die man sich früher gar nicht zu erklären vermochte, und die auch für diejenigen von Interesse sind, die sich mit dem genaueren Studium der kleinsten tierischen Organismen bisher nicht befaßt haben.



Fühler einer Motte.

Das Mikroskop erzählt uns von einer Welt von Wundern, von ungeahnten Existenzen, von seltsamen Formen

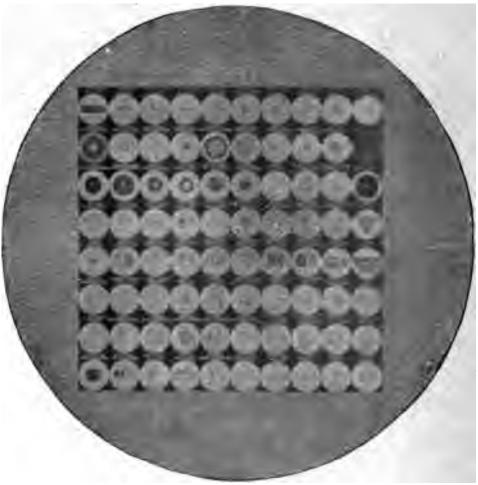


Organe der „Sägefliege".



Leuchtorgan des Glühwurms.

und merkwürdigen Vorgängen in der Natur, die von dem einen für häßlich, von dem anderen für schön gehalten werden. So haben die von unseren Hausfrauen mit Recht so gefürchteten kleinen Motten, die in Kleidern und Möbeln vielfachen Schaden anrichten, unter dem Mikroskop einen ungemein zierlichen Bau und oft borstenförmige Fühler,



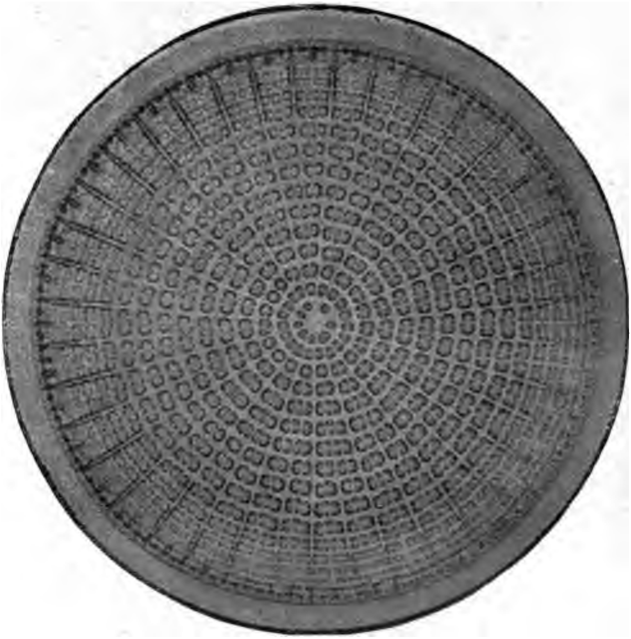
Typischer Durchschnitt einer Diatomee.
(Mit Genehmigung von Frederick W. Watson-Baker in London S. E. 4 Clifton Road.)

sowie meist sehr stark entwickelte, buschig beschuppte Lippentaster, mit denen sie im stande sind, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob ihnen ein Freund oder Feind naht. So unbedeutend das Tierchen für den oberflächlichen Forscher erscheint, so enthalten diese Fühler wie ihre Flügel doch nicht selten die feinsten Zeichnungen und die reichste Färbung.

Das unter dem Namen „Sägefliege“ bekannte Tierchen besitzt zwei sägeförmige Organe; mittels derselben macht das Weibchen durch wiederholtes Reiben ein kleines Loch

in das Aederchen eines Blattes, schließt die sägeförmigen Taster zu einer Art Röhre zusammen und legt ihre Eier in die Höhlung.

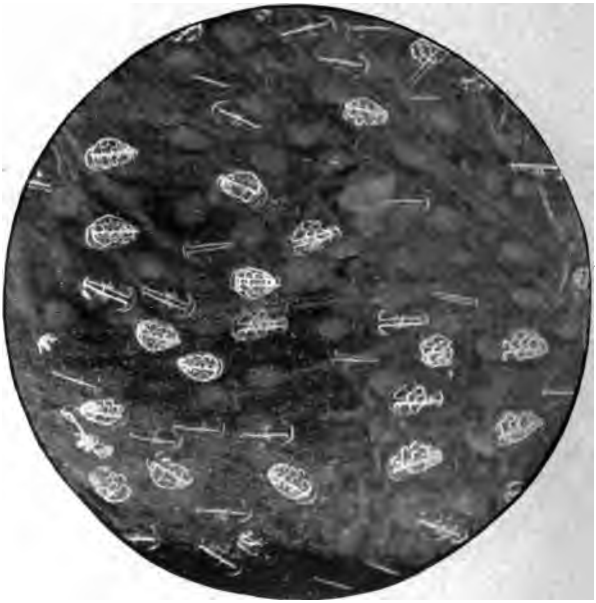
Sehr interessant sind unter dem Mikroskop die Leuchtorgane der Glühwürmer, Johanniswürmchen und Leucht-



Durchschnitt der Diatomee Arachnoidiscus Japonicus.

käfer. Die letzteren haben ihre Leuchtorgane im Hinterleibe, dieselben bestehen aus zahlreichen, in zartwandigen Kapseln eingeschlossenen vieleckigen Zellen, die teils durchsichtig sind, teils eine feinkörnige Masse einschließen. Wie das Leuchten zu stande kommt, ist noch nicht ganz sicher; doch scheint es unter dem Einfluß des Willens und der

Nerven zu stehen, welche sich in die leuchtenden Organe hinein erstrecken. Die Glühwürmchen haben ihre Leuchtvorrichtung in einem büschelförmigen Organ. Von der in der heißen Zone lebenden Feuerfliege reicht ein Exemplar hin, um an einer Taschenuhr die Zeit zu erkennen, und

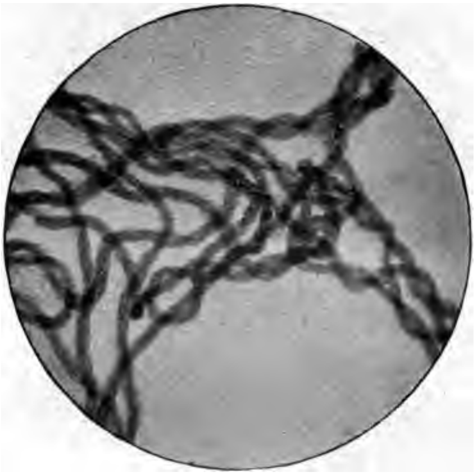


Anker und Platten an einem Seewurm.

mehrere zusammen, lebend in ein Glas gesperrt, geben ein so helles Licht, daß man dabei lesen kann. Diese gefangenen Käfer bilden sogar einen Handelsartikel; in Westindien füttern die Damen sie mit Scheibchen von Zuckerrohr und pflegen sie sorgfältig, um sie abends in Säckchen von feinem Tüll als Schmuck im Haar zu tragen.

Die Diatomeen oder Kieselalgen, die in der Geschichte

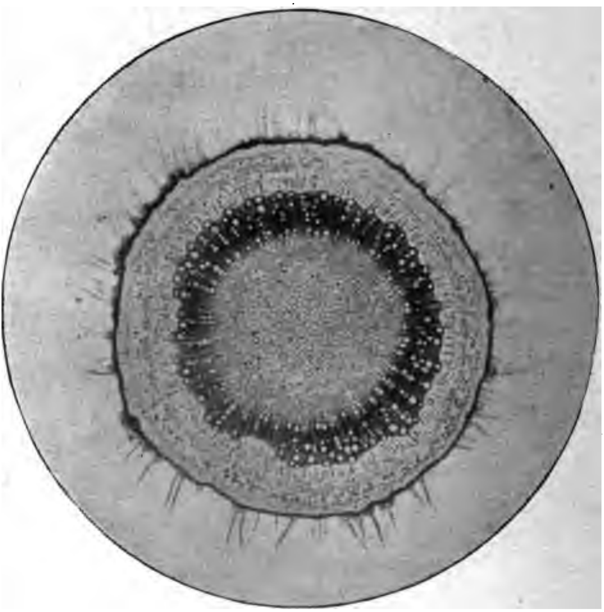
der Erde eine so wichtige Rolle gespielt haben — große Städte, wie Berlin und Königsberg, stehen zum Teil auf Diatomeenlagern — offenbaren unter dem Vergrößerungsglas außerordentlich anziehende Bilder, eine Regelmäßigkeit und vollendete Schönheit des Baues, die uns in Erstaunen versetzen. Die Diatomeen leben ursprünglich als isolierte Zellen oder sind zu band- und scheibenartigen Zellenfamilien



Ein Stückchen Brüsseler Spitzen.

vereinigt, manche sind in Gallerthüllen eingeschlossen, andere sitzen auf Gallertstielen anderen Pflanzen auf. Ihre Zellhaut zeigt eine feine Skulptur. Sie leben in geradezu zahllosen Massen auf und in feuchter Erde, auf nassen Felsen, im Süßwasser wie im Meere, auf Gletschern und in warmen Quellen, bilden oft schleimige Ueberzüge anderer Pflanzen und sind ein Hauptbestandteil des Grundschlammes vieler Gewässer. Fossil kommen sie in diluvialen oder tertiären Lagern von der Mächtigkeit vieler Meter vor, so

bei Ebstorf in der Lüneburger Heide. Die Gattungen Globigerina und Orbulina sind aus Kugeln von zunehmender Größe zusammengesetzt, letztere eine einzige regelmäßige Kugel bildend. Ihre Schalenreste bedecken Tausende von Quadratmeilen des Meeresgrundes in solchen Massen, daß



Aus dem Stamme des Upasbaumes (Java).

sie einen charakteristischen Hauptbestandteil des Schlammes bilden.

Der gesamte Seeboden, sagt der englische Naturforscher Thomson, soweit wir ihn kennen gelernt haben, wächst allmählich durch Anhäufungen der Leichen dieser Tiere an, die als Bildner der Felsschichten der Zukunft anzusehen sind. Wir betrachten den Ozean als den großen Bewahrer

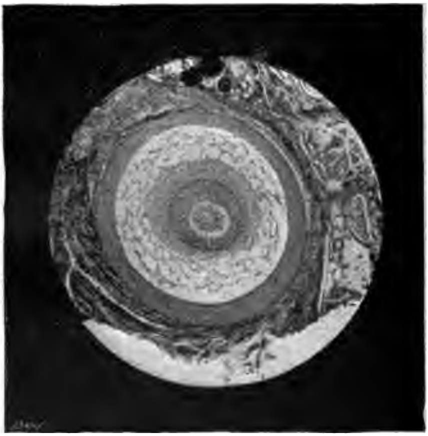
und Wiederhersteller des Materials, welches künftig Inseln und Festlande bilden wird, wenn der Meeresboden sich einst einmal über den Meeresspiegel erheben wird. Die kleinsten Lebewesen, meint ein deutscher Gelehrter, Bronn, haben zum Aufbau der Erdrinde mehr beigetragen, als alle übrigen Pflanzen und Tiere zusammengenommen.



Durchschnitt eines Grashalmes.

Ein Seewurm, den man kürzlich aus dem Atlantischen Meere hervorholte, und von dem man ein Partikelchen unter ein starkes Mikroskop brachte, zeigte eine Art von ankerähnlichen Vertiefungen und von plattenförmigen Erhabenheiten, die teils zum Schutz des Tierchens gegen Angriffe, teils aber auch zur leichteren Ernährung dienen mögen. Noch kleinere Wesen verstricken und fangen sich in diesen Vertiefungen und werden dann eine leichte Beute

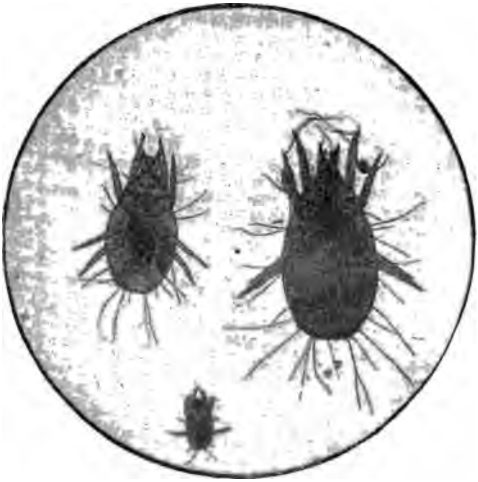
dieses Panzerwurms, der unter dem Vergrößerungsglas sicherlich an Interesse gewinnt, während sich ein Stückchen Brüsseler Spitze entschieden besser ausnimmt, wenn es in Form eines Umhangs oder Shawls den Hals einer schönen jungen Dame umgiebt. Ein Stückchen des angeblich so giftigen, in der That indes harmlosen Upasbaumes, der in alten Erzählungen eine wichtige Rolle spielte, erscheint



Durchschnitt eines menschlichen Haarbalges.

nicht sonderlich anziehender, als der Durchschnitt eines Grashalms.

In der That brauchen wir nicht gerade immer weit zu gehen, um mikroskopische Wunder zu entdecken; wir finden sie auch an uns selber; denn was wäre seltsamer, als der Durchschnitt eines menschlichen Haarbalges? Er ist nur eine Einstülpung der Haut und wird daher gleich dieser von der Oberhaupt überzogen. Nicht minder interessant sind die Ursachen der verschiedenen Färbung der Haare. Für das Ergrauen derselben werden zwei Ursachen angeführt:

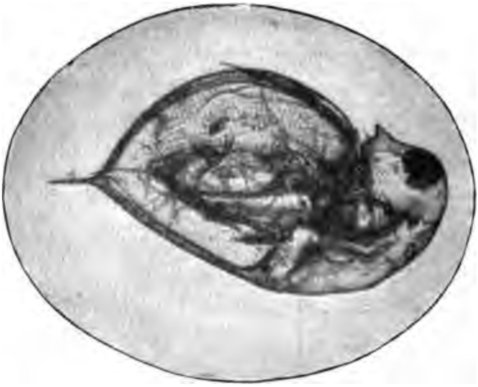


Eine Käsemilbenfamilie.



Schmarotzer auf Käfern.

entweder es bildet sich mit den zunehmenden Lebensjahren kein Farbstoff mehr, oder die Menge der Lufträume nimmt



Wasserfloh.



Mehltau am Weizen.

zu. Letzteres findet namentlich bei dem plötzlichen Ergrauen statt, dessen Gründe man noch nicht kennt. Ein menschliches Kopfhaar zerreißt übrigens durchschnittlich erst bei

einer Belastung mit 180 Gramm. Trotz aller gelehrten Untersuchungen weiß eine Hälfte der Welt noch nicht, wie die andere lebt. Käsemilben entdeckt unser Auge in diesem beliebten Nahrungsmittel kaum; die Käsemilbe ist 0,4 Millimeter lang und hat zahlreiche, ziemlich lange, in Klauen endigende Beine. Den Käse, den sie bewohnt, verwandelt sie allmählich in ein feines, aus ihren Exkrementen und Bälgen bestehendes Pulver. Nicht viel niedlicher sieht der Schmarotzer aus, der auf Käfern lebt.

Ein seltsames Gebilde ist auch der Wasserfloh, der sich oft in ungeheuren Mengen in unseren Pfützen und Bächen findet. Der Meltau umgiebt kranzförmig den Halm des Weizens, des Klees und vieler Pflanzen, die er nicht selten völlig zu Grunde richtet.

Es giebt Menschen, die ihren Lebensunterhalt darin suchen und finden, für andere interessante Tierchen und Pflänzchen auszusuchen, die sich zum mikroskopischen Studium eignen. In die einsamsten Urwälder wandern oft deutsche Sammler, um neue Pflanzenformen, besonders der so beliebten Orchideen, aufzustöbern, und oft lohnt es sich der weiten Reise kaum; denn auch bei uns zu Hause giebt es vieles, das eines Entdeckers harrt. Die Arbeiten, die dem Mikroskop noch obliegen, erscheinen fast unerschöpflich.

Moderne Zugmittel.

Bilder aus dem Geschäftsleben der Gegenwart.

Von **W. Piehlmann.**

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Schaufenster einer großstädtischen Waffenhandlung findet ein förmlicher Auflauf statt. Zahlreiche Vorübergehende bleiben stehen, um hineinzuschauen und ein an und für sich harmloses Gefäß aus Glas mit gespannter Aufmerksamkeit zu betrachten. Dieses Glasgefäß ist bis zum Rande gefüllt mit Hülsen von abgeschossenen Revolverpatronen, und zwar mit Hülsen von Patronen verschiedenen Kalibers. Es ist verschlossen und versiegelt, und eine Aufschrift besagt, daß derjenige, der bis zu einem bestimmten Tage angeben könne, wie viel Hülsen sich in dem Glase befänden, eine bestimmte Prämie bekomme. Wenn nicht die richtige Zahl erraten werde, erhalte derjenige den Preis, der mit seiner Zahl am nächsten der wirklichen Zahl käme. Die Angaben über die Anzahl der Hülsen kann man nur im Laden selbst machen, wenn man dort etwas kauft, und so sieht man denn, wie immer wieder Leute einzeln und in Gruppen in den Laden treten, um dort einen kleinen Kauf zu machen und die vermutete Zahl anzugeben.

Dieses mit Patronenhülsen gefüllte Glasgefäß im Schaufenster ist eines der modernen Zugmittel, welche der

Detailhändler anwendet, um auf sein Geschäft aufmerksam zu machen, um sich neue Kunden zu erwerben. Besonders in der Großstadt, wo fast in jedem Hause ein Laden ist und oft deren gar zwei und mehr sich unter demselben Dache befinden, wo die Konkurrenten Haus an Haus wohnen, wo man oft in fünf aufeinanderfolgenden Häusern fünf Geschäfte derselben Branche trifft, muß der Detaillist, sei er Händler in Kolonial- und Materialwaren, sei er Händler von Tapisserie- und Posamenteriewaren u. s. w., den Versuch machen, unter der Zahl der Konkurrenten besonders hervorzutreten. Er muß in erster Linie Reklame machen, aber ferner auch noch gewisse kleine Zugmittel ersinnen, durch die er das Publikum an sich lockt. Man darf es dem Detailhändler keineswegs übelnehmen, daß er derartige Zugmittel anwendet. Im Gegenteil, in dem schweren Kampf ums Dasein, in dem lebhaften Konkurrenzkampf, in dem er sich befindet, ist er geradezu gezwungen, solche Mittelchen nicht zu verschmähen, will er nicht von den Konkurrenten erdrückt werden, will er bestehen können.

Es ist wunderbar, wie der Menschengeist, wie die Schlauheit und Findigkeit dieser Detaillisten immer wieder neue Mittel erfindet, um auf sich aufmerksam zu machen, und es wird unsere Leser gewiß interessieren, im nachfolgenden eine kleine Blütenlese solcher Zugmittel zu finden, wie sie der Kaufmann heute mit Vorteil anwendet. Einzelne von diesen dürfen auf das Prädikat originell und humoristisch entschieden Anspruch machen.

An dem Schaufenster eines kleinen Modewarengeschäfts in einer mittelgroßen Stadt sieht man ein auffallendes Gedränge von Damen. Das Schaufenster selbst enthält nichts besonders Aufregendes, es kann nicht einmal an Pracht und Fülle mit den großen Geschäften des Ortes wetteifern. Aber der schlaue Besitzer hat etwas in das Schaufenster gehängt, was alle vorübergehenden Damen

auf das lebhafteste interessiert, das ist eine Kopie der standesamtlichen Nachrichten, und zwar vor allen der Eheschließungen, und für diese Nachrichten haben alle Damen in der Stadt, ob groß, ob klein, ob jung, ob alt, und welchen Standes sie sein mögen, ein sehr lebhaftes Interesse. Da stets die neuesten Nachrichten dort hängen, geht keine Dame dort vorüber, ohne einen Blick hineinzuwerfen, und ein zweiter Blick von ihr fällt dann auch regelmäßig auf das Schaufenster und die darin ausgestellten Gegenstände.

Noch weiter als dieser Mann ging ein anderer, ein Droguenhändler, der in dem Schaufenster ein Glaskästchen, gefüllt mit lebendem — Ungeziefer ausstellte. Das war jedenfalls nicht schön, aber sehr wirkungsvoll, denn das Publikum blieb lachend stehen und sah sich das Glaskästchen an. An dem Glaskästchen aber hing eine Reklame für Insektenpulver, und jedenfalls erreichte der Mann mit dieser originellen Manier, daß die Leute bei ihm Insektenpulver kauften.

Ein sehr modernes Zugmittel, das noch wenig bekannt, aber schon mit großem Erfolge angewendet wurde, ist aus Amerika herübergekommen und kann als bewährt gelten. Dieses Zugmittel besteht darin, Gegenstände in das Schaufenster zu bringen, die absolut nicht hineingehören, da sie nicht in das Geschäft passen. Es ist zum Beispiel sehr auffällig und lockt Kunden an, wenn ein Modewarenhändler in seinem Schaufenster plötzlich Berge von Apfelsinen aufgeschichtet hat, die er für einen billigen Preis verkauft, oder wenn ein Schuhwarengeschäft plötzlich ein ganzes Schaufenster mit Büchern füllt, und zwar mit Büchern nur von einer Art, zum Beispiel mit einem sehr billigen Wörterbuch oder einem sehr billigen Roman. Es kommt den Kaufleuten nicht darauf an, bei diesen Extraartikeln, die gar nicht in ihr Geschäft passen, nötigenfalls Geld zuzu-

setzen — die Hauptsache ist, das Publikum in den Laden zu bringen. Wer in einem Modewarenladen Apfelsinen kauft, entschließt sich auch dazu, die Modewaren sich anzusehen und zu kaufen, und wer Bücher aus einem Schuhwarenladen holt, merkt sich zum mindesten das Geschäft, wenn er einmal Bedarf an Schuhwaren hat.

Ein anderer Kaufmann teilt durch die Zeitungen mit, daß sein Modewarengeschäft täglich von zwölf bis drei Uhr geöffnet ist, aber daß um diese Zeit unter keinen Umständen ein Verkauf stattfindet. Er fordert die Damen der Stadt auf, um diese Zeit sein Geschäftslokal zu besuchen, um sich die vorhandenen Sachen anzusehen. Da unter keiner Bedingung verkauft würde, brauche keine Dame sich zu genieren, das Lokal zu verlassen, ohne etwas gekauft zu haben. Dieser Mann ist entschieden schlau. Er weiß, daß die Damen, wenn sie erst besichtigen, nachher auch kaufen, und weiß ferner, daß gerade die Damen, die kaufkräftige Kundinnen sind, es lieben, ungeniert die Sachen, die sie kaufen wollen, nicht nur selbst, sondern mit ihren Freundinnen, mit ihren Verwandten zu besichtigen und zu besprechen. Jedenfalls lockt der Mann mit diesem Zugmittel eine Menge Damen an, die zuerst nur kommen, um zu besichtigen, und die dann doch wenigstens zum allergrößten Teil auch zu Kundinnen werden.

Ein anderer Kaufmann führt einen „Gratistag" ein, das heißt er erklärt öffentlich, daß er den Kaufpreis für alle Gegenstände, die an einem bestimmten Tage in seinem Laden bezahlt worden sind, ohne weiteres zurückzahlt. Wann nun dieser Gratistag stattgefunden hat, das wird erst nach Ablauf des betreffenden Monats bekannt gegeben. Alle Personen, die in dem Geschäft gekauft haben, erhalten jedesmal eine mit dem Datum versehene Quittung. Wenn sie nun die Quittung von jenem Gratistage nach dem Geschäft zurückbringen, erhalten sie das Geld, das sie damals

bezahlt haben, zurück. Ein solcher Gratistag findet einmal monatlich statt und ist jedenfalls auch ein recht kräftiges Zugmittel, um Kunden in den Laden zu locken. Daß natürlich die Unkosten, die der Gratistag dem Kaufmann verursacht, auf die anderen Sachen geschlagen werden, ist eigentlich selbstverständlich.

Vor einem Herrengarderobegeschäft staut sich wiederum die Menge der Passanten, und nicht allein Herren, sondern auch Damen betrachten neugierig dieses Schaufenster. Es enthält halbfertige Anzüge, die nur zusammengeheftet sind. Erstens ist das originell, zweitens aber zeigt der Inhaber des Geschäfts, daß sehr viele Anzüge nach Maß bei ihm angefertigt werden, weil er täglich neue derartige Anzüge im Schaufenster stehen hat. Man gewahrt endlich auch, welch solide Zuthaten zu dem Anzug genommen werden, und da an jedem halbfertigen Anzug die Preisnotierung befestigt ist, sieht der Vorübergehende auch, wie billig in diesem Geschäft gearbeitet wird.

Eine sehr billige Reklame und ein Zugmittel allerersten Ranges hat sich der Inhaber eines Spielwarengeschäfts besorgt. Er hat ein Schaufenster vollständig zur Puppenküche eingerichtet und läßt an jedem Nachmittag Kinder aus der Nachbarschaft, welche nur anständig und reinlich gekleidet zu sein brauchen, in dem Schaufenster spielen. Den Kleinen macht das natürlich riesigen Spaß, noch viel mehr aber dem Publikum, das draußen steht und mit Vergnügen zusieht, wie die Kinder nicht nur eifrig „kochen“, sondern auch das Gekochte sofort verzehren. Liefert ihnen ja doch der Geschäftsinhaber immer neues Material zum Kochen, bestehend in Zucker, Aepfeln, Semmeln, Schokolade u. s. w. Es giebt aber kaum eine Mutter unter den Vorübergehenden, die diese Kinder so harmlos und lustig im Schaufenster spielen sieht, die nicht dabei an ihre eigenen Kinder dächte und sich erinnert, welche Freude es ihnen

machen würde, wenn sie ihnen aus dem Spielzeugladen etwas nach Hause mitbrächte.

So sieht man fast ausnahmslos die Frauen, die zuerst lächelnd dem Spiel der Kinder in dem Schaufenster zusahen, bald darauf in den Laden treten, um wenigstens eine Kleinigkeit für ihre eigenen Kinder zu kaufen.

Ein Kolonialwarenhändler besorgt sich, möglichst als Makulatur, einen Kolportageroman, und zwar ungeheftet, in einzelnen Bogen. Den Küchenfeen und Dienstmädchen, welche Waren aus dem Laden holen, wird, wenn sie das erste Mal kommen, der erste Bogen des Romans oder ein Teil davon als Packpapier mitgegeben, wobei man sie auf diese interessante Lektüre noch besonders aufmerksam macht.

Die Mädchen lesen auch natürlich den Anfang des Romans, und da derartige Anfänge immer höchst spannend geschrieben sind, beeilen sie sich, bald wieder etwas bei dem Kaufmann einzuholen, damit sie es in die Fortsetzung des Romans gepackt bekommen. Die Dienstmädchen haben nur nötig, sich die Nummer des Bogens beziehungsweise Halbbogens zu merken, um immer wieder, wenn sie etwas einkaufen, die Fortsetzung des von ihnen gelesenen Romans zu erhalten. So schafft sich der Inhaber des Ladens eine Stammkundschaft, die getreulich zu ihm kommt, und zwar öfter, als sie es sonst wohl thun würde, denn ein Dienstmädchen kann seine Herrschaft wohl veranlassen, einen Einkauf öfter machen zu lassen, als dies unbedingt nötig wäre, wenn ihr daran liegt, neues interessantes „Packpapier mit Roman“ zu bekommen.

So weit aber sind unsere Kaufleute noch nicht gekommen, wie ein englischer Kaufmann, der für seine Kunden eine besondere Zeitung erscheinen ließ, welche zweimal wöchentlich herauskam und alle interessanten Nachrichten, natürlich auch Klatsch aus der Nachbarschaft, enthielt. Diese Zeitung wurde als Packpapier verwendet und hatte einen außer-

ordentlichen Erfolg. Der Kaufmann zog sich eine gute Stammkundschaft heran, und als er diese hatte, war es ihm leicht, die Zeitung wieder aufzugeben, die ihm natürlich nicht unerhebliche Kosten durch Druck und Papier verursacht hatte.

Es giebt Orte, in denen gewisse Spiele, wie Karten, Schach u. s. w., besonders gepflegt werden. Ein Cigarrenhändler in einem kleinen Orte, in welchem dem Schachspiel viel gehuldigt wurde, beklebte in gewissen Zwischenräumen das Rouleau seines Schaufensters, das er am Sonntag während der Kirchzeit herablassen mußte, mit bedrucktem Papier, welches ein Schachbrett und eine Schachspielaufgabe enthielt. Die Schachaufgabe stammte aus einem älteren Schachwerk und war recht schwierig. Die vorübergehenden Schachspieler blieben stehen, sahen sich die Schachaufgabe an, und bald wurde in allen Lokalen über diese Aufgabe diskutiert. Leute, die nähere Auskunft, besonders über die Auflösung, haben wollten, waren gezwungen, zu dem Cigarrenhändler zu kommen und bei ihm etwas zu kaufen, wenn sie mit ihm ein Gespräch anknüpfen wollten, und da der Cigarrenhändler in bestimmten Zwischenräumen diese Schachaufgabe erneuerte und immer interessantere Aufgaben brachte, zog er sich ebenfalls eine zahlreiche treue Kundschaft heran. In der Großstadt verlangt man ja heute vom Cigarrenhändler, daß er auch, ohne daß man bei ihm etwas kauft, Telephon, Adreßbuch, Kursbuch u. s. w. zur Verfügung der Kunden hält. Ein solcher Kaufmann findet nichts darin, wenn jemand zu ihm kommt und eines dieser Dinge in Gebrauch nimmt, ohne etwas zu kaufen. Er weiß, die betreffende Persönlichkeit wird doch ein andermal sich dankbar zeigen und einen Kauf machen, oder vielleicht einen Bekannten oder sogar mehrere Bekannte als Kunden zu dem liebenswürdigen Cigarrenhändler senden.

Selbst die Wohlthätigkeit weiß ein intelligenter

Geschäftsmann in seinen Dienst zu stellen. Er verfolgt eifrig alle Unfälle in der Stadt, und wenn irgendwo von einer armen Familie in der Zeitung erzählt wird, die von schwerem Unglück betroffen worden ist, dann schickt ein umsichtiger Kaufmann, wenn er zum Beispiel mit Kolonial- und Materialwaren handelt, der Familie sofort einen Korb zu, gefüllt mit Lebensmitteln, mit stärkenden Weinen und kräftigen Speisen. Natürlich sorgt er dafür, daß der Bericht über seine Wohlthätigkeit in die Zeitungen kommt; da natürlich dabei sein Name genannt wird, macht er für sich Reklame und lockt Kunden an.

Die Zeitungen bringen die Nachricht von der mutigen That eines vierzehnjährigen Knaben, der einen anderen kleinen Knaben aus schwerer Lebensgefahr des Ertrinkens rettete. Der intelligente Kaufmann schenkt dem Lebensretter eine hübsche Uhr, in welche eine Widmung eingraviert ist, nebst Kette, und der Beschenkte sowohl, wie der Kaufmann sorgen dafür, daß die Zeitungen Notiz von dieser Belohnung nehmen. Die Uhr mit Kette kostet dem Kaufmann vielleicht fünfzig Mark, und da sein Name und seine Adresse in den Zeitungen der Stadt genannt werden, macht er eine Reklame, die er sonst nicht mit mehreren hundert Mark erreichen könnte, vor allem aber macht er sich dem Publikum sympathisch, und gewiß giebt es viele Leute, die nun erst recht von diesem Kaufmann ihre Waren holen, weil sie über seine Handlungsweise erfreut sind.

Ein findiger Geschäftsmann stiftet auch wohl, wenn es sein muß, für den Ort einen Leichenwagen, nur um das Publikum für sich zu gewinnen, er läßt einen Brunnen herstellen u. s. w. Lebt er in einer Großstadt und hat er das nötige Geld, so schenkt er dem Zoologischen Garten einen Tiger oder gar einen Elefanten, um sich dem Publikum angenehm zu machen und dadurch Kunden anzulocken.

Drillinge sind für den Detaillisten, der nach einem

Zugmittel sucht. etwas hoch Willkommenes. — Da liegt in einem Schaufenster eine allerliebste Wäscheausstattung für Drillinge, und große Plakate, sowie Inserate in den Zeitungen besagen, daß Herr Soundso eine Wäscheausstattung für Drillinge im Werte von hundertfünfzig Mark ausgestellt habe, und daß die erste Mutter in der Stadt, welcher der Himmel Drillinge bescheren würde, diese Ausstattung geschenkt erhielte. Die Drillingsausstattung lockt mindestens vierzehn Tage lang besonders die Frauen an das Schaufenster, und glücklich ist der Kaufmann, wenn wirklich zu jener Zeit Drillinge in der Stadt geboren werden. Er schenkt dann der Mutter die Ausstattung, die ihm etwa hundertfünfzig Mark gekostet hat und ihm Tausende von Mark Vorteil bringt, weil alle Welt sich über den liebenswürdigen Kaufmann freut. Ein anderer Geschäftsinhaber, der Kinderwagen hat, baut einen ganz neuen Kinderwagen, ebenfalls für Drillinge bestimmt, und verkündet in möglichst aufsehenmachender Weise, daß dieser Wagen, der besondes reich dekoriert und kostbar ist, derjenigen Mutter geschenkt wird, die über Drillinge zu verfügen hat. Auch dieser Mann macht sein Geschäft, besonders wenn er wirklich in die Lage kommt, den Kinderwagen zu verschenken.

Noch immer spielt als Zugmittel die Zugabe bei den Detailhändlern eine große Rolle, besonders die Kinder werden mit Zugaben bedacht. Wenn ein Kind in einem Materialwarenladen etwas holt, schenkt ihm der Inhaber einige Bonbons oder ein Stückchen Zucker, damit das Kind wiederkommt. Geradezu Unfug aber wird mit diesen Zugabeartikeln getrieben, wenn die Kinder ihre Schulbedürfnisse in gewissen Läden kaufen. Sie erhalten dort selbst beim kleinsten Einkauf als Zugabe geschenkt: Federn, Anziehpuppen, Etikettes, Bilderbücher, Knallerbsen, Modellierbogen, Kreide, Puppen, Pfeifen, Trinkbecher aus

Papier, billige Spielwaren aus Holzspänen gefertigt, Stehaufmännchen, Umschläge für Schreibhefte u. s. w. Eltern und Lehrer sind in Großstädten sogar gezwungen, scharf zu kontrollieren, daß die Kinder als derartige Zugaben nicht für sie gänzlich unpassende Bilder und Drucksachen in die Hand gesteckt bekommen, was auch schon vorgekommen ist. Die Ware, die das Kind kauft, ist natürlich um so minderwertiger, je größer die Zugabe ist, aber das Reden der Eltern hilft nichts gegenüber der Begehrlichkeit, die in jedem Kinde steckt, selbst wenn es aus einer wohlhabenden Familie stammt. Aber nicht nur die Kleinen, sondern auch die Großen lieben den Zugabeartikel, und unter diesen befinden sich, besonders in Großstädten, manchmal ganz wertvolle Sachen.

Ueblich ist es ja vielfach in großen Geschäften, nicht nur einen Katalog, sondern auch eine sogenannte Agende herauszugeben, das heißt ein elegant gebundenes Buch mit Kalender, mit allerlei nützlichen Listen und Tabellen, mit sauber ausgeführten Bildern, mit kleinen, hübsch pointierten Novelletten und natürlich auch mit Reklamen, die sich auf das Geschäft beziehen. Eine solche Agende ist selbst bei den Damen der besten Kreise sehr begehrt und bildet geradezu einen Schmuck für den Schreibtisch und ein ganz wertvolles Nachschlagebuch, ist auch sehr gut für Notizen eingerichtet. Im Frühjahr, wenn diese Agenden an die Kunden, die für einen gewissen Betrag Waren nehmen, verteilt werden, sieht jede Dame zu, daß sie in einem solchen Geschäft einen Einkauf von bestimmter Höhe machen kann, damit ihrer Ware eine solche Agende beigepackt wird.

Zu anderen Zeiten verteilen diese Geschäfte aber an Kundinnen, die für eine bestimmte Summe kaufen, Portemonnaies und Brieftaschen, Damenumhängetaschen, Pompadours aus Saffian und Seide, Poesiebücher und Albums, Schreib- und Musikmappen, Parfüms, Seifenproben, kleine

Bouquets u. s. w. In Herrengeschäften erhalten die Kunden Streichholzschachteln, Cigarrenspitzen, Aschbecher, Portemonnaies, Kalender u. s. w., und an Nationalfesten, oder lieber am Tage vorher, verteilt der Geschäftsinhaber, der etwas von derartigen Zugaben hält, Büsten von berühmten Persönlichkeiten; Festschriften, ferner Medaillen, Festmünzen u. s. w.

Andere Kaufleute wandeln wieder diese Zugabe in Rabattmarken um, das heißt sie geben für jeden Kauf eine kleine Bescheinigung in Form und Größe eines Eisenbahnbillets, worauf das Datum des Einkaufs und die Höhe des Betrages aufgedruckt sind. Diese Rabattmarken werden besonders dort verteilt, wo die sogenannten Kontroll- oder Registerkassen schon eingeführt sind, die von Amerika aus auch sich rasch jetzt in deutschen Geschäften einbürgern. Die Kasse druckt selbständig bei Zahlung diese Quittungen respektive Kontrollmarken, die in dem Augenblick aus der Kasse hervorspringt, in dem die Zahlung vollendet ist. Eine bestimmte Zahl von diesen Rabattmarken, je nach der Höhe des Betrages, den man für den Einkauf bezahlt hat, kann man nach einiger Zeit wieder in Zahlung geben, und da unsere lieben Hausfrauen meist sehr sparsam sind, so lassen sie sich diese kleine Vergünstigung, die durch die Rabattmarken entsteht, nicht entgehen. Die Rabattmarken werden sorgfältig gesammelt und immer wieder zur Zahlung präsentiert. Natürlich aber ist dann die Hausfrau auch gezwungen, in dem bestimmten Geschäft zu kaufen, das die Rabattmarken ausgiebt, und so hat der Detaillist seinen Zweck erreicht, er hat sich eine feste Kundschaft verschafft. Auch Kindern werden derartige Rabattmarken an Stelle der Zugaben gegeben, und zwar lautet dann eine solche Rabattmarke gewöhnlich auf einen Pfennig. Sobald ein Kind zehn solcher Rabattmarken zusammen hat, kann es sich im Laden für zehn Pfennige irgend etwas kaufen.

An Gelegenheiten, Ausflüge dahin zu unternehmen, fehlt es in Paris wahrhaftig nicht. Dutzende von kleinen Dampfern, die bekannten „Mouches“, fliegen pfeilschnell durch die grünen Fluten der Seine; Tramways und Omni-



Meudon.

busse verbinden die meisten Vororte mit der Hauptstadt, aber mehr noch als diese vermitteln die Eisenbahnen den Verkehr. Wie die Stäbe eines Fächers, so laufen die Schienenstränge strahlenförmig aus dem Bahnhof von St. Lazare, und das Dampfroß berührt alle irgendwie sehenswerten

Jenseits des Boulogner Wäldchens.

Von **Ernst v. Hesse-Wartegg.**

Mit 17 Illustrationen.

Paris bleibt doch immer das Mekka des Vergnügungsreisenden diesseits und jenseits des Ozeans. Aber die Tausende, welche Paris besuchen, sollten über der Hauptstadt, ihrem rauschenden Leben und ihren Kunstschätzen nicht die herrliche Umgebung vergessen, eine Umgebung so voll landschaftlicher Schönheiten, wie sie kaum eine andere Weltstadt aufzuweisen hat. Gewöhnlich bildet der Park von Vincennes im Osten und das Bois de Boulogne im Westen so ziemlich den ganzen Horizont touristischen Unternehmungsgeistes, und der Mont Valerien, dessen Mauern und Bastionen hoch über die dunklen Baumkronen des „Bois" hervorragen, ist für die meisten Touristen bereits eine terra incognita. Aber wie wohl thäten sie daran, statt auf den Boulevards und in den Champs Elysées zu flanieren, zuweilen auch Ausflüge in die Umgebung zu unternehmen! Nach allen Richtungen der Windrose hin ist das Departement der Seine übersäet mit herrlichen Schlössern, schattigen Parks und lieblichen Dörfern, beliebten Villeggiaturen der Pariser im heißen Sommer. Der schönste Teil der Umgebung ist der gegen Westen, die Seine abwärts, jenseits des Boulogner Wäldchens gelegen.

Punkte. Der Verkehr zwischen Paris und seinen westlichen Vororten ist in den letzten Jahren zu so unglaublichen Verhältnissen angewachsen, daß selbst der große Bahnhof den



Suresnes und der Mont Valerien.

Anforderungen nicht mehr genügte. Die Verwaltung ließ deshalb einen neuen Bahnhof bauen, der an Großartigkeit alle anderen weitaus übertrifft. Von dem Bahnhof St. Lazare aus sind Versailles, St. Germain, Poissy, Montmorency und

all die unzähligen anderen Vororte der Hauptstadt binnen kaum viel mehr als einer halben Stunde zu erreichen, und wohl dem, der an den heißen Sommernachmittagen dem Lärmen und Treiben der Weltstadt entfliehen kann, um sich in dem Walde von Montmorency, von Meudon oder in den berühmten Parks von Versailles und St. Cloud zu



Das Schloß Malmaison.

erfrischen! Will man den vergnügungssüchtigen Pariser, den fröhlichen Mittelstand der französischen Metropole in seiner ganzen Urwüchsigkeit kennen lernen, so muß man mit ihm an einem schönen Sommertag die Mauern der Seinestadt verlassen; man muß ihm hinausfolgen in die hübschen Städtchen und Dörfer, die sich längs der Seineufer bis weit über Mantes und Vernon nach Westen ziehen. Förmliche Völkerwanderungen, Hunderttausende von Men-

schen umfassend, finden an solchen Tagen statt. Mit allen möglichen Verkehrsmitteln wälzen sich die Menschenströme westwärts, und selbst auf der Seine schwimmen ganze Dampferflottillen, mit Touristen gefüllt, den Strom hinab, an dem schön gelegenen Meudon vorbei, unter der Brücke von Sèvres hinweg. Ville d'Avray, eine der beliebtesten Pariser Sommervilleggiaturen, und St. Cloud sind die ersten Stationen, über welche sich die Schwärme der Vergnügungssüchtigen ergießen. Die Lage von St. Cloud an den sanft ansteigenden bewaldeten Anhöhen des linken Seineufers ist bezaubernd schön. Auf dem höchsten Punkte sieht man die Spitze eines Turmes über die Gipfel der Bäume hervorragen, eines von Napoleon I. erbauten Aussichtsturmes, im Volksmund unter dem Namen „Laterne des Diogenes" bekannt. Unterhalb dieses Turmes liegen die Ruinen des einst so prachtvollen Schlosses, ein Opfer des letzten Krieges. Aber auch an sonstigen historischen Erinnerungen ist diese Stätte reich. Wurden doch hier Henry III. ermordet, der Herzog von Reichsstadt geboren, hatte doch Fürst Schwarzenberg hier im Befreiungskriege sein Hauptquartier aufgeschlagen.

Aber die wenigsten, welche heute St. Cloud mit seinem Park und seinen berühmten Kaskaden besuchen, kümmern sich um Henry III. oder Schwarzenberg. Ist doch St. Cloud der volkstümlichste aller Vergnügungsorte der Umgebung, der wahre Wurstelprater von Paris. Von dem Städtchen zu Füßen des Schloßberges führt eine uralte Kastanienallee mit hohen, ineinander gewachsenen Bäumen bis zu der großen Porzellanfabrik von Sèvres, und zu beiden Seiten dieser Allee auf den weiten, mit Bäumen bepflanzten Wiesenflächen stehen frei in unabsehbaren Reihen Wirtshäuser, Schaubuden, Schießstände, Tanzlokale, Menagerien und Ringelspiele, eine weite Avenue bildend, an Sonntagen der Tummelplatz von vielen Tausenden. Große Holzgerüste um-

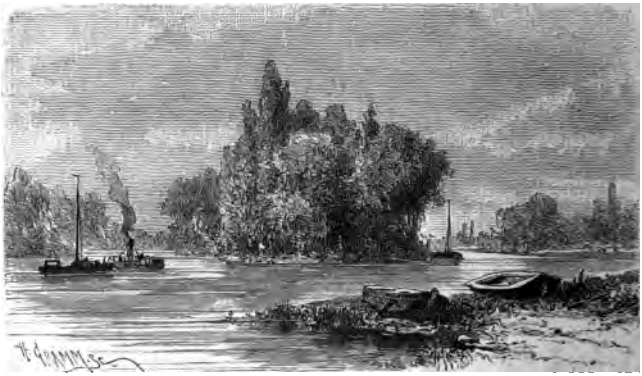
spannen diese Avenue in Zwischenräumen von etwa je fünfzig Schritten und bilden die Träger von unzähligen Lämpchen, welche bei einbrechender Dunkelheit einen zauberhaften Anblick gewähren.



Die Kirche von Chatou.

Den Mittelpunkt des Pariser Wurstelpraters bilden jedoch die Wasserwerke von St. Cloud, um welche sich die meisten und größten Schaubuden mit ihrem grotesken Inhalt gruppieren. Sie üben merkwürdigerweise in diesem anscheinend so raffinierten, übersättigten Paris noch immer auf den Mittelstand und die unteren Volksklassen eine ungemeine Anziehungskraft aus, ungeachtet oder vielleicht gerade wegen des Drängens und

Drückens der Menge, des Schreiens und Lärmens, das aus jeder Bude dringt. Unzählige Musikbanden und einzelne Virtuosen auf dem Leierkasten spielen hier um die Wette ihre volkstümlichen Weisen; die Budenbesitzer preisen mit übermenschlichem Geschrei ihre Waren an oder laden zum Besuche ein. Dazu das Geheul der wilden Tiere in den Menagerien, das Gekreisch der Papageien und vor allem, jedes andere Geräusch übertönend, der heisere Ton



Die Insel La grande Jatte.

des entsetzlichsten aller Lärmerzeuger, des Mirliton. Diese mitunter meterlangen Holzröhren werden an solchen Tagen zu Tausenden gekauft und von ihren Käufern sofort zu Produktionen benutzt, bei denen einem Hören und Sehen vergehen könnte. Den Hauptpunkt der „Foire"-Abende von St. Cloud bildet jedoch stets das Feuerwerk, das auf den Kaskaden abgebrannt wird. Sind die Tausende von Raketen und Schwärmern verpufft, die letzten Funken des Schlußtableaus in der Dunkelheit verglüht, dann begiebt sich wohl der solidere Teil der Ausflügler nach Paris zurück, und die Myriaden von Lämpchen, die in Guirlanden die Alleen über-

spannen, erleuchten ihnen den Weg. Die junge Welt bleibt jedoch zurück; stundenlang wird noch zwischen den Marktbuden allerhand Schabernack getrieben, und erst in später Nacht verliert sich das lustige Völkchen in den zahlreichen



. Die Insel Aligre.

Tanzlokalen, in denen es noch spät nach Mitternacht gar lustig zugeht.

Etwas weiter stromabwärts liegt am Fuße des historischen Mont Valerien mit seinen dräuenden Bastionen das kleine Dörfchen Suresnes, das die guten Pariser gewöhnlich nur einmal im Jahre, und zwar einer sonderbaren Festlichkeit wegen, zu besuchen pflegen. Der Schauplatz der letzteren ist die Dorfkirche und ihr Gegenstand die öffentliche Anerkennung der tugendhaftesten Jungfrau des Ortes. Dieses

Jungfernfest von Suresnes wurde im vorigen Jahrhundert von einer in dem Dörfchen ansässigen aristokratischen Familie ins Leben gerufen und besteht darin, daß man alljährlich in feierlicher Weise das tugendhafteste Mädchen des Ortes mit einem Kranz von Rosen krönt, ihr ein Ringlein an den Finger steckt und eine Summe von 300 Franken einhändigt, welche ihr neben ihrer gekrönten Tugend als nicht zu verachtende Mitgift dient. Auch in Salency bei Noyon wird noch alljährlich ein solches Rosenfest gefeiert.

Der Spaziergänger durch das Dorf wird vor vielen Häusern zur Seite der Thür niedere Baumstumpfen finden. Sie stehen ebenfalls mit dem Rosenfeste in Zusammenhang. Es herrscht hier nämlich die Sitte, vor dem Hause der jeweiligen Rosière, der Rosenkönigin, einen hohen, mit Blumen und Bändern geschmückten Maibaum aufzupflanzen, der während eines vollen Jahres, bis zur Neuwahl der Rosière, dort stehen bleibt und am Tage der letzteren niedrig abgesägt wird.

Hoch über Suresnes und alle anderen Höhen der Umgebung ragt der gewaltige Mont Valerien empor als das bedeutendste Glied jenes Gürtels von 16 Forts, welchen die Franzosen vor 1870 als unbezwinglich betrachteten. Als sie 1871 die unangenehme Erfahrung des Gegenteils machten, steckten sie Paris in einen zweiten ehernen Küraß von 17 Forts und dazwischen gelegenen Redouten, die in einem Umkreis von 122 Kilometer Länge einen Flächenraum von 915 Quadratkilometer, somit das Doppelte des Seinedepartements einnehmen. Ebenso wie vor 1870 betrachten sie heute Paris mit dem äußeren Festungsgürtel als unbezwinglich.

Gerade jenseits des Mont Valerien gelangt man zu Lande über das reizende Malmaison mit seinem historischen Schlosse bei der Kirche von Chatou abermals an die Seine, ein hübscher Spaziergang von nur 6 Kilometer, während



Die Insel St. Denis.

der gewundene Lauf des Flusses die Wasserfahrt auf über 30 ausdehnt. Die Seine ist nämlich ein gar launischer

Strom, der sich ebenso krümmt und windet wie der Mississippi und das leicht verzeihliche Verlangen hat, in der schönen Umgebung von Paris so lange als irgend möglich zu verweilen.

Der Strom ist der Sklave von Paris, denn er trägt auf seinem Rücken der Hauptstadt, seiner Herrin, die schwersten Lasten zu. Er ist es, welcher im Verein mit den Kanälen Paris zum zweiten Schiffahrtshafen Frankreichs macht; nur Marseille läuft der Hauptstadt den Rang ab. Der Schiffahrtsverkehr im Hafen von Paris beläuft sich auf etwa 6 Millionen Tonnen per Jahr. Allerdings sind es nur kleine Schiffe, welche gegen die rasche Strömung aufwärts bis Paris gelangen können, aber doch gestattet die durchschnittliche Tiefe des Flusses von 2 Meter eine regelmäßige Dampferverbindung mit London, ja einzelne Schiffe sind von Paris direkt bis Rio Janeiro gefahren. Wer die Seine zwischen Neuilly und der Insel La grande Jatte befährt, der möchte von der Seine dasselbe behaupten, was ein witziger Diplomat einmal vom Manzanares behauptet hat, nämlich, daß sie ein für Schiffe, Fuhrwerke und Fußgänger schiffbarer Strom sei, aber sie ist durchaus nicht so harmlos, ja, gelänge es, sie nur um ein Meter zu vertiefen, so würde Paris dadurch zu einem der bedeutendsten Seehäfen des Kontinents. Bei der großen Wichtigkeit, welche die Sache für die Zukunft von Paris hat, muß man sich wundern, daß die Regulierung der Seine nicht schon längst erfolgt ist.

Jenseits der Insel La grande Jatte, einer der vielen bewaldeten Inseln (Insel Aligre, Insel St. Denis u. s. w.), an welchen der Strom so reich ist, liegt Asnières, das beliebteste Ziel für die Nachmittagsausflüge der Pariser. Der Strom ist hier stets mit zahllosen Vergnügungsbooten bedeckt, auf den Inseln sieht man während der Vorbeifahrt im Schatten der Bäume fröhliche Ausflügler beim Picknick. Man hört munteres Lachen, Gesang und Gläserklang.



Die Windmühlen von La Galette.

Asnières selbst ist nichts weiter als eine Villenkolonie von Paris, eine Stadt mit vielen Hunderten freundlicher Land-

häuschen in schmuckem Baustil, jedes einzelne von einem reizenden wohlgepflegten Gärtchen umgeben. Alles atmet Wohlbefinden, Wohlbehagen.

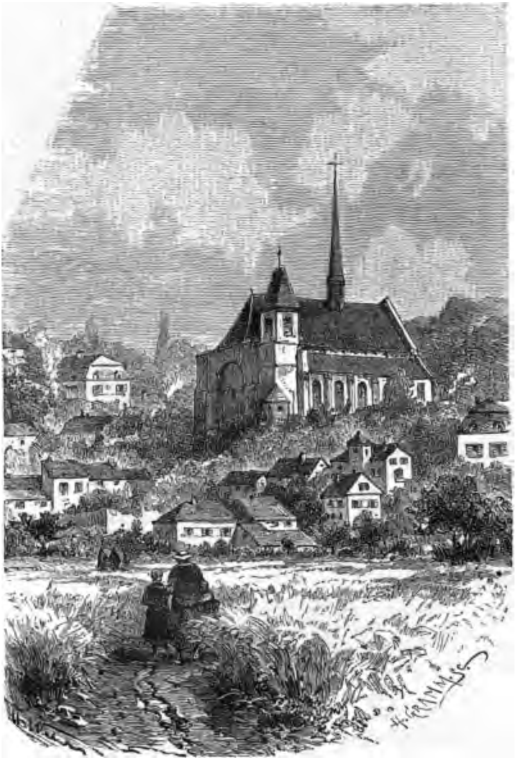
Aber wenn sich die Seine, deren Fluten den Strand



Asnières.

dieser hübschen Stadt so zärtlich küssen, so lange zwischen den Inseln durchwindet und durchaus nicht weiter will, so hat dies noch einen anderen Grund, als die Liebe zu den Pariserinnen, die sich auf ihrem Rücken in Booten herumtummeln und in ihrem noch immer klaren grünen Wasser baden. Unterhalb Asnières hat es nämlich mit all dieser Romantik ein Ende. Denn dort, noch vor der vorhin er-

wähnten Insel St. Denis, befindet sich die Mündung des großartigen Kanalnetzes der Kloaken. Zwar wird der größte Teil ihres Inhalts, wohl verarbeitet als Dünger, über die



Montmorency.

große Ebene von Gennevilliers gebreitet, aber der Rest läuft in die Seine ab und verpestet den ganzen Unterlauf des Flusses. Früher war die genannte Ebene eine Steinwüste. Seit der Zuführung des Düngers von Paris sind

auf ihr Hunderte großer äußerst fruchtbarer Gemüsegärten entstanden, und der Wert des Bodens hat sich mehr als verzehnfacht. Und das kann nicht wunder nehmen, denn der Wert der 2 Millionen Kubikmeter fester Abfälle, welche Paris jährlich seinen Kloaken zuführt, wird auf über 30 Millionen Franken geschätzt!

St. Denis selbst, diese alte französische Königsstadt, dieser Begräbnisort der früheren Herrscher, heute zur Vorstadt von Paris geworden, wendet sich von der Seine ab dem herrlichen Wald von Montmorency und dem See von Enghien zu, welche in der unmittelbaren Nähe der Stadt liegen und für die Pariser gleichfalls das Ziel beliebter Ausflüge bilden. Am schnellsten und leichtesten ist der Wald von Montmorency mit seinem Schloß und Enghien mit seinen Bädern per Eisenbahn von der Station der Chemins de fer du Nord aus zu erreichen, und Tausende besuchen an freien Tagen diese reizvollen Gegenden.

Zwischen der Hauptstadt und ihrer Umgegend herrschen merkwürdig rege Wechselbeziehungen, eine Art von Kreislauf des Verkehrs, der beiden Teilen für ihr Bestehen ebenso notwendig ist, wie der Kreislauf des Blutes für den Menschen. Paris empfängt jährlich Tausende von Zuzüglern aus der Provinz, welche sich hier niederlassen, sendet dafür aber auch Tausende hinaus in seine nächste Umgebung. Die Pariser Bevölkerung wächst nicht auf dem natürlichen Wege der Fortpflanzung. Die Zahl der Geburten übertrifft jene der Todesfälle nur um ein ganz geringes Maß. Nicht weniger als sieben Achtel seines Zuwachses entfallen auf die Einwanderung aus den Provinzen sowohl wie aus dem Auslande. Wie groß die Zahl der Ausländer in der französischen Metropole ist, geht aus einer Zusammenstellung hervor, die Elisée Reclus veröffentlicht. Von den 200,000 Fremden sind etwa 50,000 Belgier, 35,000 Deutsche, 30,000 Italiener, 25,000 Schweizer, je 10,000 Engländer und Hol-

länder, je 6000 Amerikaner und Russen u. s. w. Nun wächst aber die Bevölkerung in viel stärkerem Maße als der Wohlstand und die Absorptionsfähigkeit der Stadt. Dazu ist die städtische Bevölkerung mit drückenden Steuern


See und Schloß Enghien.

belastet. Vor einem Jahrhundert betrug das ganze Budget der Stadt eine halbe Million Franken; heute ist es auf 260 Millionen Franken per Jahr gestiegen, also auf nahezu ebensoviel als das des ganzen Königreichs Bayern. Die städtische Schuld von Paris ist mit 2 Milliarden Franken ebenso groß wie jene des Königreichs Belgien, beträgt jedoch

pro Kopf das Zweieinhalbfache der letzteren. Die Zinsen dieser Schuld erfordern jährlich 110 Millionen Franken, also 60 Franken pro Einwohner. Zu ihrer Tilgung besteht eine schwere Verzehrsteuer (Octroi), welche jährlich 143 Millionen Franken einträgt.


Die Kirche von Croissy.

Unter solchen Verhältnissen ist es nicht wunder zu nehmen, daß eine Rückwanderung der Bevölkerung aus der Stadt nach der Umgebung stattfindet. Ihr ist der rasche Aufschwung von Asnières, St. Denis, Colombes, Croissy u. s. w. zuzuschreiben. Aber auch in tausenderlei anderen Manieren hat sich Paris seine schöne Umgebung tributpflichtig gemacht. Es hat, wie wir gesehen haben, einen doppelten Gürtel von Festungen dort erbaut, es lagert die Abfälle seiner Kloaken dort ab, es begräbt nun, da die Friedhöfe der Stadt für den Bedarf schon längere Zeit nicht mehr hinreichen, seine Toten in dieser Umgebung, ebenso wie es seine Volks-

belustigungen, seine Regatten, Wettrennen u. s. w. dort abhält. Ja noch mehr. Diese unmittelbare Umgebung der Stadt, wo auf Kilometer hinaus menschliche Wohnungen



Die Kirche von Bougival.

einander drängen, liefert Paris einen sehr bedeutenden Teil seiner Lebensmittel. Wer auf der Seine oder auf einer der zahlreichen Bahnlinien in irgend einer Richtung aus Paris fährt, bemerkt kaum, daß er das Weichbild der

Stadt verlassen hat, denn Wohnhäuser und Fabriken und Parks scheinen den Boden zu überdecken, so weit das Auge reicht. Und doch besitzen beispielsweise die Gemüsegärtner von Paris in dieser unmittelbaren, so dicht besetzten Umgebung der Stadt nicht weniger als 1800 Gemüsegärten mit einer Ausdehnung von zusammen 1400 Hektar.

Gerade Asnières und Bois-Colombes sind in dieser Hinsicht berühmt. Jedes Stückchen Erde, das nicht von Häusern und Ziergärten eingenommen ist, findet man in ein Zwiebel- oder Spargelbeet verwandelt; für den Pariser Gemüsegärtner giebt es keinen unfruchtbaren Boden. Selbst kahler Felsen wird einfach mit einer Schichte Erdreich bedeckt und der Gemüsekultur unterworfen, denn der Wert des Bodens ist eben ein alle Begriffe übersteigender. Aber auch so würde sich die Gärtnerei nicht lohnen, wenn sie dem Boden im Jahre nicht mindestens fünf bis sechs Ernten abgewinnen könnte, ja Elisée Reclus spricht sogar von elf Ernten, welche in einem Jahre dem Boden entrungen würden! Die raffinierteste Pflege des Bodens, das eingehendste Verständnis der Fruchtfolge, die fortwährende Zuthat von Dünger und künstliche Bewässerung, ja sogar künstliche Erwärmung allein kann dies hervorbringen. Asnières hat sich auf diese Weise wahre Spargelfabriken geschaffen. Indessen sind diese Produkte der Umgebung eher Luxusartikel für die Reichen. Alle anderen Lebensmittel werden aus den Departements, vom Auslande, ja selbst von Amerika importiert.

Dem Laufe der Seine von St. Denis weiterfolgend, kommen wir bei dem Städtchen Croissy mit seiner alten Kirche vorbei nach Bougival. Das bescheidene Dörfchen mit seinen hochgiebeligen Häusern und seiner eisernen Seinebrücke würde nicht zum Aufenthalt reizen, wäre es nicht der hier von hohen schattigen Bäumen eingerahmte, inselreiche Fluß, welcher besonders bei La Grenouillère (einer vielbesuchten Bade-



Die Grenouillère (Badeanstalt) zu Bougival.

anstalt) und der nahen Mühle von Marly, die vergnügungslustigen Pariser scharenweise herbeilockt. Uebrigens sind die Ufer von Marly bis hinab zu den Klippen von St. Germain en Laye und weit ins Innere hinein eine einzige Villenstadt. Im Schloß von Marly hat Victorien Sardou sein Buen Retiro, und viele seiner litterarischen Kollegen haben sich in dieser Gegend angesiedelt.

Der schönste Teil und gleichzeitig einer der Haupt-



Die Mühle von Marly.

anziehungspunkte der ganzen schönen Umgebung von Paris ist jedoch das altberühmte St. Germain mit seiner gewaltigen mittelalterlichen Burg, die sich auf dem steil vom Fluß emporsteigenden Hochplateau von St. Germain erhebt. Kein Aussichtspunkt in der Nähe von Paris ist schöner als die mit uralten Bäumen überschatteten Terrassen des Schlosses. Zu Füßen der Anhöhe das silberne, von Waldesgrün eingefaßte Band der Seine, darüber hinaus in der schattenreichen Ebene die im Grün versteckten Villen von Vesinet und Bois-Colombes, jenseits der dunkle Streifen des Boulogner

Wäldchens und darüber hinweg das Häusermeer der Zweimillionenstadt mit ihren Hunderten von Türmen und Kuppeln, hoch überragt von dem vielbesprochenen Eiffelturm. Diese Terrasse wurde von Le Nôtre im Jahre 1796 angelegt; sie ist 2400 Meter lang und 35 Meter breit. An dem Südende derselben liegt der „Pavillon Henri IV.“, ein Teil des ehemaligen Château Neuf, in dem Ludwig XIV. geboren worden sein soll. Jetzt be-



Die Brücke zu Poissy.

findet sich darin ein vielbesuchtes Restaurant, verbunden mit einem Hotel, in dem Adolphe Thiers am 3. September 1877 starb.

Der prachtvolle gut unterhaltene Wald von St. Germain bedeckt eine Fläche von 4400 Hektar, ist rings von einer Mauer umgeben und von schnurgeraden Alleen durchzogen. Er bildet ein äußerst wildreiches Jagdrevier, in dem die französischen Könige mit besonderer Vorliebe dem edlen Weidwerk obzuliegen pflegten. Etwa 3 Kilometer

nördlich vom Schloß befindet sich das kleine, von Anna von Oesterreich erbaute Lustschloß Les Loges, bei dem alljährlich am ersten Sonntag nach dem 30. August und an den zwei folgenden Tagen mitten im Walde ein großes Volksfest (la fête des Loges) abgehalten wird, zu dem die Pariser jedesmal in hellen Scharen herbeiströmen.

Die Eisenbahn schneidet quer durch den Park, um



Die Mühle von Maisons-Laffitte.

am jenseitigen Rande Poissy zu erreichen, jenes Poissy, wo Ludwig der Heilige am 24. April 1215 geboren wurde, und das in der Geschichte eine so große Rolle gespielt hat. Noch steht die eigentümliche Brücke mit ihren unregelmäßigen Bögen, von Ludwig XIV. erbaut, und die berühmte Mühle „de la Reine blanche". Um Poissy zu erreichen, muß die Seine einen weiten Bogen um das Hochplateau von St. Germain machen; ihr Flußbett ist hier von vielen Inseln fast ununterbrochen in mehrere Arme geteilt, und nur bei Maisons-Laffitte mit seinem herrlichen,

sich an den Park von St. Germain lehnenden Schloß und der gleichnamigen Mühle rollt der Fluß in einem einzigen breiten Bett vorüber. Das oben erwähnte reizende Schlößchen, im Jahre 1658 von Fr. Mansard erbaut, gehörte zuerst dem Präsidenten Maisons. Später wurde es einige Zeit von Voltaire bewohnt, der hier seine Tragödie „Zaïre" schrieb. Vor der Revolution gehörte es dem Grafen Artois; Napoleon I. schenkte es dem Marschall Lannes, und später kaufte es der bekannte Bankier Laffitte.

Poissy ist vorläufig die Grenze der im unmittelbaren Wechselverkehr mit Paris stehenden Umgebung der Seinestadt. Aber schon streckt die Rückwanderung aus der letzteren ihre Fühler weiter hinaus nach Bongirac, Mantes, Vernon. Wie lange wird es dauern, so werden auch diese von der Metropole verschlungen sein.

Erziehungswinke.

Pädagogische Skizze von **Th. Seelmann.**

(Nachdruck verboten.)

Glaube niemand, die Eindrücke seiner Jugend verwinden zu können," sagt Goethe in seiner bekannten Dichtung „Wilhelm Meisters Lehrjahre". Damit hat der Dichter und Denker scharf den unermeßlichen Einfluß gekennzeichnet, den die ersten Eindrücke in der Kindesseele hinterlassen, und zugleich auf den hohen Wert hingewiesen, welcher der Regelung dieser Eindrücke oder, was damit gleichbedeutend ist, der Erziehung zukommt. Die Erziehung ist eine Kunst, und zwar eine Kunst, die die große Mehrzahl der Menschen früher oder später notgedrungen ausüben muß. Und wie jede andere, so will auch diese Kunst gelernt sein. Nur zu oft wird allerdings die Schwierigkeit der Erziehungskunst unterschätzt, so daß Verstöße gegen ihre Grundsätze und Regeln eine häufige Folge sind.

Im allgemeinen wird bei der Behandlung der Kinder in den ersten Lebensjahren viel zu wenig Gewicht auf den Umstand gelegt, daß der Nachahmungstrieb einer der wesentlichsten Faktoren in ihrer geistigen Fortentwickelung ist. Das Kind ist ein viel schärferer Beobachter, als man gewöhnlich annimmt. Alles ist ihm neu, und darum verfolgt

es alles mit gespanntem Interesse. Diese Neuheit des Geschauten und Gehörten veranlaßt es, fortwährend zu versuchen, ob es mit seinen eigenen Kräften das Beobachtete ausführen kann. Und da es keine Erfahrung besitzt, so geht es ganz mechanisch zu Werke und ahmt seine Vorbilder Punkt für Punkt nach. Mit Recht hat daher ein bekannter Pädagoge gesagt, daß die Kinder die Spiegelbilder ihrer Eltern seien.

Mehr noch als an den Handlungen erkennt man die Macht des Nachahmungstriebes an der Ausdrucksweise der Kinder. Das Kind erlernt den Sinn der Sprache erst ganz allmählich durch den ununterbrochenen Gebrauch. Aus diesem Grunde wendet es, wenn es sprachgeübter geworden ist, ganze Sätze an, die zwar annähernd die Bedeutung von dem haben, was es sagen will, die aber trotzdem nicht völlig passen, weil sie eigentlich von dem Standpunkt des Erwachsenen gedacht sind. Es kommt dann zu jenen drolligen Redewendungen, die unter der Ueberschrift „Kindermund“ einen so breiten Raum in unseren humoristischen Blättern einnehmen und die gerade wegen des Gegensatzes in der Erfahrung des kindlichen Sprechers und der Bedeutung des Gesprochenen die Macht der Nachahmung in das hellste Licht rücken.

Unter diesen Umständen sollten sich alle Eltern bestreben, in jeder Richtung für ihre Kinder ein Muster abzugeben und all ihr Thun und Lassen, soweit es von den Kindern verfolgt werden kann, darauf prüfen, ob es für dieselben nachahmungswert oder unzweckmäßig ist. Dieser Maßstab sollte namentlich von dem Zeitpunkt angelegt werden, wo die Kinder zu sprechen anfangen. Denn wenn die Erziehung der Kinder auch schon vorher nicht zu vernachlässigen ist, so wird eine sorgfältige Behandlungsweise jetzt um so wichtiger, als der Geist entwickelter und deshalb aufnahmsfähiger ist. Und zwar sollten sich die Eltern bemühen, schon bei

der Sprache selbst den Kindern als Beispiel zu dienen. Jede Mutter und jeder Vater muß zu dem Kinde sobald als möglich nur so sprechen, wie man wünscht, daß es auch später reden soll.

In der allerersten Zeit wird es sich allerdings schwer vermeiden lassen, jene Sprachweise anzuwenden, wie sie in den Kinderstuben allgemein üblich ist. Das stammelnde Kind wird das Pferd ungleich leichter mit Hotto, den Hund mit Wauwau und die Kuh mit Muh als mit den richtigen Benennungen bezeichnen. Es ist dies ein Stück Klangmalerei, die dem Erinnerungsvermögen des Kindes und seiner Vorstellungskraft zu Hilfe kommt und die auch in der Entstehung der Sprachen eine wichtige Rolle gespielt hat. Aber so früh wie möglich sollte man von diesem Brauch abgehen und die Dinge so benennen, wie es die Schriftsprache erfordert. Denn nur zu leicht wird die erwähnte Gewohnheit übertrieben, und sie pflanzt sich dann auf die späteren Jahre fort. Giebt es doch Kinder, die noch in ihrem fünften Jahre eine Sprache reden, die nur von der Mutter verstanden wird.

Die richtige Handhabung der Sprache ist für den Erziehungsgang durchaus nicht so nebensächlich, wie es wohl scheinen könnte. Die Sprache ist vielmehr das Uebungsmittel, welches das Kind am allermeisten benutzt. Wird es hier gewöhnt, sich willkürlich, nachlässig und folgewidrig zu benehmen, so überträgt es dieses Verhalten außerordentlich leicht auch auf seine übrige Denkungsweise und sein anderweitiges Benehmen. Aus diesem Grunde sollten auch die Kinder angehalten werden, daß sie die Worte nicht abschleifen und verstümmeln. Hat das Kind einmal die richtige, unverderbte Ausdrucksweise gelernt, so wird ihm der Gebrauch derselben nicht schwerer als der seines Kauderwelsches.

In der ersten Zeit sprechen die Kinder die einzelnen Worte sogar sehr oft vollkommen richtig aus, und erst, wenn

sie merken, daß auch ihre Verstümmelungen verstanden werden, ziehen sie diese willkürlichen Veränderungen vor. Dabei bedeuten diese Sprachnachlässigkeiten noch nicht einmal eine Erleichterung für das Kind, denn früher oder später muß es sich dem allgemeinen Sprachgebrauch anpassen und deshalb die Sprache von neuem umlernen. Der richtige Sprachgebrauch dagegen weckt die Aufmerksamkeit des Kindes, regt seine Selbstbeobachtung an, schärft seinen Verstand und befördert seine Ordnungsliebe. Freilich kann eine reine Sprachweise nur erreicht werden, wenn die Eltern in der Gegenwart des Kindes selbst sich ihrer bedienen und ihm die richtige Aussprache unermüdlich so lange wiederholen, bis es sich dieselbe ebenfalls angeeignet hat.

Ebenso lebhaft wie der Nachahmungstrieb wirkt in dem Kinde der Thätigkeitstrieb. Auch er kann bei der Erziehung in fruchtbringendster Weise ausgebeutet und durch den Nachahmungstrieb zweckmäßig geregelt werden. Einem Kind ist alles unbekannt, und dieses Dunkel bestrebt es sich unablässig zu lichten. Dadurch vermehrt es unbewußt seine Kenntnisse. Deshalb ist auch jedes Spielzeug, das das Kind nicht fortgesetzt verändern und dem es stets neue Seiten abgewinnen kann, nicht nur uninteressant, sondern es ist für dasselbe auch vom Uebel, da es für das Kind Langeweile und die Verführung zur Unthätigkeit mit sich bringt. Viele von den kleinen Kunstwerken, die für die Kinder in den Handel kommen, sind, weil sie nur in einer ganz bestimmten, sich immer genau wiederholenden Weise benutzt werden können, zweckwidrig. Treffend sagt Jean Paul über das Spielzeug des Kindes: „Eine Puppe ist mit ihm ein Volk oder eine Schauspielergesellschaft, und es ist der Theaterdichter und Regisseur. Aber an reicher Wirklichkeit verwelkt und verarmt die Phantasie. Umringt eure Kinder nicht wie Fürstenkinder mit einer Kleinwelt des Drechslers; reicht ihnen nicht die Eier bunt und mit Ge-

stalten übermalt; sie werden sich aus dem Innern das bunte Gefieder schon ausbrüten. Wenn zum Beispiel ein fertiges, kleines Bergwerk nach wenigen Stunden vor den Augen des Kindes befahren und jede Erzgrube erschöpft ist, so wird das Kind hingegen durch einen Baukasten im ewigen Umgestalten so glücklich und reich wie ein Erbprinz. Ich kenne für Kinder in den ersten Jahren kein wohlfeileres, mehr nachhaltendes, beiden Geschlechtern angemessenes, reines Spielzeug als Sand. Stundenlang sah ich oft spielmüde Kinder ihn als Bausteine, als Wurfmaschine, als Kaskade, Waschwasser, Saat, Mehl, Fingerkitzel, als eingelegte Arbeit und erhobenes Füllwerk, als Schreibgrund und Malergrund verwenden."

Dieser Thätigkeitstrieb des Kindes läßt sich dann ferner als Handhabe benutzen, um es allmählich zu einer wahren Arbeitsleistung hinzuführen. Sobald es irgend möglich ist, sollte das Kind, seinem Alter und seinen Kräften entsprechend, zu einer zeitweiligen, leichten Beschäftigung herangezogen werden. Wenn ein Knabe dem Vater in seinem Beruf, ein Mädchen der Mutter im Haushalt kleine Handreichungen leistet, so ist dies für das Kind eigentlich nichts weiter als Spielerei. Aber diese Spielerei leitet es unmerklich zur Arbeit hinüber, und es lernt langsam diese als einen selbstverständlichen Bestandteil des Lebens betrachten. Darum sollte man die kindlichen Hilfeleistungen auch dann annehmen, wenn sie, was oft genug der Fall ist, sogar störend wirken. Wenn ein Kind einen Erwachsenen unterstützt und sein Thun nachahmt, so erfüllt es der Glaube, dem Vater oder der Mutter ebenbürtig zu sein, mit tiefer Befriedigung und mit lebhafter Freude an der Arbeit. Werden dagegen seine Bemühungen abgewiesen, so wird es nicht nur in seiner Selbstschätzung gekränkt, sondern auch von Widerwillen gegen jede nützliche Beschäftigung ergriffen. Es lernt dann die Arbeit als etwas ansehen, zu dem es

nicht befähigt ist, das ihm Widerwärtigkeiten verursacht und darum lästig fällt.

Die wirksamste Förderung seines Arbeitsdranges erhält endlich auch hier das Kind durch das Beispiel der Eltern. Ein Kind, welches fortgesetzt den Vater in seinem Beruf und die Mutter im Haushalt thätig sieht, betrachtet die Arbeit ganz von selbst als eine naturgemäße Forderung des Lebens. Soll es zu dieser Anschauung gelangen, so ist aber das zu beachten, daß in seiner Gegenwart die Arbeit nicht als eine Last hingestellt wird. Geschieht dieses, so verkehrt sich dem Kinde bald die Arbeit aus etwas Nachahmungswertem und Befriedigendem in etwas Unbequemes und Unleidliches. In dieser Beziehung gilt auch dem Kinde gegenüber das Sprichwort: Reden ist Silber und Schweigen ist Gold.

Eng verwandt mit dem Thätigkeitstrieb ist der Forschungstrieb des Kindes. Er ist es, der so oft den Eltern durch die ewigen Fragestellungen zu einer Pein und Qual wird. Und doch sollte man Ueberwindung üben und sich den kindlichen Fragen gegenüber gerade umgekehrt verhalten, als es oft der Fall ist. Giebt man auf die Fragen des Kindes unablässig einen ausweichenden Bescheid oder antwortet man ihm: „Das verstehst du nicht!" so arbeitet man nicht nur seiner Aufklärung entgegen, sondern stumpft auch seinen Wissensdrang ab, so daß es zuletzt an allen Erscheinungen ohne Interesse vorübergeht.

Allerdings ist es häufig schwer, dem Kinde eine passende Antwort zu geben. Aber diese Schwierigkeit ist doch nicht so groß, als daß sie sich nicht in der Mehrzahl der Fälle beseitigen ließe. Denn das Verständnis des Kindes ist nicht so gering, wie man oft anzunehmen geneigt ist. Versteht es auch die ganze Bedeutung der Antwort nicht, so erfaßt es doch gewöhnlich wenigstens einen Schimmer ihres Sinnes. Man kann diese Thatsache im Entwickelungsgang eines jeden Kindes beobachten. Ein Kind hat vielleicht in wenigen Tagen

fünf-, sechsmal dieselbe Frage gestellt. Da ihm hierauf stets dieselbe erklärende Antwort erteilt worden ist, so hat es den Anschein, als ob ihm der Bescheid völlig unverständlich geblieben ist. Aber es vergehen acht Tage. Jetzt fällt ihm wieder derselbe Gegenstand auf, und nun erzählt es alsbald selbst über ihn alle die Einzelheiten, die ihm in den Antworten angegeben worden sind. Von jeder Antwort hatte es sich ein Teilchen gemerkt, und diese Teilchen hat es im stillen aneinander gefügt, so daß es nun das Ganze in sich aufgenommen hat und beherrscht. Darum sollten die Eltern jederzeit auf die Fragen der Kinder Auskunft erteilen. Diese Auskunftserteilung ist dann aber so zu gestalten, daß man den Kindern nur Thatsächliches und nicht etwa Zweifelhaftes oder gar Erdachtes berichtet. Denn dadurch wird das Kind nur mit falschen Vorstellungen erfüllt, und es bleiben Anschauungen in ihm haften, mit deren Ausrottung es später schwer zu kämpfen hat.

Aber das kann nicht allein die unliebsame Folge solcher unbegründeten Antworten sein. Durch seine feine Beobachtungsgabe fühlt das Kind instinktiv die Unsicherheit des Antwortgebenden heraus, es merkt den Unterschied zwischen Wahrheit und Schein, und es erlernt dadurch die Lüge. Das Kind faßt die Lüge gar nicht als ein Vergehen auf, denn sein Reden ist nur ein lautes Denken. Deshalb bildet es sich anfänglich auch ein, daß sich eine Sache wirklich so verhalten hat, wie es über sie gedacht hat und demgemäß berichtet. Aus diesem Grunde ist auch die erste Lüge nicht als ein bewußtes Vergehen, sondern vielmehr als ein Denkfehler oder Irrtum zu behandeln, der durch Aufklärung richtig zu stellen ist. Wird das Kind belehrt, daß seine Aussage auf falschen Voraussetzungen beruht, so sieht es die Unwahrheit seiner Worte leicht ein und vermeidet sie schon deshalb, um sich nicht wieder auf einer Unkenntnis ertappen zu lassen.

Das beste Mittel zur Förderung der Wahrheitsliebe ist daher die Anrufung des Ehrgefühls des Kindes. Wird dem Kind die Unwahrheit als ein Mangel an Kenntnissen, als ein Zeichen seiner Unerfahrenheit hingestellt, die der Erwachsene durchschaut, so schämt es sich in Zukunft, sich abermals eine Blöße zu geben, und es bemüht sich, ihm an Wissen gleich zu kommen, das heißt bei der Wahrheit zu bleiben. Nicht selten tragen die Eltern selbst die Schuld an der Einnistung des Wahrheitsmangels bei den Kindern. Denn das Kind kann oft die Beobachtung machen, daß die Eltern selbst gegen dritte Personen zu einer Ausrede ihre Zuflucht nehmen. Aber wo dieses auch nicht der Fall ist, giebt auch das sonstige Verhalten der Eltern leicht die Veranlassung zur gewohnheitsmäßigen Anwendung der Unwahrheit. Hierzu gehört sowohl zu große Leichtgläubigkeit als auch zu großes Mißtrauen. Beides verführt die Kinder zur Unwahrheit. Wird einem Kinde alles geglaubt, so gerät es in die Versuchung, in seinen Aussagen immer leichtfertiger zu werden, wird ihm stets mit Mißtrauen begegnet, so sagt es sich, daß es ganz gleichgültig ist, ob es bei der Wahrheit bleibt oder nicht, da man ihm doch nicht glaubt. Ein dritter Beweggrund zur Unwahrheit ist oftmals allzu große Strenge bei irgend welchen Vergehungen. Das Kind fürchtet die Strafe, wenn es gefehlt hat, und, um ihr zu entgehen, entschließt es sich zu einer Verdunkelung des Sachverhaltes.

Ueberhaupt ist bei der Verhängung von Strafen das weiseste Maß zu üben. Ueber das Kapitel der Strafen hat sich der berühmte englische Philosoph Locke in umfassender Weise ausgelassen. „Wenn das Gemüt in den Kindern zu sehr gebeugt und gedemütigt wird,“ schreibt derselbe, „wenn ihre Lebensgeister sehr herabgedrückt und gebrochen werden durch ein strenges Regiment, so verlieren sie alle ihre Kraft und Strebsamkeit. Der gewöhnliche bequeme und kurze Weg durch Züchtigung und Rute, das einzige Werkzeug der Zucht,

Laune oder Eigenwilligkeit verbunden, so war nichts an demselben, was Strenge verlangt. Eine freundliche oder ernste Ermahnung ist genug, um die Fehler, Vergeßlichkeit oder Unaufmerksamkeit zu heilen. Wenn aber in dem Willen eine schlimme Neigung ist, wenn ein absichtlicher oder entschlossener Ungehorsam sich zeigen sollte, so muß die Strafe nicht nach der Größe oder Unbedeutendheit der Sache bemessen werden, sondern nach dem Widerstand gegen die den väterlichen Befehlen schuldige Achtung.

Das erfordert freilich etwas mehr, als daß man den Kindern nur eine Aufgabe stellt und sie ohne weiteres straft, wenn sie entweder gar nicht oder nicht so, wie es erwartet wurde, ausgeführt worden ist. Es verlangt Sorgfalt, Aufmerksamkeit, Beobachtung und ein genaues Studium der Gemütsart der Kinder und ein sorgsames Abwägen ihrer Fehler."

Wer das Geistesleben der Kinder eingehender beobachtet, wird überhaupt bald zu der Einsicht gelangen, daß sie sich im allgemeinen viel leichter überzeugen lassen, als man von vornherein anzunehmen geneigt ist. Ein normales Kind ist einer verständigen Darlegung der einzelnen Gründe eines Gebotes oder Verbotes durchaus nicht unzugängig, sondern erkennt sie meist gern an und richtet dann sein Verhalten danach freiwillig und, weil es nicht dem Zwang allein gehorcht, um so freudiger ein. Denn auch das Kind frägt sich in seiner Weise nach den Beweggründen für die ihm erteilten Befehle, und wenn es für dieselben selbst keine Erklärung auffinden kann, glaubt es, daß überhaupt dafür keine vorhanden ist. Es wird deshalb um so leichter versucht werden, sein Verhalten nach eigener Willkür einzurichten. Ein fortwährendes „Thue das!" oder „Laß das!" entwöhnt zudem das Kind des Nachdenkens über alle die sonstigen Handlungen, die es aus eigenem Antrieb ausführt.

Trotz alledem wird sich von Zeit zu Zeit eine Bestrafung

nicht umgehen lassen. Muß das Kind bestraft werden, dann übe man aber die Vorsicht, es nicht in Gegenwart fremder Personen zu thun. Denn auch das Kind besitzt, wie schon erwähnt, Ehrgefühl, und häufig ist dieses ziemlich stark entwickelt. Wird es daher im Beisein anderer Personen bestraft, so wird sein Ehrgefühl auf das tiefste gekränkt, und geschieht dieses oftmals, so wird es nicht nur gegen seine Erzieher erbittert, sondern es geht auch der Scham verlustig. Es entwickelt sich dann zu dem Trotzkopf, bei dem alle Einwirkungen ohne Erfolg bleiben.

Sollen die Kinder auf der einen Seite den Anordnungen der Eltern Folge leisten, so sollen sie auf der anderen Seite aber auch nicht des freien Willens vollständig entbehren. Ein unausgesetztes Gebieten und Verbieten beraubt die Kinder allmählich der Fähigkeit des eigenen Entschlusses. Das Kind weiß dann schließlich nicht mehr, was es thun darf und was es nicht thun soll. Und diese Unsicherheit tritt um so eher ein, wenn sich die Befehle der Eltern, wie es öfters vorkommt, widersprechen. Der Vater verbietet, was die Mutter erlaubt hat. Deshalb sollte wenigstens, auch wenn der eine Teil der Eltern über einen bestimmten Punkt zeitweilig einer entgegengesetzten Meinung ist als der andere Teil, in Gegenwart des Kindes dieser Widerspruch unterdrückt werden.

Alles, was das Kind selbständig ausführen will, sollte stets unter dem Gesichtswinkel betrachtet werden, ob es ihm nützlich oder schädlich ist. Ist ein Vorhaben ihm nicht unmittelbar schädlich, so sollte man ihm freien Spielraum lassen. Auch dem Erwachsenen stehen ja zur Erreichung eines Zieles oftmals verschiedene Wege offen, und es liegt in seinem Belieben, den einen oder den anderen Weg zu wählen. Diese Freiheit des Handelns ist auch dem Kinde einzuräumen. Will das Kind irgend eine Sache in einer bestimmten Weise ausführen, gut, so mag es nach seinem Antrieb verfahren,

auch wenn vielleicht im Augenblick den Eltern eine etwas andere Art der Ausführung erwünschter ist, vorausgesetzt, daß eben das Vorgehen des Kindes ihm nicht schädlich ist.

Wie an Gehorsam, so muß das Kind auch an Selbständigkeit gewöhnt werden. Denn gerade der Mangel oder der Besitz von Selbständigkeit übt oftmals einen weitgehenden Einfluß auf seine spätere Zukunft aus. Ein Kind, das stets nur die Anregungen und Verhaltungsmaßregeln von seinen Eltern empfing, wird nur zu leicht zu einem unentschlossenen Charakter, während das, welches in dem ihm angemessenen Spielraum seine Kräfte und Fähigkeiten aus eigener Erfahrung erkennen und nach eigenem Entschluß anzuwenden lernte, sich später, wenn es allein auf seinen Rat angewiesen ist, schnell und sicher im Leben zurechtzufinden weiß.

Nur zu häufig begegnet man gegenwärtig der Anschauung, daß der Schule der Hauptanteil an der Erziehung zuzufallen habe. Aber diese Ansicht ist falsch. Die eigentliche Aufgabe der Schule besteht in erster Linie darin, den Kindern die notwendigen Kenntnisse zu verschaffen. Die Ausbildung und Pflege des Gemütes und Charakters ist Sache des Hauses. Darum ist es nötig, daß beide, Haus und Schule, zu einer befriedigenden Erziehung der Kinder gleichmäßig miteinander Hand in Hand arbeiten.

Mannigfaltiges.

Ein sonderbares Wiedersehen. — Das 16,000 Mann starke Armeecorps, welches Württemberg Napoleon zur Verfügung stellen mußte, als derselbe im Jahre 1812 nach Rußland zog, wurde durch die furchtbaren Strapazen auf dem Rückzuge derartig aufgerieben, daß in Inowrazlaw in der jetzigen Provinz Posen nur noch zwei aktive Compagnien mit sieben Offizieren aus dem Rest zusammengestellt werden konnten. Diese beiden württembergischen Compagnien kamen als Besatzung in die preußische Festung Küstrin, welche von den Franzosen besetzt war. Dort blieben die Württemberger unter Führung des Majors v. Gaup auch im Jahre 1813 und halfen den Franzosen die Festung verteidigen, als dieselbe von den Preußen belagert wurde. Durch irgend einen Zufall erfuhren aber die württembergischen Offiziere in der Festung Küstrin, daß inzwischen ihr König sich von Napoleon losgesagt und den Alliierten zugewandt habe. Die Württemberger waren nun in einer recht eigentümlichen Lage. Ihr König und sie selbst waren Freunde der Preußen, die draußen die Festung belagerten, und doch mußten die Württemberger bei der Verteidigung den Franzosen Beistand leisten. Major v. Gaup begab sich daher zu dem französischen Befehlshaber in Küstrin und stellte ihm vor, daß die württembergischen Offiziere und Mannschaften nicht mehr gegen die Verbündeten ihres Königs fechten könnten, das verbiete ihnen der dem König geleistete Treueid. Sie bäten daher um freien Abzug mit dem Versprechen, innerhalb der nächsten Wochen nicht gegen die Franzosen zu dienen. Der französische Befehlshaber dachte aber natürlich nicht daran, seine Mann-

schaften um zweihundert Mann schwächen zu lassen, und erklärte dem Major v. Gaup, ihm sei von dem Uebertritt des Königs von Württemberg nichts bekannt, und solange er keine offizielle Nachricht erhalte, hätten die Württemberger ihren Dienst in der Festung nach wie vor zu versehen.

Natürlich mißtraute der französische Befehlshaber aber von jetzt ab den Württembergern und vertraute ihnen keinen Posten auf den Wällen mehr an, damit ihm die Truppen nicht desertierten. Diese Posten wurden nur von den Franzosen besetzt.

Als die württembergischen Offiziere noch einmal sich weigerten, Dienst zu thun, drohte ihnen der französische Befehlshaber, sie mitsamt den Mannschaften als Meuterer niedermachen zu lassen, und so blieb ihnen vorläufig nichts übrig, als sich zu fügen. Und in der That ist das Gros dieser Compagnien auch erst aus der verzwickten Lage herausgekommen, nachdem die Franzosen Küstrin an die Preußen wieder übergeben hatten.

Einzelne Offiziere aber machten Fluchtversuche, unter anderen der Hauptmann v. Entzberg mit einem Lieutenant. In einer finsteren Nacht stahlen sie sich aus der Festung heraus und waren schon auf dem letzten Wall, als ihnen eine französische Schildwache mit gefälltem Gewehr entgegentrat. Der alte Grenadier erkannte sie alsbald als Württemberger und erklärte: „Wenn mir die Herren jeder einen Louisdor geben, will ich Sie nicht aufhalten. Wollen Sie das nicht, so folgen Sie mir sofort zur Wache.“

Die Offiziere hatten beide schon längst keinen Groschen mehr in der Tasche, und so blieb ihnen nichts übrig, als mit der Schildwache kurzen Prozeß zu machen; sie packten sie und warfen sie in den Wallgraben hinunter, wo sie ihrer Ansicht nach ertrank.

Die Flüchtlinge kamen glücklich in das preußische Lager und wurden nach ihrer Heimat entlassen.

Auf das Jahr 1813 folgten die Kriegsjahre von 1814 und 1815. Bei Waterloo wurde Napoleon endgültig zum zweitenmal geschlagen. Am 5. Juli 1815 zogen die siegreichen Heere der Verbündeten wieder in Paris ein, und Ludwig XVIII. kehrte nach Frankreich zurück. Dieser schloß Frieden mit den Alliierten,

und die Napoleonische Armee wurde sofort aufgelöst. Die Mannschaften der großen französischen Armee, die hinter der Loire lag, erhielten ihren Sold ausgezahlt, sowie Urlaubspässe und durften sich ohne weiteres in ihren Uniformen, natürlich ohne Waffen, in ihre Heimat begeben. Die Straßen waren voll von solchen Soldaten, die nach der Heimat zurückkehrten, und hauptsächlich durch die Departements Allier und Nièvre ergoß sich der Strom dieser Zurückkehrenden.

In Moulins im Departement Nièvre war ein Knotenpunkt von Straßen, deshalb kamen hier täglich Hunderte, ja Tausende solcher entlassener Soldaten durch. Diese Soldaten waren verpflichtet, in jeder Stadt, die von den Alliierten besetzt war, sich ihren Paß von dem Kommandanten visieren zu lassen. In Moulins fungierte damals als Kommandant der württembergische Major v. Entzberg, derselbe, dem die Flucht aus der Festung Küstrin gelungen war. Er hatte schon den ganzen Nachmittag die Pässe der französischen Soldaten visiert, da bemerkte er, daß ein alter, französischer, weißbärtiger Grenadier ihn sonderbar fixierte. Er fragte den Mann, was das bedeuten solle, und der Grenadier erwiderte:

„Herr Major, wir haben uns schon einmal gesehen, wir sind einander im Leben schon begegnet."

„Wo sollte das gewesen sein?" fragte der Major.

„Auf den Außenwällen der Festung Küstrin. Ich trat Ihnen vor zwei Jahren hindernd in den Weg, als Sie aus der Festung flüchteten, und Sie mit Ihrem Begleiter warfen mich in den Wallgraben hinunter, weil Sie mir nicht einmal zwei lumpige Louisdor geben wollten."

Jetzt erkannte auch der Major seinen ehemaligen Gegner wieder. Er behielt ihn bei sich, speiste und tränkte ihn, beschenkte ihn zum Schluß noch mit den einst aus guten Gründen verweigerten zwei Louisdor, und der alte Grenadier setzte dann den Weg in seine Heimat fort.

Jedenfalls gehört dieses Wiedersehen, über welches in seinen Lebenserinnerungen der ehemalige württembergische Oberst v. Suckow nach Augenzeugen berichtet, zu den sonderbarsten, die in einem Feldzuge vorkommen können. A. O. K.

Neue Erfindungen: I. Ein Fahrrad-Sanitätswagen. Dafür, daß wir gegenwärtig im Zeitalter des Verkehrs leben, spricht nicht zum wenigsten auch die täglich zunehmende Verwendung des Fahrrades neben dem bloßen Sportgebrauch zu den verschiedensten praktischen Zwecken, die gewiß auf manchen Gebieten mit der Zeit eine völlige Umgestaltung zur Folge haben wird. Die Amerikaner und Engländer sind uns in dieser Beziehung noch voraus, aber auch in unseren Großstädten, nament-



Ein Fahrrad-Sanitätswagen für den Transport Verunglückter.

lich in Berlin, kann man deutlich wahrnehmen, wie das so lange nur als Spielzeug behandelte Fahrrad im modernen Leben und Verkehr neue Eroberungen macht. In den Straßen der deutschen Reichshauptstadt erregt seit kurzem die Dreirad-Taxameterdroschke Aufsehen, die der Kutscher, mit dem der Fahrgast Rücken an Rücken auf einem Ledersessel über den Federn der Hinterachse sitzt, auch durch Treten in Bewegung setzt. Diese Fahrraddroschke besitzt eine ganz erhebliche Fahrgeschwindigkeit: bis 250 Meter in der Minute. Recht gut sollen sich auch die nach ähnlichem Grundsatze konstruierten Ganswindtschen Tretmotorwagen bewähren; sie werden gleichfalls durch Treten bewegt und sind —

neben der Benutzung als Droschken — auch bereits von der Berliner Feuerwehr in Versuch genommen worden. Das Allerneueste auf diesem Gebiete dürfte wohl der auf unserer Abbildung dargestellte Fahrrad-Sanitätswagen sein, dessen Idee und Konstruktion von Dr. Honig in Berlin herrührt, und der vor den in den meisten großen Städten bereits eingeführten, von Pferden gezogenen Sanitätswagen für den Transport Kranker und Verunglückter noch den Vorzug größerer Leichtigkeit, Schnelligkeit und Beweglichkeit voraus hat. Er kann eher am Platze sein, wo besonders rasche Hilfe not thut, und ist zudem ganz erheblich billiger. Seine Verwendung dürfte sich aus diesen Gründen namentlich für die gegenwärtig in manchen Großstädten ins Leben gerufenen, überaus segensreich wirkenden freiwilligen Rettungsgesellschaften empfehlen. Er kann immer nur je einen Kranken oder Verunglückten aufnehmen und besteht in seinem oberen Teile aus einem genügend großen hölzernen Kasten, in dem sich eine auf Federn ruhende Tragbahre befindet. Der Kasten ruht auf dem Fahrgestell, das vier mit pneumatischen Gummireifen versehene Räder besitzt. Vorn befindet sich noch ein fünftes Rad, das Lenkrad, hinter dem der Führer des Wagens Platz nimmt. Hintenauf steigt ein zweiter Krankenträger, und diese beiden Männer bewegen durch Treten auf Pedale den Wagen. Die Uebertragung der drehenden Bewegung der Trittwellen auf die Räder erfolgt in der gewöhnlichen Weise. Am Unglücksplatz wird nach Ankunft des Fahrrad-Sanitätswagens die Bahre aus dem Kasten gezogen, die betreffende Person darauf gebettet, von den beiden Männern zum Wagen getragen und mit der Bahre hineingeschoben. Die Rückwand des hölzernen Kastens ist mit einem Fenster versehen, durch das der hinten Sitzende den Patienten während der Fahrt zur Sanitätswache oder zum Hospital im Auge behalten kann. **E. M.**

II. Spritzapparat zum Bemalen großer Flächen. Vor mehreren Jahren war bei der Jugend der sogenannte Spritzapparat sehr beliebt, mittels dessen man ohne Mühe und weitere Vorkenntnisse ganz hübsche Malereien auf Kästchen und dergleichen herstellen konnte. Jetzt ist ein ähnlicher Apparat in großem Maßstabe hergestellt worden, der zum Anstreichen und Bemalen

ausgedehnter Flächen dient und diese Arbeit in erstaunlich kurzer Zeit und mit vollkommener Gleichmäßigkeit ausführt. Anstreicher und Dekorationsmaler versehen für gewöhnlich Mauerflächen, Wände u. s. w. mit Anstrich und farbigem Schmuck, indem sie mittels großer Pinsel die Farben auftragen. Da diese Arbeit aber ziemlich viel Zeit in Anspruch nimmt, so sind die Nordamerikaner, denen es ja immer darum zu thun ist, kostbare Zeit



Spritzapparat zum Bemalen großer Flächen.

zu sparen, in neuerer Zeit auf ein sinnreiches mechanisches Hilfsmittel verfallen, das vermittelst des oben genannten Apparats die Farbe auf die Fläche, die sie bedecken soll, spritzt. Der Apparat setzt sich zusammen aus einem luftdicht verschlossenen Behälter aus Metall (A), in den wie gewöhnlich zubereitete Anstrichfarbe (Kalk-, Leim- oder Oelfarbe) gefüllt wird, und der durch einen Schlauch C mit einem (auf unserer Abbildung nicht mehr sichtbaren) Reservoir mit zusammengepreßter Luft oder einer Luftpumpe in Verbindung steht. Eine besondere, an dem Behälter angebrachte Verbindungsröhre läßt die kompri-

mierte Luft auf die Farbe wirken, wodurch diese in äußerst-feinen Strahlen aus der an einem zweiten Schlauch befindlichen Spritze (T) gegen die zu bemalende Fläche geschleudert wird. Der Arbeiter, der die Spritze hält und leitet, kann die Strahlen nach Belieben lenken und vermag nach einiger Uebung auf diese Weise einen viel regelmäßigeren Anstrich herzustellen, als das mit dem Pinsel möglich ist, auch verbraucht der Apparat erheblich weniger Farbe. Was die Zeit der Ausführung betrifft, so soll sich letztere zehnmal schneller bewirken lassen. Man hat diesen neuen Apparat jetzt nach Paris gebracht, wo er für die zur Weltausstellung von 1900 herzustellenden Arbeiten gute Dienste leisten soll. Seine Verwendung dürfte sich aber überall lohnen, wo sehr große Flächen, zum Beispiel bei Reklamen auf Mauern und Wandflächen, Theater- und sonstigen Dekorationen, rasch mit Farbe zu bedecken sind. F. N.

Der Moskitosumpf. — „Es können etwa zehn Jahre her sein," so erzählte vor mehr denn zwanzig Jahren ein amerikanischer Journalist, „als ich in Vermont eine Fußtour nach dem Städtchen Canaan, in der nordwestlichen Ecke jenes Staates gelegen, unternehmen wollte. Nach einem guten Tagemarsch erreichte ich, gerade als die Sonne unterging, einen Hügel, von welchem aus ich die weißen Häuser von Canaan in der Ferne sehen konnte. Ich fragte einen mir begegnenden Farmer, ob der vor mir liegende Weg der richtige sei. „Der richtige und der kürzeste, Fremder," erwiderte der Mann, indem er sich auf seine Axt stützte; „aber Ihr könnt ihn nicht passieren, denn er führt durch den Moskitosumpf, und es wird bald dämmern."

„So? Ist der Weg nicht breit und gut?"

„Das ist er, die ganze Länge; auch könnt Ihr ihn gar nicht verfehlen. Aber Ihr werdet nicht lebend durch den Sumpf kommen!"

„Mein Himmel, was meint Ihr? Sind dort Mörder?"

„Ja, zu Millionen. Beim Abenddunkel schwärmen die Moskitos, da wird der Weg unpassierbar."

Ich lachte herzlich. Ein Moskito ist nicht größer als eine recht dicke fette Mücke. „Dank' Euch," sagte ich und wollte fürbaß schreiten.

„Halt!" schrie der Landmann. „Seid Ihr besessen? Ich

sage Euch, Ihr kommt nicht lebend hindurch. Horcht einmal scharf hin!"

Ich lauschte; in der Ferne erhob sich ein leichtes Schwirren, ähnlich dem Bienengesumme, ein eigentümliches Geräusch. Ich glaubte, der Farmer wollte mich ins Bockshorn jagen, um einen Gast für den Abend zu haben, der ihm Neuigkeiten erzählen sollte. Flott zog ich also den Weg entlang, nachdem ich dem Manne die Hand geschüttelt; die breite, eingehegte Straße war gar nicht zu verfehlen. Ungefähr ein Drittel der Straße hatte ich zurückgelegt, als mir einige Mücken lästig zu werden anfingen. Um so schneller schritt ich weiter. In der Mitte des Sumpfes aber ward es arg. Ich ward tüchtig zerstochen, und der Mann hatte recht, es mußten Millionen Moskitos hier ihren Wohnsitz haben. Bald war es so schlimm, daß ich mit jeder Handbewegung, welche die Blutsauger vom Gesicht entfernen sollte, Dutzende der Tierchen tötete. Aber Hunderte stürzten sich auf mich, und den Hunderten folgten ungezählte Tausende. Ich ging jetzt noch rascher, und den Laufschritt annehmend stürmte ich bald vorwärts wie ein Rasender. Es ward mir schrecklich klar, ich mußte verzweifelt rennen, wenn ich mein Leben retten wollte. Mit einem Baumzweige, den ich rasch abgerissen hatte, schlug ich wütend um mich, aber es half fast nichts, die Luft war schwarz von den Quälgeistern, die sich mit Blutgier auf mich stürzten. Sie verdunkelten den Himmel. Der schrille Ton ihres Summens übertönte selbst den Schall meiner Laufschritte. Ich warf den Baumzweig fort und rannte mit Aufbietung aller Kraft fort, vorwärts, immer vorwärts — zum Umkehren war es zu spät. Die Moskitos kamen mir in die Augen, in die Nasenhöhlen, in die Ohren, den Mund, kaum konnte ich mit den gleichfalls arg zerstochenen Händen es möglich machen, daß ich noch Atem zu holen vermochte. Meine Finger trieften von Blut. Ich fühlte, daß ich in diesem furchtbaren Kampf zu erlahmen begann, ein unbeschreiblicher Schauer überlief mich, ich schrie vor Angst und Entsetzen, mir grauste vor dem Tode in dieser elenden Gestalt.

Der letzten fünf Minuten dieses schrecklichen Laufes kann ich mich nicht mehr genau erinnern; ich befand mich in einem wilden Taumel, dem Wahnsinn nahe. Endlich erschlafften meine Beine,

ich stolperte und fiel gegen die Fenz (Umzäumung) eines der ersten Häuser in Canaan. Der Fall brachte mich wieder etwas zur Besinnung, aber ich war fast blind, hatte nur einen schwachen Schimmer vor den Augen, der mir ermöglichte, mich bis zur Thür zu schleppen und schwach um Hilfe zu rufen. Die Thür ging auf, mehrere Stimmen schrieen vor Entsetzen. Ich hörte noch den Ruf: „Gütiger Gott, er hat den Moskitosumpf passiert!"

Dann vergingen mir die Sinne. Erst nach drei Tagen erwachte ich aus Fieberphantasien, nur meine sehr kräftige Natur errettete mich vom Tode. Mehrere Wochen mußte ich auf dem Krankenlager zubringen. Die Narben aus diesem Kampfe, ein fürchterlich zerfetztes Gesicht, trug ich noch jahrelang." C. T.

Kreditschwindel mit Lebensversicherungspolicen. — Auch der auf sicheren Füßen stehende Geschäftsmann gerät zuweilen durch gewisse Umstände in eine vorübergehende Geldverlegenheit. Die Hilfe von Freunden will er nicht in Anspruch nehmen, um seinen Kredit nicht bei ihnen herabzusetzen, und er wendet sich deshalb lieber an Personen, die ihm ferner stehen, und denen er ohne Beschämung einen Einblick in seine Verhältnisse gestatten kann. Derartig hilfsbereite Personen giebt es ja anscheinend genug, denn die Zeitungen bringen fortgesetzt Darlehensangebote zu billigen Bedingungen. Freilich knüpfen sich dann später an solche Geschäftsverbindungen häufig sehr bittere Erfahrungen, wenn man nämlich erkannt hat, daß das Ganze auf einen Schwindel angelegt ist. So begegnet man in den Zeitungen z. B. einem Inserat aus London, durch welches Darlehen in jeder Höhe, verzinslich zu vier Prozent, Grundbesitzern, Geschäftstreibenden, Kavalieren, Privaten u. s. w. angeboten werden. Schreibt jemand an die angegebene Adresse, so geht ihm nach einiger Zeit unter der verlockenden Firma „Kontinental-Kreditinstitut London, 16 Argyria Square W. C. Kings Croß" ein Schreiben zu, das lautet:

„Euer Wohlgeboren!

Nach Eingang günstiger Referenzen will ich Ihnen ein Darlehen von 20,000 Mark gegen vier Prozent, Schuldschein und Mitverpfändung einer Lebenspolice in Höhe des Darlehens bewilligen. Sie haben an mich nur alljährlich die Zinsen und an

die Versicherungsgesellschaft die einjährige Prämie zu zahlen. Solange Sie diesen Verpflichtungen pünktlich nachkommen, ist das Kapital vor zwanzig Jahren, außer in Ihrem Todesfalle, wo die Gesellschaft sofort zahlen muß, nicht kündbar. Die Prämienzahlungen gelten gleichzeitig als Abschlagszahlungen auf das Kapital. Zugleich bemerke ich Ihnen, daß es wider die Statuten meines Instituts ist, die erstjährige Prämie von dem Darlehen abzuziehen, das heißt, Sie haben die Police aus eigenen Mitteln ohne mein Zuthun bei der von mir zu bestimmenden Gesellschaft zu lösen, damit Sie die Police mir verpfänden können. Wenn Sie geneigt sind, auf meine Bedingungen einzugehen, so ersuche ich Sie, mich zu benachrichtigen, und ich werde Ihnen dann einen Versicherungsantrag einer mir hinreichende Sicherheit bietenden Versicherungsgesellschaft einsenden, welchen Sie auszufertigen haben. Ihrer umgehenden diesbezüglichen Nachricht entgegensehend, zeichne hochachtungsvoll

Kontinental-Kreditinstitut.

NB. Zur Rückantwort muß bei Briefen, die beantwortet werden sollen, stets das nötige Porto, nämlich 25 Pfennig in Marken, beigelegt werden."

Antwortet der Geldbedürftige auf die gestellten Bedingungen bejahend, so erhält er alsbald folgenden Bescheid:

„Euer Wohlgeboren!

Nachdem Sie mit meinen Konditionen einverstanden sind, übersende ich Ihnen unter Anschluß einen Lebensversicherungsantrag, welchen Sie gefälligst ausfertigen und mit thunlichster Beschleunigung mir wieder zustellen mögen. Sobald Sie im Besitze der Police sind, dieselbe eingelöst ist, und Sie die einjährige Prämie entrichtet haben, wird Ihnen das Darlehen sofort behändigt werden. Jedoch kann ich nur auf Policen der „National-Mutual-Lebensversicherungsgesellschaft in New York" Geld gewähren, da ich bei anderen die jährlichen Prämienzahlungen nicht kontrollieren kann. Ich bitte mir einige Aerzte von dort anzugeben, damit ich dieselben der Versicherungsgesellschaft behufs Ihrer Untersuchung in Vorschlag bringen kann.

Hochachtungsvollst

Kontinental-Kreditinstitut."

Das Ganze sieht durchaus vertrauenswürdig aus. Der Geldbedürftige füllt also den Antrag aus, schickt ihn mit der ersten Jahresprämie ein, giebt auch Aerzte für seine Untersuchung an und wartet auf Antwort. Doch diese geht niemals ein. Stellt er nun Nachforschungen an, um sich an die Versicherungsanstalt zu wenden, so erfährt er, daß eine „National-Mutual-Lebensversicherungsgesellschaft" gar nicht existiert. Auch ist dann das „Kontinental-Kreditinstitut" nicht mehr zu ermitteln, da der Inhaber desselben die Vorsicht anwendet, in dem großen London von Zeit zu Zeit seinen Wohnsitz zu verlegen und sein sauberes Geschäft mit einer anderen Firma zu schmücken, unter deren Schutz er dann wieder in genau derselben Weise vorgeht. Die ganze Manipulation läuft also nur darauf hinaus, Geldbedürftigen den Betrag für die angebliche Prämie abzunehmen. Ist dies geschehen, dann mag der Geldbedürftige zusehen, wie er sich selbst hilft. Th. S.

Theorie und Praxis. — Zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts brachte die geistreiche Gräfin v. Genlis die Moosrose in Mode. Sie behauptete sogar, sie habe diese damals neue Rosenart erfunden.

In einer Gesellschaft vornehmer Damen sprach sie sich einmal weitläufig über ihre Kenntnisse in der Rosenzucht aus. Sie sagte, daß sie viel darüber nachgesonnen hätte, neue und höchst merkwürdige Rosenvarietäten zu schaffen. Zu der Zeit kannte man deren nämlich noch bei weitem nicht so viele wie heutzutage.

Sie behauptete, daß sie Rosen von jeder beliebigen Farbe zu erzielen wisse. Darüber habe sie einen Aufsatz geschrieben, den sie nächstens in einem Journal zu veröffentlichen gedenke.

„Liebe Gräfin," sagte erstaunt eine schöne Marquise, „Rosen von jeder Farbe — das scheint mir doch unmöglich. Schwarze Rosen zum Beispiel, wie sollte man die wohl hervorzaubern können?"

„Nichts ist einfacher," versetzte würdevoll die junge Gräfin. „Man muß es nur richtig anfangen."

„Wie denn?"

„Man nimmt einen Rosenschößling —"

„Von welcher Art?"

„Am besten von der blaßroten.“

„Schön!“

„Und diesen pfropft man auf eine Brombeerstaude.“

„Das giebt dann schwarze Rosen?“

„Unfehlbar!“

„Wenn Sie es nicht so fest behaupteten, liebe Gräfin, so würde ich es nicht für möglich halten. Und wenn man grüne Rosen wünscht, wie macht man es dann?“

„Hellgrüne oder dunkelgrüne?“

„Dunkle.“

„Dann pfropft man den Rosenschößling auf eine Stechpalme.“

„Das ist ja erstaunlich! Und wenn es sich um blaue Rosen handelt?“

„Wünsche Sie helle oder dunkle?“

„Himmelblaue.“

„In solchem Falle muß man den Rosenschößling auf einen jungen Syringenbaum pfropfen.“

„Wahrhaftig, ich will's probieren!“ rief die Marquise entzückt. „Auf alle drei Arten!“

„Wir auch!“ riefen die anderen Damen.

„Thun Sie das, meine teuren Freundinnen,“ sagte ernsthaft Frau v. Genlis.

Dies Rosengespräch wurde bald ruchbar in anderen vornehmen Kreisen, in Paris, in Versailles, und drang auch nach Trianon zur Dauphine Marie Antoinette und deren Gemahl, dem Dauphin, der später als Ludwig XVI. den Thron bestieg.

Die Dauphine sprach ohne langes Bedenken: „Diese kluge Gräfin könnte wohl recht haben. Machen wir einmal den Versuch.“

Und sie gab dem Obergärtner zu Trianon den entsprechenden Befehl.

Es war im Frühling, die rechte Zeit zum Rosenveredeln.

Der erfahrene Gärtner schüttelte bedenklich den Kopf und brummte ganz leise: „Das kann unmöglich angehen; das ist einfach unglaublich!“

Doch befolgte er selbstverständlich mit aller Sorgfalt die bestimmte Weisung der hohen Gebieterin und pfropfte drei Rosen-

schößlinge, je einen auf einen Brombeerstrauch, eine Stechpalme und eine Syringe.

Zur nämlichen Zeit wurde in mehreren hundert Privatgärten in und um Paris und Versailles dasselbe gethan.

Allgemein war man gespannt auf das Resultat.

Zur gehörigen Zeit brachten die betreffenden Brombeerstauden — Brombeeren, aber keine Rosen. Die Stechpalmen und Syringen ebensowenig.

Von allen Seiten wurde die Gräfin v. Genlis bestürmt mit Fragen und Vorwürfen.

„O,“ sagte sie ganz unbefangen mit holdseligem Lächeln, „es sind also keine Rosen gekommen?“

„Gar keine. Weder schwarze, noch grüne, noch blaue.“

„Das wundert mich. Ich hatte mir das so schön und nett ausgedacht.“

„Haben Sie es denn selber gar nicht probiert?“

„Nein. Dazu hatte ich keine Zeit. Nur theoretisch habe ich das so ausgesonnen, ohne die praktische Anwendung zu versuchen.“

„Dann haben Sie ja uns alle zum besten gehabt.“

„Trösten Sie sich darüber! Die Wissenschaft schreitet unaufhaltsam vorwärts, auch auf dem Gebiete der Botanik und Blumenveredlung. Mit der Zeit wird man gewiß noch einmal schwarze, grüne und blaue Rosen pflücken, so daß faktisch und praktisch in Erfüllung geht, was ich theoretisch so herrlich ausgesonnen.“

Dabei mußten sich die Gemüter also beruhigen. Der sonderbare Scherz der Gräfin v. Genlis wurde damals in Frankreich viel belacht. Auch Marie Antoinette und deren Gemahl lachten darüber. Gehörten sie doch auch zu denjenigen, die darauf hineingefallen waren. F. L.

Der Lichtsinn augenloser Tiere. — Wenn auch das Vorhandensein eines Auges nötig ist, um einen Gegenstand nach Form und Farbe zu erkennen und zu unterscheiden, so ist doch bei dem Fehlen des Auges die Wahrnehmung des Lichtes, das ja auch durch die Reizung der Sehnerven das Sehen herbeiführt, nicht ausgeschlossen, wie die Untersuchungen an augenlosen Tieren beweisen. Mit der Klarlegung dieser Verhältnisse hat sich

neuerdings W. A. Nagel beschäftigt, der zu Versuchstieren hauptsächlich Muscheln auswählte. Man kann die augenlosen Tiere in zwei Gruppen einteilen, von denen die eine Gattung eine Verdunkelung, die andere eine Belichtung vorzugsweise empfindet. Zu der ersten Gruppe gehört die Auster.

Wenn die Auster ihre Schalen geöffnet hat, so tritt zwischen denselben der freie Rand jener als Mantel bezeichneten Haut hervor, welche die Schalen von innen auskleidet und auch zu ihrer Entstehung die kalkhaltigen, erstarrenden Ausscheidungen geliefert hat. Dieser Mantel enthält eine große Menge von Nervenendgebilden, die aber nirgends zu einem besonderen Sinnesorgan zusammengehäuft, noch von lichtbrechenden Körpern oder einem Farbstoff umgeben sind. Das Tier hat also keinerlei Augen. Gleichwohl antwortet die Auster in charakteristischer Weise auf den Wechsel von Licht und Schatten. Es ist dafür nur notwendig, daß sie vor dem Versuch mehrere Stunden vollständig ungestört geblieben ist. Läßt man dann aber über den Behälter mit frischem Seewasser, in dem sich die Austern befinden, den Schatten der Hand oder eines Buches fallen, so klappen mit einemmal sämtliche Austern ihre Schalen zu.

Man könnte daran denken, daß die Austern nicht durch die Verdunkelung, sondern durch eine, wenn auch noch so geringe Erschütterung des Wassers zum Zuklappen der Schalen veranlaßt würden. Allein dagegen spricht folgender Versuch. Man setzt zwei Aquarien mit Austern in die Nähe eines Fensters. Morgens früh, wenn die Austern noch auf keine Weise gestört worden sind, nähert man sich ihnen von der dem Fenster entgegengesetzten Seite möglichst vorsichtig und geräuschlos, man überzeugt sich dabei, daß sämtliche Austern ihre Schalen etwa ein Centimeter weit geöffnet haben und auch durch die behutsame Annäherung nicht erschreckt oder erregt worden sind. Bringt man jetzt einen undurchsichtigen Gegenstand zwischen das Fenster und das eine Gefäß, so daß die Austern desselben beschattet werden, so klappen diese alle mit einem Schlage ihre Schalen zu, um sie gewöhnlich erst nach einigen Stunden wieder zu öffnen. Wäre eine Erschütterung die Veranlassung zu dem Schalenschluß, so würden auch die Austern des zweiten Gefäßes diese Bewegung ausführen.

Dieselben halten aber regungslos ihre Schalen geöffnet. Wird dagegen auch auf sie der Schatten hingelenkt, so schließen auch diese die Schalen sofort.

Noch viel auffallender zeigt sich die Beschattungswirkung bei manchen anderen ebenfalls augenlosen Muscheln, wie der Herzmuschel und der Venusmuschel. Sie gehören zu den sogenannten siphoniaten Muscheln, bei denen der Mantel, der auch hier die Schalen von innen auskleidet, sich in zwei mehr oder weniger langen häutigen Röhren, den sogenannten Siphonen, fortsetzt. Trifft ein Schatten eine solche Muschel, die nach längerer ungestörter Ruhe ihre Siphonen entfaltet und ausgestreckt hat, so zucken dieselben blitzschnell, ihre Oeffnung schließt sich und die ganzen Siphonen werden stark verkürzt.

Gleichzeitig pflegt die Muschel ihre Schalen teilweise oder ganz zu schließen, ja, die Venusmuschel ist so empfindlich und und furchtsam, daß sie oft, wenn ein Schatten auf sie fällt, durch eine Bewegung ihres im Sande vergrabenen muskulösen Fußes unter den Augen des Beobachters urplötzlich im Sande versinkt.

Bei allen diesen Muscheln reicht zuweilen schon ein ganz leichter, kaum sichtbarer Schatten aus, um die geschilderte Wirkung hervorzurufen. Wenn Nagel Herzmuscheln in einem großen Glase auf seinem Arbeitstische vor sich stehen hatte und sie ganz ungestört ließ, bemerkte er einigemal, daß die Tiere sämtlich ihre Siphonen schlossen, sowie ein vor die Sonne tretendes Wölkchen die Helligkeit im Zimmer plötzlich verminderte.

Von einer anderen Muschel, der Bohrmuschel, berichtet R. Dubois, daß sie ihre Siphonen verkürzte, wenn er Tabaksrauch neben ihrem Behälter vorbeiblies, wodurch eine leichte Beschattung entstand.

Wenden wir uns nun zu den Muscheln, die für eine Belichtung empfindlich sind. Unter ihnen zeichnet sich durch hochgradige Lichtempfindlichkeit die Sandmuschel aus, die, wie nochmals betont sei, völlig augenlos ist. Zwischen den dünnen, zerbrechlichen Schalen dieser Muschel quillt der weißlichgelbe, mit fester Oberhaut versehene Mantel hervor, an einem Ende in die beiden vollkommen getrennten Siphonen sich verlängernd, welche, wenn das Tier ungestört im Halbdunkel verweilt, eine Länge

von fünf bis sechs Centimeter anzunehmen pflegen. Sie bilden zarte, weiße, milchglasartig durchscheinende Röhren, deren Mündung von einem Kranze feiner Zacken umgeben ist.

Findet die Sandmuschel an ihrem augenblicklichen Aufenthaltsorte Sandgrund vor, so versenkt sie sich mit Hilfe ihres starken muskulösen Fußes unverweilt in die Tiefe und läßt nur die Mündungen ihrer Siphonen hervorragen. Die Voraussetzung dabei ist aber für die Ausstreckung der Siphonen, daß in dem Aquarium, in dem die Sandmuscheln gehalten werden, Halbdunkel herrscht. Man kann dieses leicht herbeiführen, wenn man zwischen den Behälter und das Fenster ein großes Stück Kartonpapier schiebt. Wenn man dann, nach etwa einer Viertelstunde, die beschattende Wand vorsichtig entfernt, so verkürzen sich nach einer Sekunde die Siphonröhren sämtlicher Muscheln um einen beträchtlichen Bruchteil ihrer Länge. Wird der Versuch an einer recht hellen Stelle des Zimmers angestellt und hat die Beschattung lange, etwa eine Stunde, gedauert, so ist die Rückwirkung eine äußerst heftige. Die Siphonen werden vollständig eingezogen, ebenso wird der Mantelrand etwas zurückgezogen, und nicht selten ergreift die Muschel die Flucht, indem sie sich durch energisches Ausstoßen des Fußes kräftig ein Stück fortschnellt. Wird ein Behälter mit Sandmuscheln unmittelbar in das Sonnenlicht gestellt, so beginnen nach kurzer Zeit die Tiere heftig im Glase herumzuschnellen. Ein solches Gefäß mit durcheinander hüpfenden Muscheln gewährt alsdann einen seltsamen Anblick. Die Aufregung der Muscheln, welche durch ihren Anprall das Glasgefäß erklingen lassen und das Wasser umherspritzen, legt sich nicht eher, als bis sie wieder in mäßiges Dunkel gebracht werden oder bis sie nach längerer Zeit von der Anstrengung völlig erschöpft sind. Aehnlich wie die Sandmuscheln verhalten sich auch die langgestreckten Schwertmuscheln.

Der Gedanke liegt nahe, daß sowohl die Schattenempfindlichkeit als auch die Lichtempfindlichkeit für die betreffenden Tiere von irgend einer Bedeutung sein muß. Und in der That verhält es sich so. Die schattenempfindlichen Muscheln, wie die Herzmuscheln und Venusmuscheln, vergraben sich nicht vollständig im Sande, sondern der obere Teil ihrer Schalen ragt mit samt

den Siphonen frei in das Wasser hinein. Die Austern halten sich sogar, ohne jede schützende Sanddecke, ganz frei im Wasser auf. Die zarten, weichhäutigen Siphonen sind daher Angriffen von Raubtieren, wie Fischen und Krebsen, ausgesetzt, und sie würden ohne weiteres aufgefressen werden, wenn die Muscheln nicht die Fähigkeit besäßen, die drohende Gefahr rechtzeitig zu bemerken. Die Schattenempfindlichkeit ist nun als ein Schutzmittel gegen die Muschelfeinde anzusehen. Die schattenempfindlichen Muscheln halten sich fast stets am Grunde der Gewässer auf. Naht sich ihnen ein Fisch, so wird er sich anfänglich über ihnen befinden, das heißt zwischen dem von der Oberfläche des Wassers einfallenden Licht und der Muschel selbst. Infolgedessen wird der Schatten, den der Fisch wirft, nach unten fallen und deshalb, wenn der Fisch näher heranschwimmt, die Muschel lange vorher treffen, ehe sie der Fisch selbst erreicht hat. Die Muschel, die den Schatten wahrnimmt, erkennt daraus, daß sie von einem Feind bedroht wird, sie klappt die Schalen zusammen und ist nun gesichert.

Anders verhält es sich mit den lichtempfindlichen Muscheln. Diese, wie die Sandmuscheln, sind vollständig im Sande vergraben. Ein Fisch oder ein anderer Feind kann ihnen demnach nichts anhaben. Ihre zurückgezogene Lebensweise muß es aber mit sich bringen, daß ihre Weichteile, die sonst immer geschützt sind, durch eine längere, ungewöhnte Belichtung leiden. Wird daher eine Sandmuschel durch irgend einen Umstand aus ihrem Sandbett herausgeworfen, so ist es für sie von Vorteil, wenn sie sogleich die Belichtung wahrnimmt. Sie kann sich dann wieder in den Sand vergraben und sich dadurch der für sie schädlichen Lichteinwirkung entziehen.

Der Wechsel zwischen Licht und Schatten wird wahrscheinlich empfunden durch die bereits erwähnten, in den Siphonen und dem Mantelrand befindlichen Nervenendgebilde, die aber nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit Augen besitzen. Trotzdem haben die genannten Muscheln, wie die Untersuchungen zeigten, ein feines Unterscheidungsvermögen für die Lichtreize, so daß man von ihnen sagen muß: sie sehen ohne Augen. **Th. S.**

Kaiser Wenzel, das am 20. August 1400 abgesetzte Reichsoberhaupt, war einer der lustigsten Tyrannen von der Welt. Er

pflegte nicht leicht witzig zu sein, ohne damit eine Grausamkeit zu verbinden, und war nie grausam ohne Witz.

So ließ er einst den Scharfrichter von Prag zu sich kommen, warf ihm vor, so viele Menschen geköpft zu haben; er wolle ihm nun selber einmal zeigen, wie es thue, und befahl ihm, hinzuknieen. Darauf schlug er ihm mit einem Hieb den Kopf ab.

Der Adel von Böhmen hatte sich in den Besitz der meisten königlichen Kammergüter gesetzt, obwohl auf rechtlichem Wege. Wenzel wollte die Güter durch einen Machtspruch wieder an sich bringen. Die Stände weigerten sich. Da ließ er auf freiem Felde drei große Zelte aufschlagen, ein schwarzes, ein rotes und ein weißes, und lud die vornehmsten Besitzer der Kammergüter zu sich ein.

Der Kaiser saß mit seinen Räten im schwarzen Zelt und ließ die Geladenen, einen nach dem anderen, eintreten. Sie wurden befragt, wie lange sie die Güter besäßen, wie viel sie eintrügen u. s. w. Als sie sich weigerten, dies zu sagen, wurden sie in das rote Zelt geführt und augenblicklich enthauptet. Einer vom Adel merkte indes, daß seine Vorgänger nicht wiederkämen, und sprach demütig: „Gnädiger König, ich habe zwar meine Rechnungen nicht mitgebracht, aber ich überantworte dir alle meine Güter, die ich bisher von deiner Gnade genossen."

Der König erwiderte: „Lieber, da hast du gut und vernünftig gesprochen. Gehe nur hin in das weiße Zelt."

Die noch übrigen thaten ein Gleiches und erhielten im weißen Zelt den Besitz der Kammergüter bestätigt; nur die Widerspenstigen verloren ihn mit dem Leben. W. H.

Aus der Wüste Sahara. — Die große nordafrikanische Saharawüste stellt, so glaubte man noch bis vor wenigen Jahren, eine ungeheure, mit Sand bedeckte Tiefebene, einen trocken gelegten früheren Meeresboden vor. Erst neuere Reisen mehrerer französischer Gelehrten, sowie des österreichischen Afrikaforschers Dr. Oskar Lenz haben unwiderleglich dargethan, daß die Sahara keine Tiefebene ist, sondern eine Hochebene, die nur an wenigen Stellen 120 bis 150 Meter, meist aber 200 bis 250 Meter und noch höher über dem Niveau des Mittelländischen Meeres gelegen ist. Auch die Meeresbodentheorie kann nicht aufrecht erhalten werden; ein Meer

oder der Teil eines Meeres, das künstlich trocken gelegt worden ist, bringt kein ausschließlich sandiges Terrain hervor.

Alle Anzeichen und zahlreiche an Ort und Stelle vorgenommene Untersuchungen sprechen vielmehr dafür, daß die Sahara noch in geschichtlicher Zeit bewohnt war und ein reiches Tierleben, sowie zahlreiche Wälder und eine blühende Pflanzenwelt besaß. Spuren hiervon lassen sich häufig nachweisen. Ein älterer Reisender, de Bary, fand sogar noch inmitten der Sahara Teiche, wahrscheinlich Ueberbleibsel ausgetrockneter Flüsse, in denen Krokodile lebten. Zu den Zeiten der Karthager kamen am Atlas noch Elefanten vor, die in Mengen gezähmt und zum Kriegsdienste verwandt wurden, und Flußpferde gab es, welche die in das Mittelländische Meer mündenden Flüsse bevölkerten. Heutzutage kann man die Sahara nur noch mit Kamelen durchreisen, die indes auf den alten ägyptischen Denkmälern nicht abgebildet sind, also in alten Zeiten in Nordafrika nicht vorhanden gewesen sein können. Man ritt damals noch mit Pferden durch die Sahara, was jetzt zu völliger Unmöglichkeit geworden ist und zum Beweise dient, daß sich in den letzten Jahrtausenden die Verhältnisse daselbst erheblich verschlechtert haben.

Aller Wahrscheinlichkeit nach gab es vor nicht gar so entfernter Zeit in den zentralen Bergen der Sahara noch Wälder; von diesen bewaldeten Höhenzügen ergossen sich Flüsse nach Osten zu in den Nil, nach Westen in das Atlantische Meer, nach Süden zu in den Niger und den Tsadsee. Besonders die nach Westen führenden früheren Flüsse lassen sich deutlich nachweisen, bisweilen haben einige noch Wasser. Lenz traf auf der Strecke von Tenduf nach Arauan, also im Herzen der Wüste, acht alte Flußbetten; in mehreren derselben wurde in geringer Tiefe Wasser vorgefunden. Die Wälder sind gänzlich verwüstet worden, eine künstliche Entwaldung fand statt, darauf nahmen die Niederschläge immer mehr ab, die Humusschicht verschwand, und der Wind führte große Massen Sand, die das meiste organische Leben erstickten, in die umliegenden Landesteile.

Deutliche Beispiele dafür, was Entwaldung hervorzubringen vermag, zeigen sich in vielen Mittelmeerländern. Spanien, Italien, Griechenland und Kleinasien sind zu Schatten ihrer früheren

Herrlichkeit herabgesunken, besonders das letztere, dessen Reichtum noch zur Römerzeit sprichwörtlich war. Nordafrika war die römische Kornkammer, und wie sieht es heute in Tunis aus? Dort, wie in vielen Teilen Algiers, hausen Wüstengeister auf dem Grabe früherer Wohlhabenheit. Aber auch der Westen der Welt bietet solche Beispiele dar; in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bereitet sich eine Entwaldung mit allen ihren Folgen vor. Dort hat die schnelle Entwickelung der Nationalindustrie auf eine abschüssige Bahn geführt, denn weit beispielloser als das Wachstum der Städte der amerikanischen Union ist der reißende Fortschritt der Waldverwüstung. Die Mißerfolge der Alten Welt haben umsonst gewarnt; derselbe Weg wird zum selben Ziele führen. An den eisigen Ufern der Hudsonsbai und in den schwer zugänglichen Höhen der Felsengebirge werden sich vielleicht ein paar Waldreste erhalten, aber das Schicksal des großen ostamerikanischen Waldlandes ist bereits besiegelt. Ein neuerer Reisender, Dr. Mayr, der von der bayerischen Regierung zur Untersuchung der amerikanischen Wälder abgesandt worden war, erzählt, wie sich in dem westlichen Teil von Carolina und der angrenzenden Staaten, auf und an den Alleghanybergen, bereits der Beginn einer Sahara entwickelt; Flugsand, der nicht mehr bebaut werden kann, nimmt bei der rücksichtslosen Abholzung überhand. Die Flüsse versiegen mit dem Verschwinden der Wälder, und die Gegend nimmt die Wüstenphysiognomie an.

Interessant sind die Spuren eines früheren blühenden Lebens, die der Reisende Lenz an so vielen Orten in der Sahara traf. An Quellen und Brunnen, wenn auch in großen Zwischenräumen, fehlte es nicht, Wassermangel trat bei seinem Zuge überhaupt nicht ein. Er berichtet von Akazienwäldchen, von einzelnen Palmen, von reichlichem Kamelfutter, das sich vorfand. Herden von Antilopen und wilden Rindern kamen vor, die doch ganz ohne Wasser in der Wüste nicht existieren können. An einem Tage regnete es sogar einmal tüchtig inmitten der Sahara. „Am 15. Mai,“ schreibt der Reisende, „wurden wir angenehm berührt durch Vogelsang; die Wüstenlerche schmetterte in der schönen reinen Luft ihren Morgengesang gen Himmel.“ Die rohen Zeichnungen der Hirten südlich vom Atlas zeigen auf Steinen Bilder von

Giraffen, Elefanten und Krokodilen. Auch Werkzeuge aus der Steinzeit fanden sich, Hämmer aus hartem Grünstein, die ganz denen glichen, die man in Europa so zahlreich entdeckt hat, und die eine uralte Bevölkerung der Wüste in der Steinperiode beweisen.

Im Besitz von Algerien und Tunis am Nordrande der Sahara und von Senegambien am Südrande betrachten sich jetzt die Franzosen schon als Herren des ungeheuren Saharalandes; sie haben vor nicht langer Zeit den wichtigen Knoten- und Mündungspunkt Timbuktu eingenommen und suchen ihre Herrschaft von der Senegalmündung bis zum Tsadsee zu befestigen. Ihrem Charakter entsprechend haben sie bereits allerlei phantastische Pläne geschmiedet, um die weiten Wüstenstrecken nutzbar zu gestalten, durch eine Bewässerung der tiefliegenden algerischen Schotts, der flachen Brackwasserseen, ferner durch eine große Kanalverbindung mit dem Mittelländischen Meere und eine transsaharische Eisenbahn. Beide Projekte sind Luftschlösser; die Kanalidee ist als unpraktisch bereits verworfen worden und die transsaharische Eisenbahn, wenn nicht unmöglich, so doch ungeheuer kostspielig und noch auf lange Zeit unnötig. Viel wichtiger sind die Bemühungen, durch zahlreiche artesische Brunnen neues Leben zu schaffen. Nicht durch großartig-abenteuerliche Pläne, sondern nur durch langsame stetige Kulturarbeit kann das der Menschheit verloren gegangene Terrain der nordafrikanischen Wüste wiedergewonnen werden. Vor allem kommt es darauf an, daß dem Wüstenräubertum ein Ende gemacht wird. Erst dann, wenn die Tuaregs, die Briganten und Wegelagerer der Sahara, zu Kreuze gekrochen sind und der Fanatismus der mohammedanischen Araber dem Christentum gegenüber ein Ende gefunden hat oder durch Gewalt gebrochen wurde, ist daran zu denken, daß unsere Kenntnis von der Sahara eine bessere und genauere werden kann. Erst dann wird es möglich sein, die bestehenden Oasen zu vergrößern, sie ertragreicher und blühender zu machen, neue Halteplätze durch Auffindung und Ausgrabung von Brunnen und Quellen zu schaffen und dadurch die Wüste gangbarer zu gestalten. Heutzutage giebt es viele Quadratmeilen in der Sahara, die noch nie ein europäischer Fuß betreten hat, manche Oasen sind so gut wie unbekannt und haben fast gar keine

brauchbare Verbindung mit der zivilisierten Welt. Im Interesse der Kultur, der Zivilisation, der nach Hilfe schreienden Menschheit Marokkos, die seit je unter schmählicher Mißregierung seufzt, würde es liegen, daß sich europäische Kultur möglichst bald der gesamten Atlasländer bemächtigte; erst dann könnte die Wiedergewinnung erheblicher Teile der Sahara für Bewohnung durch Menschen raschere Fortschritte machen. Dem steht allerdings die politische Eifersucht der Mächte entgegen, die auch in Marokko miteinander rivalisieren.

Keineswegs ist ein Aufenthalt in der Wüste besonders unangenehm oder furchtbar. Es herrscht dort eine außerordentlich reine und gesunde Luft; Krankheiten kennt man nicht, mit Ausnahme von Augenleiden, die aber nur der Unreinlichkeit der Bewohner zuzuschreiben sind. Als besonders gesunde Kur gegen verschiedene Leiden werden heiße Sandbäder in den Dünen empfohlen, es soll ein wahrer Genuß sein, in dem reinen, völlig staubfreien, lockeren Quarzsand zu liegen. Trotz Hitze und Dünen ist die Wüste schön; die ungeheure Einöde hat etwas Gewaltiges, Erhabenes, wie der weite unendliche Ozean. Ein Sonnenaufgang in der Sahara oder eine milde Mondnacht daselbst sind von unbeschreiblichem Zauber, von großartigem Reiz, sie rufen Eindrücke hervor, die unverwischbar sind. Gebirge, Ozeane und Wüste sind die drei großen Sanatorien für die Menschheit. E. O. H.

Blutige Manöver. — Peter der Große nannte die friedlichen Uebungen seiner Soldaten „Feldzüge" und hatte recht damit. Denn es wurde dabei beinahe so gefochten, wie im Ernstfalle. Man warf sogenannte „Schlagi", mit Pulver, Salpeter und Schwefel gefüllte Papphülsen, die angezündet wurden, außerdem schwere Töpfe, die Pulver bis zum Gewichte von fünf Pfund enthielten, gegeneinander.

Am 2. Juni 1690 sprang bei der Erstürmung eines Hofes ein solcher Feuertopf ganz in des Zaren Nähe, verbrannte ihm das Gesicht und verwundete den General Gordon und andere Personen. Am 4. September desselben Jahres trugen bei einem Manöver viele Soldaten Brandwunden davon, und General Gordon wurde am rechten Beine und im Gesichte so stark ver-

letzt, daß er acht Tage das Zimmer hüten mußte. Am 9. Oktober 1691 verlor der Generalissimus Buturlin eine nicht geringe Anzahl Soldaten durch Verwundungen und Verstümmelungen, ja der Bojar Fürst Jwan Dimitriewitsch Dolgorukij starb neun Tage darauf an den Folgen eines Schusses, den er erhalten hatte. Im September 1693 ließ Peter bei dem Dorfe Koshuchowa auf dem Wege nach dem kaiserlichen Lustschlosse Kolomenskoje eine Festung bauen und dann nach allen Regeln der Kriegskunst angreifen, verteidigen und erobern. Am 3. Oktober nahm der Zar den Obersten eines Strelitzenregiments gefangen, wobei wieder viele Verwundungen erfolgten. Am 4. erfolgte der Hauptsturm. Mehr als achtzig Soldaten wurden schwer verwundet, und den bekannten Günstling Peters, General Franz Lefort, traf ein Feuertopf an Schulter und Ohr, so daß die Haut am Halse und im Gesicht in Fetzen herunterhing, und die Haare und das rechte Ohr verbrannten. Die Festung wurde unter großen Verlusten auf beiden Seiten eingenommen, aber Peter ließ sie, da es ihm zu schnell damit gegangen war, von neuem besetzen und angreifen. Am 15. Oktober rückte der Generalissimus Romadonowskij zum Hauptsturm vor; eine Mine sprang und öffnete eine Bresche. Ein hitziger Kampf entstand, bis der „Feind" sich mit Zurücklassung einer Menge Fahnen und Trommeln zurückzog, und der Festungskommandant nebst vier Strelitzenobersten gefangen genommen wurde. General Buturlin aber gab den Kampf noch nicht auf, er verschanzte sich in einem Lager, seine Truppen schossen in äußerster Wut scharf mit Pistolen; endlich mußte er die Waffen strecken und wurde, die Hände auf dem Rücken gebunden, in das Zelt seines Gegners geführt. D.

Was gute Patente einbringen. — Von Patenten, welche ihren Erfindern oder den zu ihrer Ausbeutung gebildeten Gesellschaften große Vermögen eingebracht haben, sind in den letzten Jahren verschiedene Fälle bekannt geworden. Das Auersche Gasglühlicht zum Beispiel, welches in den ersten fünf Jahren seines Bestehens — das Patent datiert schon von 1885 — sich gar nicht einführen wollte, hat jetzt nicht nur seinen Erfinder zum Millionär, und mehr als das, gemacht, sondern auch den verschiedenen, in Deutschland, England und Oesterreich gegründeten

Gesellschaften märchenhafte Summen eingetragen. Aehnlich ist es mit der Erfindung der Luftreifen zu Fahrrädern, welche seit einigen Jahren in allen Ländern der Erde Millionen umsetzt. Eine einzige Pneumatikgesellschaft, die Dunlop & Co., hat bereits drei Millionen solcher Reifen, von denen das Stück 50 Mark kostet, abgesetzt, — es läßt sich denken, welcher Verdienst dabei in die Taschen der Aktionäre geflossen ist. Der Erfinder und Patentbesitzer der Dunlop-Reifen erhielt gleich bei der Gründung der Fabrik 300,000 Mark ausgezahlt, die Fabrik in England selbst aber, welche mit Ausnahme der Patente nur den Wert von eingezahlten 5 Millionen darstellte, wurde im vorigen Jahre an eine andere Gesellschaft verkauft für — 60 Millionen.

Oft sind es die einfachsten Erfindungen, welche den größten Gewinn absetzen, wie die Stöpselverschlüsse der Soxhlet-Sterilisationsapparate, welche Millionen eingetragen haben; ferner eine ganz einfache Befestigungsklammer für Schachtelecken, die patentierten Messingkappen der Kinderschuhe und einige andere Sachen, die ihre Erfinder im Umsehen reich gemacht haben. Um auf die phänomenalen Erfolge noch viel unscheinbarerer Dinge, denen oft nicht einmal ein Patent-, sondern nur ein Musterschutz zur Seite steht, und die lediglich durch eine gewaltige Reklame in die Höhe gebracht worden sind, hinzuweisen, brauchen wir nur an Lingners Odol oder an Wasmuths Hühneraugenringe zu erinnern. Selbst guten Erfindungen nützt die Reklame oft mehr und früher, bevor ihr eigener Wert zum Durchbruch kommt. So ist das vor mehreren Jahren erfundene Motorzweirad noch heute sehr wenig eingeführt, die bezüglichen Patente dagegen sind im In- und Auslande ausgezeichnet verwertet und stellen den Erfinder völlig sicher.

Manchmal sind es allerdings auch wieder die größten und schwierigsten Erfindungen, welche den besten Nutzen abwerfen. So kann eine chemische oder hüttenmännische Erfindung, die sich patentrechtlich schützen läßt, ganz unglaubliche Gewinne erzielen. Sir William Siemens, der bekannte Erfinder, bezog jahrzehntelang ein fürstliches Einkommen aus dem Gewinne zweier Erfindungen, einer Modifikation der Stahlbereitung und dem Regenerativofen. Ein Patent auf Roheisenerzeugung brachte den

Rheinischen Stahlwerken, die in seinem Besitz sind, in einem Jahre 350,000 Mark an bloßen Patentprämien anderer Eisenwerke ein, die es benutzten. Erfindungen für Kriegszwecke pflegen ja meist am Ziel vorbeizuschießen, schlagen sie aber einmal ein, so geschieht es dann auch in der Regel gründlich. Für eine kleine Aenderung an Repetiergewehren erhielten die Erfinder von der deutschen Regierung 50,000 Mark, für eine andere Erfindung, die das Grusonwerk an die Militärverwaltung abtrat, wurden 400,000 Mark bezahlt.

So groß der Gewinn, so groß ist der Verlust natürlich, wenn ein Patent abläuft, und die Konkurrenz ungehindert zur Nachahmung schreiten kann. Eine bekannte Fabrik von Gasmotoren sah zum Beispiel ihren Jahresgewinn plötzlich um 200,000 Mark fallen, als ein wesentliches Patent abgelaufen war. Originell war der Verdienst eines amerikanischen Erfinders, der sich dort vor einigen Jahren eine Dampfstickmaschine hatte patentieren lassen. Der Bundesrat der Schweiz kaufte dieses amerikanische Patent für 150,000 Franken mit dem einzigen Zweck, es niemals zur Ausführung bringen zu lassen, weil das Aufkommen solcher Maschinen in Amerika den blühenden Handel von Handstickereien, welchen die Schweiz dorthin unterhält, ruiniert haben würde.

Das sieht nun alles ganz rosig aus und könnte Leute, die sich dazu geboren glauben, wohl veranlassen, sich noch tiefer in ihre oft so verhängnisvolle Erfindungssucht hineinzustürzen. Man darf aber nicht vergessen, daß auf ein gut verwertetes Patent hundert kommen, die sich sehr schlecht rentieren. Wie viel größer die Zahl der unverwertbaren Patente gegenüber den einträglichen ist, beweist eine Ziffer der deutschen Patentstatistik, welche angiebt, daß von 1000 erteilten (oder 2000 angemeldeten) Patenten mehr als 80 Prozent im Verlaufe weniger Jahre von den Erfindern wieder im Stiche gelassen werden, weil sie nicht einmal die Patenttaxe einbringen. **B.**

Erfindung der Perücke. — Philipp der Gute, Herzog von Burgund, der Vater Karls des Kühnen, hatte während einer langen schmerzhaften Krankheit all sein Haar verloren, und das war für ihn ein um so größerer Uebelstand, als er schon deshalb

gern recht schön erschienen wäre, um das Herz Isabellas von Portugal, seiner Braut, zu erobern.

In dieser Not nahm Philipp zuletzt seine Zuflucht zu einem Sammetkäppchen, das den Mangel an Haaren ziemlich verdeckte. Der Hof, der immer alles schön findet, beeilte sich, diese sonderbare Tracht Philipps nachzuahmen, und die Belgier erstaunten nicht wenig, als sie den gesamten Hofstaat mit geschorenen Köpfen und schwarzen Sammetkappen in Brüssel einziehen sahen.

Die Vermählungsfestlichkeiten begannen, Philipp entfaltete alle Pracht seiner Herrschaft, wodurch er hoffte, die Mängel seiner Erscheinung weniger bemerkbar zu machen. Unglücklicherweise aber verfolgte ihn ein sehr widriges Geschick, als er sich gerade am eifrigsten bemühte, seiner Braut zu gefallen.

Eines Abends herrschte die tiefste Stille im ganzen Schlosse. Die Infantin kniete vor ihrem Betpulte und verrichtete ihr Nachtgebet; da öffnete sich plötzlich eine Seitenthür, und Herzog Philipp trat ein. Voll Liebe bog er ein Knie vor seiner Braut und bat um Vergebung ob seines Eindringens.

Die beiden führten dann ein langes Gespräch, und durch eine unvorsichtige Wendung fiel im Laufe desselben plötzlich die schwarze Sammetkappe von dem Haupte des Herzogs. Beim Anblick des würdigen Hauptes, das so ganz und gar seiner natürlichen Zierde beraubt war, konnte die Infantin nicht mehr den Ausbruch eines ungemessenen Lachens zurückhalten. Der Herzog stand anfangs wie versteinert da, dann raffte er sich auf und floh aus dem Gemache.

Philipp ließ dann durch die Vermittlung eines Hofbeamten einen hohen Preis aussetzen, wie dem Mangel an Haaren mit Hilfe der Kunst abgeholfen werden könne. Daraufhin meldete sich ein Barbier und bat vorgelassen zu werden.

Als er eingetreten war, zog er aus einem leinenen Sacke eine Art von Käppchen, aber ein Käppchen, mit langen Haaren versehen, wie sie auf einem Menschenkopfe wuchsen. Der Hofbeamte war beim Anblicke dieses Meisterwerkes hoch erfreut und versprach reiche Belohnung.

„Dein Name?“ frug er den Barbier.

„Pierre Lorchant, ich bin aus Dijon, und meines Gewerbes Barbier."

Am Abend dieses merkwürdigen Tages gab Philipp der Gute den Brüsselern einen prachtvollen Ball, wo er geschmückt mit einer Perücke vom herrlichsten blonden Haare erschien. W. H.

Merkwürdige Bestattungen. — Auf Kriegszügen in Feindesland wurden im Mittelalter die Leichen der geringen Leute meist verbrannt, Vornehme dagegen genossen den Vorzug, daß ihnen ihre letzte Ruhestätte an geweihter Stelle, bei den Gräbern ihrer Vorfahren bereitet wurde. Die Leichen einzubalsamieren, schon unter gewöhnlichen Verhältnissen keine leichte Kunst, war nicht möglich; man entschloß sich daher, den Leichnam zu zerstückeln und die Stücke, meist in Hirschhäute gehüllt, so lange mit Wasser und Wein zu kochen, bis sich die Knochen vom Fleische loslösten. Die Gebeine wurden dann mit Spezereien parfümiert und, in Seidenstoffe verpackt, in den Schrein gelegt und nach der Heimat gebracht; das Fleisch begrub man an einer schicklichen Stelle. Ludwig III., Landgraf von Thüringen, starb bei der Rückkehr vom Kreuzzuge am 15. Oktober 1189 auf Cypern. Sein Bruder ließ den Körper sieden und das Herz pulverisieren. Die Knochen und das Herz nahm man nach Deutschland mit und bestattete sie in Schloß Reinhardsbrunn (Sachsen-Gotha); das Fleisch wurde in Cypern beerdigt.

Als der Landgraf Ludwig IV. von Thüringen, der Gemahl der heiligen Elisabeth, 1227 in Otranto starb, wurde er erst in weiße Tücher gehüllt, sein Leichnam aber dann in gleicher Weise behandelt. Seine Gebeine brachte man heim nach Reinhardsbrunn; wenn die Begleiter ausruhten, setzten sie den Schrein in einer Kirche nieder, bedeckten ihn mit einem seidenen Teppich, zündeten Kerzen an und räucherten mit Weihrauch. Auch der Leichnam des heiligen Ludwig wurde in derselben Weise präpariert. Die Gebeine kamen nach Saint-Denis, das Fleisch und die Eingeweide wurden auf Bitten des Königs Karl von Anjou in Monreale beigesetzt. Herzog Ludwig von Bayern starb am 2. Februar 1294 zu Heidelberg; auch sein Leichnam wurde gekocht, und seine Gebeine zur ehrenvollen Bestattung nach Fürstenfeldt übergeführt.

Nicht zuletzt ist der berühmte Staufenkaiser Friedrich Barbarossa zu nennen, der 1190, 70 Jahre alt, im Flusse Seleph ertrank. Sein Leichnam wurde nach Antiochia gebracht und dort gesotten; das Fleisch setzte man in der Kathedrale bei, die Gebeine brachte man einstweilen nach Tyrus; später wollte man sie, wenn Jerusalem gefallen wäre, in dieser Stadt beisetzen. Fürst Bismarck ließ 1874, was wenig bekannt ist, durch den Münchener Historiker J. N. Sepp Nachforschungen in Phönikien vornehmen, ob vielleicht die irdischen Ueberreste des großen Hohenstaufen aufzufinden wären; aber alle Bemühungen blieben vergeblich. — Erst 1299, als der Unfug des Leichensiedens immer mehr überhandnahm, verbot Papst Bonifacius VIII. jedermann bei Strafe der Exkommunikation, die Leichen auszuweiden, zu kochen und zu zerstückeln. D—l.

Springer und Läufer. — Der berühmte französische Schachspieler Philidor (1726 bis 1795) durchzog, um seine Kunst zu zeigen, Deutschland, England und Holland und kam dann nach Frankreich zurück. Hier wünschte ihn der Graf von Artois spielen zu sehen und zwar so, daß Philidor das Spiel leite, aber selbst nicht spiele, sondern die Züge durch einen anderen thun lasse. Philidor ging gern darauf ein, der Graf von Artois jedoch bestach den Gehilfen, einen der ihm aufgetragenen Züge unrichtig auszuführen, damit er Philidors Genie prüfe und kennen lerne. Das Spiel hatte kaum begonnen, da befahl Philidor seinem Spieler, einen Springer zu ziehen, der Spieler aber zog einen Läufer. Zwanzig Züge später geriet Philidors König durch die Königin des Gegners in Schach. „Das ist ja ganz unmöglich," rief Philidor, „mein Springer würde sie nehmen."

„Es steht aber kein Springer da, sondern ein Läufer."

„Ein Läufer?" fragte Philidor, hielt die Hand vor das Auge und dachte nach. Dann sagte er: „Als ich Ihnen beim fünften Zuge sagte, Sie sollten den Springer ziehen, haben Sie mich falsch verstanden und den Läufer gezogen." Bei diesen Worten erhob sich der Graf von Artois, ergriffen vor Erstaunen und Bewunderung, gestand seinen Streich ein und bat Philidor um Verzeihung. D.

Mißverständnisse bei Tieren. — So oft wir auch Gelegenheit finden, die Ueberlegung mancher Tiere zu bewundern, die

eine nicht unbedeutende Intelligenz verrät, so begegnen wir bei diesen Geschöpfen bisweilen doch auch groben Mißverständnissen infolge eines Mangels an richtiger Auffassung. „In einem kleinen Käfig," erzählt Professor Reclam, „hielt ich mir jahraus, jahrein durchschnittlich 20 bis 30 Mäuse. In der Regel leben diese graziösen Geschöpfchen ruhig und friedlich miteinander; sobald aber eines oder mehrere derselben infolge eines besonders leckeren Futters in Streit geraten, so beginnen sie den Kampf regelmäßig mit lebhaften Sprüngen, so daß also ein „Sprung" von ihnen gewissermaßen als Kriegserklärung angesehen wird. Hieraus entsteht nun folgendes drolliges Mißverständnis, das ich bereits mehr denn hundertmal beobachtet habe. Wenn eine oder mehrere neugefangene Mäuse in den Käfig hineingethan werden, so umlagern gewöhnlich die übrigen in Scharen die neuangekommenen, um sie zu beriechen; diese dagegen sind über den ungewohnten Aufenthalt und die zahlreiche Gesellschaft, die sie daselbst antreffen, beunruhigt und springen erschrocken von dannen. Wenn sich nun von zwei entgegengesetzten Seiten zwei Mäuse einer neuangekommenen genähert hatten, und diese entflieht mit einem Sprunge vor ihnen, so nehmen sie, sobald sie den Sprung sehen, augenblicklich Kampfpositur an, das Haar sträubt sich, sie fletschen die Zähne mit einer abscheulichen Grimasse und fallen regelmäßig ergrimmt übereinander her, obwohl sie durchaus keinen Zwist miteinander gehabt haben. Auf der anderen Seite des Käfigs wiederholt sich vielleicht in demselben Augenblick mit zwei anderen Mäusen, zwischen denen die fremde hindurchsprang, dasselbe Schauspiel; auch diese zerbeißen sich grimmig, ohne irgend einen Grund dafür gehabt zu haben, und so ist es schon vorgekommen, daß 16 bis 20 der Tiere zu gleicher Zeit im ärgsten Kampfe miteinander waren, nur deshalb, weil eine neuhinzugekommene vor ihnen sich ängstigte und von ihnen wegsprang, und weil sie diesen Sprung für eine Kriegserklärung ansahen und sofort mit dem ersten besten Nachbar den Kampf begannen." Nichts als ein Mißverständnis! — Aehnliche Mißverständnisse zeigen nach Milne-Edwards Beobachtungen auch die Widder, die aneinander gewöhnt sind und im besten Einverständnis leben, die aber, sobald ihnen die Wolle abgeschoren

ist, wegen der veränderten Gestalt ihre früheren Genossen für fremde Eindringlinge und Feinde halten und deshalb übereinander herfallen und sich gegenseitig erbittert bekämpfen. L. Ht.

Die Leibzeichen. — Im deutschen Strafprozeß des Mittelalters war das Verfahren auf „handhafter That" sehr ausgebildet. Mit diesem Ausdrucke bezeichnete man die Straffälle, in denen der Verbrecher während der That selbst oder auf der Flucht unmittelbar nach verübter That in einer Weise betroffen wurde, die ihn unzweifelhaft als den Thäter erkennen ließ. Da bei solchen Prozessen die Führung des Schuldbeweises dem Ankläger oblag, so mußte dieser, um seinen Zweck erreichen zu können, den Verbrecher verfolgen. Er that dies, indem er hinter demselben herlief und dabei: „Jo dute!" (Herbei, Volk!), „Mordjo! Diebjo!" oder ähnliche Worte rief. Alle, welche dieses Hilfsgeschrei hörten, mußten, sei es bei Tage oder bei Nacht, dem Ankläger Beistand leisten und sich an der Verfolgung des Verbrechers beteiligen. Die Nichtbeachtung dieser Vorschrift wurde mit schwerer Geldbuße geahndet. Gelang es, den Verbrecher zu ergreifen, so knebelte man ihn, band ihm ein Zeichen seines Verbrechens, das sogenannte Leibzeichen, auf den Rücken und führte ihn an einem Stricke vor den Richter. Die Bestimmungen über die Leibzeichen haben sich im deutschen Strafprozeß des Mittelalters sehr lange erhalten. So schrieb zum Beispiel noch das aus dem Jahre 1478 stammende Stadtrecht von Bamberg vor, daß der Ankläger bei Verbrechen auf handhafter That dem Brandstifter einen erloschenen Brand, dem Fälscher einen Falsch (das Gefälschte), dem Diebe und Räuber die entwendete oder geraubte Habe auf den Rücken binden solle. Der Angeklagte, welcher wegen „handhafter, noch nicht übernächtig gewordener That" vor Gericht gebracht wurde, war gewöhnlich ein verlorener Mann; er konnte sich nicht durch seinen Eid und durch Eidhelfer reinigen, da ja die That selbst gegen ihn sprach. Der Ankläger beschwor die Schuld des Angeklagten, wobei aber seine Aussage von sechs Eidhelfern unterstützt werden mußte. Zu Eidhelfern durften in solchen Fällen nur „Schreileute", das heißt Personen gewählt werden, die sich an der Verfolgung und Ergreifung des Verbrechers beteiligt hatten und

nun gewissermaßen als Zeugen auftraten. Auf die Eide des Anklägers und seiner Helfer hin fällte der Richter sofort das Urteil, welches meistens auf Todesstrafe lautete, und hieran schloß sich dann ohne weiteren Aufschub die Vollstreckung desselben. H. Ww.

Veit Stoß. — Es dürfte wenig bekannt sein, daß auf dem Leben des berühmten Nürnberger Bildhauers Veit Stoß ein schwerer Makel gelastet hat. Der Künstler machte sich jahrelang vieler Fälschungen schuldig und wurde streng dafür bestraft. Eine Nürnberger Chronik meldet hierüber: „Am Gerichtstag gestern in der Früh hat man Veit Stoß, den Bildschnitzer, falscher Briefe halber, durch beide Backen gebrannt und schwören lassen, sein Lebtag nicht aus der Stadt zu kommen.“ Veit Stoß lebte nach diesem Vorgang, der im Jahre 1503 stattfand, noch lange genug, um seine Schande durch seinen immer wachsenden Ruhm zu tilgen; er starb in hohem Ansehen, nahezu 84 Jahre alt, 1533 zu Nürnberg. J. D.

Elsässerditsch. — Vor etwa vier Jahrzehnten, also noch zur französischen Zeit, war General Reibel, ein Mann deutscher Abkunft, Kommandant von Straßburg. Er hatte öfter amtlich die Bürgermeister (maires) kleiner elsässischer Städte zu empfangen und mit ihnen zu verhandeln, wobei sich natürlich die Stadtväter alle Mühe gaben, ihre Angelegenheiten in möglichst korrektem Französisch vorzutragen. Reibel pflegte die Herren stets ruhig ohne irgend eine Unterbrechung anzuhören. Wenn sie aber fertig waren, vernahmen sie in der Regel zu ihrem nicht geringen Erstaunen aus dem Munde des alten schlichten Generals die echt elsässischen Worte: „So, wänn ihr jedzd ferti sin, derno wolle mer schwäze, wie us der Schnawel gewachse isch. Jedzd saun (sagt) mer emol uf gut Elsässerditsch, wos ihr eijetlich welle.“ C. K.